

2023



LANDESWETTBEWERB

Deutsche Sprache und Literatur
Baden-Württemberg

dein_Text

2023

Seminar der Preisträgerinnen und Preisträger

16. bis 19. Juli 2023 in Kloster Heiligkreuztal

dein_Text

Der Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg
im Internet:

www.km-bw.de/LandeswettbewerbDeutsch

www.registrierung.landeswettbewerb-deutsch.de

© 2023

© für die einzelnen Beiträge: Bei den Verfassern.

Alle Rechte vorbehalten.

Herausgeber: Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg,
Dr. Juliane Horn (Vorsitzende)

Umschlaggestaltung: Juliane Herrmann

Illustrationen in der Anthologie: Schülerinnen und Schüler des Montfort-Gymnasiums
Tettnang (verantwortliche Lehrkraft: Yvonne Kinzel), des Wildermuth-Gymnasiums
Tübingen (verantwortliche Lehrkraft: Beate Teichgräber) und des Geschwister-Scholl-
Gymnasiums Tübingen (verantwortliche Lehrkraft: Antje Müller).

Fotos vom Kloster: Klosterverwaltung Heiligkreuztal

Layout: Fabian Welsch

Korrekturat der Texte: Preisträgerinnen und Preisträger

sonstiges Korrekturat: Dr. Juliane Horn

Druck und Bindung: Copyshop Fiore Copy & Print

Vorwort



Franziska Kuper

Liebe Preisträgerinnen, liebe Preisträger,

herzlich willkommen zum Seminar der Landespreisträgerinnen und Landespreisträger im ehemaligen Kloster Heiligkreuztal!

Seit 1990 fordert der Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg alljährlich SchülerInnen der gymnasialen Oberstufe dazu heraus, sich schreibend mit sich selbst und der Welt auseinanderzusetzen. Am 33. Landeswettbewerb 2023 haben 514 junge Menschen aus dem ganzen Land teilgenommen. Aus diesen Beiträgen hat die Jury Ihre 20 Arbeiten für einen Landespreis ausgewählt. Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Erfolg!

Als Anerkennung Ihrer besonderen Leistung haben wir Sie in die ehemalige Zisterzienserabtei Heiligkreuztal eingeladen. Ins Kloster, abgeschieden vom Treiben der Welt, haben sich seit Jahrhunderten Menschen zurückgezogen. Hier widmete man sich dem geschriebenen und gesprochenen Wort in besonderer Weise, hier fand man Zeit zum Schreiben und Lesen. Klöster waren aber auch Orte der Begegnung, an denen sich Menschen zu Gespräch und Gedankenaustausch trafen. Und nicht zuletzt wurden hier Kunst und Musik gepflegt, davon gibt auch diese wunderschöne Klosteranlage ein eindruckliches Zeugnis.

Diese Tradition wollen wir bei der Gestaltung des Seminars fortsetzen. Wir möchten Ihnen (Zeit-) Räume schaffen, in denen Sie schreiben und sich über Texte austauschen können. Wir möchten Ihnen Gelegenheit bieten zu Begegnung und Austausch mit Persönlichkeiten, die beruflich mit Sprache und Literatur befasst sind (als Schriftsteller, als Journalistin oder Wissenschaftlerin) und mit Mitgliedern des Kuratoriums und der Jury. Darüber hinaus sollen Sie natürlich die Möglichkeit haben, auch die anderen Preisträgerinnen und Preisträger kennenzulernen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Zu Glückwünschen gehören üblicherweise Blumen. Unser bunter Blumenstrauß ist diese eigens für Sie gestaltete Broschüre, die Ihre Texte enthält.

Die Texte, von den Jurorinnen und Juroren ausgewählt, sollen Sie neugierig machen auf die Beiträge der anderen Preisträgerinnen und Preisträger. Sie vermitteln einen Eindruck von der Vielfalt der Arbeiten und von der jeweils individuellen sprachlichen und inhaltlichen Gestaltung des gewählten Themas. Es sind Arbeiten zu sechs Themen vertreten, denn in diesem Jahr wurden nicht zu jedem Thema Preise verliehen.

Daneben bietet die Broschüre Informationen zum Programm des Seminars. Und es gibt leere Seiten – diese können Sie selbst gestalten, mit Fotos und Kommentaren, Widmungen und Notizen, mit Erinnerungen an besondere Momente.

Mein besonderer Dank gilt den Jurorinnen und Juroren, die dieses Seminar mitgestalten und jedes Jahr ein sehr großes Lektürepensum bewältigen. Bedanken möchte ich mich auch ausdrücklich beim Kuratorium.

Ein weiteres, herzliches Dankeschön geht an Antje Müller und die vielen Kunst-Schülerinnen und Schüler für die künstlerische Verarbeitung der Themen und an Fabian Welsch für das Layout der Broschüre.

Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Tagungshauses Kloster Heiligkreuztal danke ich für den aufmerksamen und ausgezeichneten Service in ihrem Haus. Wir freuen uns, dass wir in diesem Jahr

hier zu Gast sein dürfen.

Und nicht zuletzt möchte ich mich bei unseren Sponsoren und Partnern bedanken, die den Landeswettbewerb alljährlich mit vielfältigen und großzügigen Spenden unterstützen.

Bereits seit der Mitte des 12. Jahrhunderts gab es hier bei Heiligkreuztal fromme Frauen, das Kloster wurde 1227 gegründet und die Frauen wurden offiziell in den Orden der Zisterzienser aufgenommen. 1843 zogen die letzten 4 Zisterzienserinnen aus, 1972 wurde es zur Bildungs- und Begegnungsstätte ausgebaut und jetzt sind natürlich die Herren ebenfalls erlaubt... Es ist ein unvergleichlicher, jahrhundertealter Ort, an dem Sie als Schreibende sich sicherlich wohl fühlen werden. Ihnen, liebe Preisträgerinnen und Preisträger, wünsche ich nun bereichernde und unvergessliche Eindrücke und Erfahrungen an diesem alten und wahrhaft wunderbaren klösterlichen Ort!

Im Juli 2023

Ihre



Dr. Juliane Horn
Vorsitzende des Kuratoriums

Programm



Annsophie Lohmüller

Seminar der Landespreisträgerinnen und Landespreisträger vom 16. bis 19. Juli 2023 im Bildungshaus Kloster Heiligkreuztal

Program m

Sonntag, 16. Juli 2023

11.30 Uhr	Eröffnung des Preisträgerseminars DR. JULIANE HORN Vorsitzende des Kuratoriums
12.00 Uhr	Mittagessen
13.30 Uhr	<i>Wie entsteht (m)ein Text?</i> Werkstattgespräch MITGLIEDER DER JURY
15.30 Uhr	<i>Wer sind die anderen?</i> Sprech- und Performance-Workshop zum Kennenlernen DR. MELANIE HONG Jurorin
18.00 Uhr	Abendessen
20.00 Uhr	Lesung aus den Preisträgertexten TOBIAS KÖRNER Juror
	Preisträger und Juroren im Gespräch

Montag, 17. Juli 2023

8.00 Uhr	Frühstück
9.00 Uhr	<i>Blicke und Worte</i> Schreibwerkstatt DR. WOLFGANG SPRECKELSEN Juror
12.00 Uhr	Mittagessen
13.30 Uhr	<i>Worte und Bilder</i> Literarische Landschaftsmalerei DR. WOLFGANG SPRECKELSEN Juror
16.30 Uhr	<i>Der Mensch und seine Dinge</i> Bemerkungen zur Literatur der Jahrhundertwende PROF. DR. DOROTHEE KIMMICH Universität Tübingen
18.00 Uhr	Abendessen
20.00 Uhr	neuigkeiten die neu bleiben - Lesung und Gespräch mit dem Autor Arne Rautenberg Moderation: DR. MELANIE HONG Jurorin

Dienstag, 18. Juli 2023

8.00 Uhr	Frühstück	
10.00 Uhr	<i>mehr licht im gedicht</i> ein Schreib-Workshop ARNE RAUTENBERG, Autor	
12.00 Uhr	Mittagessen	
13.30 Uhr	Führung durch das Kloster Heiligkreuztal	
16.00 Uhr	Das Qualifikationsverfahren – Vom Landespreis zur Studienstiftung DR. JULIANE HORN Vorsitzende des Kuratoriums FABIAN WELSCH, Kuratorium und Alumnus der Studienstiftung	
17.30 Uhr	Mit allen Sinnen schreiben – die Reportage KARA BALLARIN Landeskorrespondentin Schwäbische Zeitung	
19.00 Uhr	Abendessen	
20.00 Uhr	Preisträger und Juroren im Gespräch	

Mittwoch, 19. Juli 2023

8.00 Uhr	Frühstück	
9.00 Uhr	<i>Den Raum mit der Stimme erforschen</i> Münster Heiligkreuztal DR. WOLFGANG SPRECKELSEN Juror	
10.00 Uhr	Das Preisträgerseminar: Rückblick und Rückmeldung MITGLIEDER DER JURY	
11.30 Uhr	Feierliche Preisverleihung im Stucksaal des Klosters Heiligkreuztal JAN A. WOHLGEMUTH Regierungsschuldirektor im Ministerium für Kultur, Jugend und Sport Baden-Württemberg	
	DR. JULIANE HORN Vorsitzende des Kuratoriums	
13.30 Uhr	Empfang	
15.00 Uhr	Ende des Seminars	

Ort: Das Kloster Heiligkreuztal



Porta patet – cor magis

Die Tür steht offen, mehr noch das Herz.

Dass den Menschen im Frauenkloster Heiligkreuztal seit seiner Stiftung 1227 eindrucksvolle Türen offen stehen, ist nicht zuletzt der Äbtissin Maria Holzapfel zu verdanken: Unter ihrem Vorstand wurde das Kloster in den Jahren 1723 bis 1761 in seine heutige Bauform überführt. Obschon in diesem Zuge im barocken Stil modernisiert, sind die Elemente der Spätgotik weithin sichtbar – trugen doch die gründenden Zisterzienserinnen des Klosters zur Verbreitung dieser architektonischen Stilrichtung in Deutschland maßgeblich bei.

Da in das Kloster Heiligkreuztal vorwiegend Töchter aus Adelsfamilien eintraten, „gewann es durch Schenkungen zunehmend an Wohlstand“.¹ Dieser Wohlstand verhalf dem Kloster im Laufe seiner Geschichte den vielen Plünderungen in Kriegszeiten zu trotzen und sich ständig baulich erweitern zu können.²

So ist das Kloster nicht nur „eine der eindrucksvollsten Klosteranlagen in Südwestdeutschland“, sondern auch ein Kunstwerk für sich:



Der restaurierte Kreuzgang des Klosters Heiligkreuztal

¹ Diözese Rottenburg-Stuttgart: Kloster Heiligkreuztal. Tagungshaus. URL: <https://www.kloster-heiligkreuztal.de/fileadmin/default/user/files/Alle_Haeuser/Prospekte/Kloster_Heiligkreuztal.pdf> [Stand 09.06.2023].

² Diözese Rottenburg-Stuttgart: Chronik. Auszug aus der Geschichte. URL: <<https://kloster-heiligkreuztal.com/#eindruecke>> [Stand: 09.06.2023].

Nach dem Auszug der letzten vier Zisterzienserinnen im Jahr 1843, bedingt durch die Auflösung des Klosters im Jahre 1803 im Zuge der Säkularisierung, wurde es Ende des 20. Jahrhunderts als Bildungs- und Begegnungsstätte ausgebaut.³ Durch stete Renovierungen in den vergangenen Jahren ist das Kloster Heiligkreuztal heute eine Schatztruhe von Kunstwerken und architektonischen Sehenswürdigkeiten.

Das Herzstück der Klosteranlage bildet das Münster mit prachtvollen Kunstwerken wie der berühmten Christus-Johannes-Minne aus dem Jahr 1310, zu bewundern in einer Nische an der Chorstirnwand, oder den Fresken des Meisters von Meßkirch aus dem 16. Jahrhundert.

Doch auch die Refektorien, die Zellen der Klosterfrauen, der Engelgarten sowie die Außenanlagen wurden in den letzten Jahren aufwendig restauriert. All dies macht das Kloster Heiligkreuztal zu dem „sehenswerteste[n] Frauenkloster der Zisterzienser“⁴ und zu einem beeindruckenden Rahmen der diesjährigen Preisverleihung.



Der Engelgarten des Klosters Heiligkreuztal

³ Diözese Rottenburg-Stuttgart: Chronik. Auszug aus der Geschichte. URL: <<https://kloster-heiligkreuztal.com/#eindruecke>> [Stand: 09.06.2023].

⁴ Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg: Erlebnis Kloster. URL: <https://www.klosterheiligkreuztal.de/erlebnis-kloster> [Stand: 09.06.2023].



Zelle der Klosterfrauen



Pavillon am Klosterweiher

Begegnungen



Mateo Brendel

Kara Ballarin



Foto: Sebastian Engelmann

Kara Ballarin, Jahrgang 1979, arbeitet seit sieben Jahren im Stuttgarter Landesbüro der Schwäbischen Zeitung. Ihr Hauptaugenmerk liegt als Korrespondentin auf politischer Berichterstattung, für die Seite 3 ihrer Zeitung schreibt sie zudem regelmäßig Reportagen. Die gebürtige Pfälzerin hat erste journalistische Erfahrungen während ihrer Studienzeit bei ihrer Heimatzeitung Die Rheinpfalz gesammelt. Ihr crossmediales Volontariat absolvierte sie bei der Schwäbischen Zeitung mit Hauptsitz in Ravensburg und leitete im Anschluss daran einige Jahre eine Lokalredaktion.

2007 schloss Kara Ballarin ihr Magisterstudium der Englischen und Amerikanischen Literatur, Politikwissenschaft sowie Kunst- und Medienwissenschaft in Konstanz ab. Ein Stipendium führte sie in ihrer Studienzeit zudem ein Jahr ans Trinity College in Dublin, Irland.

Frau Ballarin ist Mitglied des Kuratoriums des Landeswettbewerbs Deutsche Sprache und Literatur.

Arne Rautenberg



Foto: Birgit Rautenberg

Arne Rautenberg wurde 1967 in Kiel geboren. Nach dem Studium der Kunstgeschichte, Neueren Deutschen Literaturwissenschaft und Volkskunde lebt er seit 2000 als Dichter und Künstler in seiner Geburtsstadt. Seine Gedichte sind in mehreren Einzeltiteln sowie zahlreichen Anthologien erschienen. 2013 hatte Arne Rautenberg die Liliencron-Poetik-Dozentur inne. 2016 wurde er mit dem Josef-Guggenmos-Preis, dem ersten Preis für Kinderlyrik, der je in Deutschland vergeben wurde, ausgezeichnet. 2017 wurde er in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung gewählt; 2020 erhielt er den Kieler Kulturpreis und 2022/23 das Stipendium der Deutschen Akademie Rom Villa Massimo. Sein Gedichtband permafrost

wurde in die Liste der Lyrikempfehlungen 2020 aufgenommen. Mit seiner Lyrik, mit Gedichten für Kinder und seiner visuellen Poesie ist Arne Rautenberg einer der vielseitigsten zeitgenössischen Dichter im deutschen Sprachraum.

„Es lohnt sich, diesen Dichter ans Fenster zurückzuholen und mit seinem ›Menschenauge‹ unseren gefährdeten Planeten neu anzuschauen.“

Michael Braun, taz

„Radikal und anrührend, freundlich, wahrhaftig.“

Marion Poschmann, Lyrikempfehlungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung

„Wach sein, die anderen ernst nehmen, über sich selbst auch lachen. Gedichte entwerfen als ›torkelnde Horrorboxen‹, so versetzt Rautenberg seine Leser in Staunen.“

Christian Metz, FAZ

„Einer der bekanntesten Dichter Deutschlands.“

NDR

Dorothee Kimmich



Foto: privat

Dorothee Kimmich, 1961, hat in Tübingen und Paris Germanistik, Geschichte und Philosophie studiert. 1991 an der Universität Freiburg promoviert, wurde 1999 habilitiert und ist seit 2002 Professorin für Neuere deutsche Literatur an der Universität Tübingen. Seit 2004 leitet sie die Tübinger Poetik-Dozentur, zudem einen deutsch-französischen Studiengang und seit 2012 auch ein Graduiertenkolleg in Kooperation mit der Université Aix Marseille.

Ihre wichtigsten Buchveröffentlichungen sind: Epikureische Aufklärungen. Philosophische und poetische Konzepte der Selbstsorge (1993), Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart (1995 u. ö.), Wirklichkeit als Konstruktion. Studien zu Geschichte und Geschichtlichkeit bei Heine, Büchner, Immermann, Stendhal, Keller und Flaubert (2002), Charlie Chaplin. Eine Ikone der Moderne (hg. 2003), Lebendige Dinge in der Moderne (2011), Ins Ungefähre. Ähnlichkeit und Moderne, Paderborn 2017; Leeres Land: Niemandsländer in der Literatur, Göttingen 2021.

Gesichter des Wettbewerbs



Dr. Juliane Horn
Vorsitzende des
Kuratoriums und
Jurorin



Tobias Körner
Juror



Daniel Ebert-Janka
Juror



Dr. Wolfgang
Spreckeslen
Juror



Dr. Melanie Hong
Jurorin



Fabian Welsch
Broschüre und
Webseite

Preisträgerinnen und Preisträger



Mia Felzmann

Preisträgerinnen und Preisträger 2023

Judah Alze

Nicolaus-Kistner-Gymnasium Mosbach
Thema 1

Moritz Grevel

Freie Waldorfschule am Illerblick Ulm
Thema 1

Jamila-Nnenna Laade

Eckenberg-Gymnasium Adelsheim
Thema 1

Finn Lukschanderl

Eugen-Bolz-Gymnasium Rottenburg am Neckar
Thema 2

Emily Maltar

Markgraf-Ludwig-Gymnasium Baden-Baden
Thema 2

Alea Moog

Friedrich-Gymnasium Freiburg im Breisgau
Thema 2

Charlotte Breuer

Graf-Zeppelin-Gymnasium Friedrichshafen
Thema 3

Muriel Schäfer

Graf-Zeppelin-Gymnasium Friedrichshafen
Thema 3

Leonard Timm

Gymnasium Spaichingen
Thema 3

Marco Fuhge

Ottheinrich-Gymnasium Wiesloch
Thema 5

Katja Hohe

Erasmus-Gymnasium Denzlingen
Thema 5

Julie Höll

Gymnasium Remchingen
Thema 5

Julia Kollum

Helmholtz-Gymnasium Karlsruhe
Thema 5

Matilda Reimer

Robert-Bosch-Gymnasium, Wendlingen
Thema 5

Jelena Cupic

Faust-Gymnasium Staufen
Thema 7

Lorenz Heini

Elisabeth-Selbert-Gymnasium Filderstadt
Thema 7

Alexandra Odenbreit

Friedrich-Abel-Gymnasium Vaihingen Enz
Thema 7

Maria Susewind

St. Dominikus-Gymnasium Karlsruhe
Thema 7

Anna Thommes

Max-Born-Gymnasium Neckargemünd
Thema 7

Alina Riegger

Eugen-Bolz-Gymnasium Rottenburg am Neckar
Thema 8

Matteo Schraff

Karl-Maybach-Gymnasium Friedrichshafen
Thema 8





Themen




Henriette Weckherlin

Themen des 33. Landeswettbewerbs

Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg 2023

- Thema 1 **Ein verlassener Ort**
Beobachten, beschreiben, reflektieren
Grundlage für das Gelingen der Arbeit ist, dass konkret und genau beobachtet wird. Die Beobachtungen sind Ausgangspunkt für Beschreibung und Reflexion.
- Thema 2 Zum 200. Todestag E.T.A. Hoffmanns
Der Rausch des Imaginären
Gestalten Sie einen persönlichen Zugang zu E.T.A. Hoffmann. Sie sind frei, einen kreativen oder analytischen Zugang zu wählen.
- Thema 3 **Wie eine Nachricht zum Skandal wird.**
 Analysieren Sie (mindestens) einen konkreten Fall.
- Thema 4 **Emojis – Funktion und Gebrauch in Textnachrichten**
 Analysieren Sie Chatverläufe.
- Thema 5 **Aufgebrochen.**
Gestalten Sie eine Situation.
Eine Situation soll unter dem genannten Thema gestaltet werden. Beachten Sie, dass das Thema im Vordergrund steht und dass Sie die Gestaltung einer Situation ins Zentrum stellen.
- Thema 6 **Tristan und Isolde – verbotene Liebe vom Mittelalter bis heute**
 Grundlage für eine vergleichende Analyse mit mindestens einem späteren Werk soll der Roman „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg aus dem 13. Jahrhundert sein.
- Thema 7 **Schreiben Sie eine unheimliche Geschichte.**
- Thema 8 **Heimatverlust 2022**
 Schreiben Sie eine Reportage über Geflüchtete an Ihrem Wohnort.

 bedeutet: Partnerarbeit möglich

Sonderpreis wissenschaftliches Arbeiten möglich für Thema 2, 3, 4 oder 6.

Ein verlassener Ort

Beobachten, beschreiben, reflektieren



Anne-Marie Graf



Judah Alze
Nicolaus-Kistner-Gymnasium
Mosbach

33. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Das Haus der 1000 Gesichter

Ich hatte gar nicht weit gehen wollen. Ich hatte nur die Natur oberhalb unseres Ferienhauses erkunden und einen klareren Kopf bekommen wollen. Also war ich auf der schmalen, steinernen Straße dem Weg durch das große, alte Tor gefolgt, das ich schon häufig betrachtet aber noch nie durchschritten hatte. Nach keinen zwanzig gedankenverlorenen Metern hatte ich aufgeblickt. Und da war es.

Links von mir. Um es herum ein ermüdeter, bedeckter Rasen.

Im ersten Moment ist es nicht nur das wirkliche Erscheinungsbild des Hauses, das mich so in den Bann zieht, es ist schon einfach seine bloße Existenz und die Tatsache, dass diese bloße Existenz alleine diesen Eindruck auf mich macht.

Es ist ein Ort an einem Ort, an dem ich nicht erwartet hätte, dass es einen Ort geben könnte.

Es raschelt unter meinen Füßen, als ich auf den trockenen Untergrund trete. Das ausgetrocknete Gras, zugedeckt von einer dicken Schicht brauner Laubblätter, scheint auf mich zu reagieren. Der weiche Boden zieht mich an, wie die große, zerfallene Häuserreihe direkt vor mir.

Ein Ort an einem Ort, an dem ich nicht erwartet hätte, dass es einen Ort gegeben haben könnte. War es ein Ort? Ist es ein Ort?

Ich streiche meine schnell aufkommenden Fragen, wie die um mich schwirrenden Fliegen weg und mache einen weiteren Schritt auf das Gebäude zu.

Schon wieder knistert der Boden bei meiner Bewegung, doch ich lasse mich nicht lange von den braunen Ästen und niedrigen wachsenden Dornen ablenken. Ich schaue auf das, nun im Schatten liegende, Bauwerk.

Es ist nicht besonders hoch – vielleicht fünf oder sechs Meter – und nicht besonders architektonisch beeindruckend.

Es ist auch nicht besonders modern oder intakt. Es ist eine Ruine.

Die Steine, aus dem die Überreste zusammengesetzt sind, sind grobe aber nicht kantige Natursteine. Sie sind grau – wie man es von Steinen erwarten würde – aber grau in einer besonderen Art und Weise, durch die sich manche Steine als blau, gelb, grün und orange abgrenzen. Sie fügen sich zu einem wackligen Konstrukt zusammen, das trotz seiner erkennbaren Unordnung erstaunlich beständig und geplant erscheint. Aus den Ritzen, zwischen den Steinen, schauen abwechselnd kleinere Pflanzen und schwarze Löcher heraus.

Sich von diesen unordentlicheren Steinen abgrenzend, bilden drei massive Steinbalken eine Tür, die mir entgegen blickt. Auf ihnen finden sich unzählige, dünne, horizontale Rillen. Es sind so viele, dass ich den Eindruck bekomme, sie versuchten die Verkommenheit und die Unüberlegtheit des restlichen Ortes zu kompensieren.

Denn der weiche, belaubte Weg führt nicht durch die Tür, er staut sich auf ihrer Schwelle. Es scheint als lägen hier Jahrzehnte von gefallen Blättern übereinander. So hält die Häuserwand eine Flut aus Erde und Natur zurück in der auf der linken Seite eine noch halb intakte Mauer steht. Wie Speere ragen holzige Pflanzen aus Überresten von Steinhäufen, während diese im Getümmel untergehen.

Auch an der Hauptwand tummelt sich das Leben. Eine Efeuranke, geziert mit einzelnen verwelkten braunen und gelben Blättern, klettert in dunkelgrünen Dreiecken nach oben und breitet sich über den linken Türrahmen und den Überresten der oberen Stockwerke aus.

Auch ich fange an mich auszubreiten. Meinen nächsten Schritt setze ich weniger zögerlich. Je näher ich dem Haus komme, desto stärker spüre ich seine scheinbare unsichtbare Anziehungskraft. Gleichzeitig warnen mich die unzähligen Steinhäufen und zusammengebrochenen Wände und das Ungewisse, das unter ihnen vergraben ist.

Anstatt das Haus vor mir zu betreten, gehe ich also an seiner Wand entlang.

Schon nach dem ersten Schritt sehe ich, was ich vorher schon erspät hatte; ich befinde mich an einer zerfallenen Häuserreihe, nicht nur einem einzelnen Haus.

Keine zwei Meter neben der Eingangstür des nach vorne blickenden Hauses, öffnet sich der Weg in eine schmale aber erstaunlich gerade Gasse. Sie ist voller Pflanzen an den Wänden und Steinhäufen auf dem Boden. Auf ihrer linken Seite befinden sich mehrere Hauseingänge. Ohne es richtig zu bemerken, laufe ich auf den ersten zu.

Die Häuserwand und Eingangstür sehen aus, wie bei überall im Gebäudekomplex. Vor der Tür lehnt eine kniehohle Platte aus Stein und Putz, sie versperrt nur zu Teilen den Blick nach innen.

„Innen“ scheint ein guter Ausdruck für das Innere des Hauses zu sein, denn viel mehr ist nicht da. Die Tür führt direkt in ein metertiefes Loch hinein. Teile des Bodens von einem der Stockwerke sind noch zu erkennen, der Rest muss weggebrochen sein. Eine einzelne

abgebrochene Holzlatte ragt nahe dem Eingang in einem steilen Winkel aus der Wand. Sie ist eine letzte Andeutung an das was hier einmal war, ansonsten ist innen nur Leere.

Und doch ist da Leben. Pflanzen haben sich das Gebäude als neues Zuhause genommen. Sie hangeln sich, schlängeln sich, halten sich, wachsen sich, leben sich an der Wand entlang. Sie hängen wie Seile und klettern wie kleine Schlangen in nassem Gras.

Sie quellen aus den unterschiedlich großen Fenstern, umschlingen den Türrahmen und bilden, da wo das eigentliche Dach verschwunden ist, ein neues Dach aus Zweigen, Flechten und Blättern. Hellgrüne Efeuranken bringen Farbtupfer in die glatten, graubraunen Äste, die sich an den Wänden schmiegen.

Die Pflanzen geben dem Haus eine neue Haut. Ein neues Fell. Es sieht aus als wollten sie es zusammenhalten.

Ich muss lachen als ich diesen Gedanken habe. An Zusammenhalt ist bei einer Ruine wie dieser eigentlich nicht zu denken. Überall sieht man, wie alles auseinanderbricht und Auseinanderbrechen und Zusammenhalt scheinen gegensätzlich.

Trotzdem kann ich beides am gleichen Ort sehen; während die Mauern weiter zerfallen, verstärkt die Natur ihren Griff um die Steine und breitet sich aus. Der einzige Grund, aus dem die Pflanzen hier überhaupt in ihrem Zusammenhalt so präsent sein können, ist das ursprüngliche Auseinanderbrechen. Ich bin also nicht nur an einem Ort antithetischer Koexistenz, Zusammenhalt und Auseinanderbrechen scheinen sich sogar zu bedingen.

Und doch weiß ich nicht welches Auseinanderbrechen hierbei überwiegt. Ist es nur das des verlassenen Hauses oder hat ein Auseinanderbrechen erst ursprünglich zu dem Verlassen geführt? Was musste auseinander brechen, damit die Menschen, die dieses Gebäude einmal mit Innenraum kannten, es auseinanderbrechen ließen?

Wie die Fenster und Türen, bei denen nur noch die Rahmen – nur noch Andeutungen und Negativformen – übrig bleiben, zeigen mir die wilden Pflanzen also, wie die Gegenwart eine Andeutung der Vergangenheit sein kann. Ist das, was die Gegenwart ist?

Wieder versuche ich meine Gedanken wegzustreichen. Wollte ich nicht hierher kommen um einen klareren Kopf zu bekommen?

Anstatt also weiter in das verlassene Loch des ersten Hauses zu starren, drehe ich mich um und setze einen ersten Schritt in den Gang zwischen den Häusern.

Nachdem ich über einen weißen Haufen Putz steige, raschelt der Boden nicht. Er ist noch weicher und auch brauner als der vor dem Gebäude, ich spüre wie er mich leise abfedert. So wird die Stille wirklich wahrnehmbar, nur das leise Rauschen eines sanften Windes durch die Steine und Blätter ist zu hören.

Dafür spüre ich aber plötzlich wie viel kühler es hier zwischen den Mauern ist. Der Schatten schützt vor der Sonne, die nur in einigen rundlichen Lichtflecken, die Steine schmückt, Dadurch, dass das Licht durch die Pflanzendecke dringt und leicht grünlich erscheint, fühlt sich der Durchgangsweg sicherer und freundlicher an als der äußere Eindruck erwarten lassen würde.

Auch hier, wie überall, haben sich Pflanzen ausgebreitet. Knotige Schlingpflanzen und grünes Efeu leben gegenüber voneinander, von oben hängen hellgrün leuchtende Ketten runder Blätter.

Ich strecke meinen Arm langsam in Richtung der Wand und streiche sanft an ihr entlang. Der Stein ist kühl und leicht feucht, er ist rau und doch weich. Und er ist hart. Natürlich erwartet man das von Stein, aber ich bemerke erst jetzt wie ich durch den omnipräsenten Zustand des Verfalls das Vertrauen in den Stein und seine Fähigkeit trotz Auseinanderbrechens zusammenzuhalten verloren habe.

Dennoch ist mein Körper angespannt, bereit sich jeden Moment vor herabstürzenden, zusammenbrechenden Steinwänden zu schützen. Denn wenn sich Auseinanderbrechen und Zusammenhalt in eine Richtung bedingen können, wieso sollten sie es in die andere nicht auch tun? Woher weiß ich, dass die Pflanzen das Fundament stärken und nicht schwächen? Wie soll ich vertrauen wenn ich nur nicht-weiß?

In der Luft liegt ein leicht modriger, muffiger Geruch, der sich mit dem der Pflanzen und des Lebens mischt. Durch ihn hindurch und um meine Beine herum schwirren hektisch einige Stechfliegen.

Während ich versuche sie abzuwehren und gleichzeitig so viel von dem Ort aufzunehmen und wahrzunehmen wie möglich, steige ich über einen Haufen voller dorniger Äste und gehe ein paar wenige kleine Schritte, bis ich vor einem braunen Stofflederschuh stehe.

Der Schuh selbst steht auf einem Haufen brauner Laubblätter auf einer moosbewachsenen Treppenstufe, die zu einem weiteren Hauseingang führt. Er steckt zwischen den Steinen der oberen Stufe und einem kurzen dicken Aststück, seine Öffnung schaut nach oben und

scheint mich anzublicken. Seine braune Farbe hat sich an Stellen schwarz und an anderen weißlich verfärbt.

Als ich näher trete um ihn genauer zu betrachten, fällt mein Blick in das Haus hinein. Hinter der dicken Steinwand befindet sich wieder eine Sphäre der Leere. Regelmäßig positionierte, rechteckige, dunkle Löcher in der Wand und laubdurchsetzte Steinhaufen auf dem Boden mehrere Meter unter mir, deuten Stockwerke der Vergangenheit an. Wandfragmente geben Struktur. Weitere Pflanzen, die sich aus dunklen Knollen unten in schlängelnden, immer dünner werdenden Bögen ausbreiten, schmücken die Wände und Fenster.

Ansonsten wird die Leere des Raums nur durch einen einzelnen wirklichen Baum durchkreuzt. Sein Stamm ist dünn, graubraun und glatt, an einigen wenigen Stellen verziert mit hellen Flechten. Er lehnt schräg an einem Teil der Hinterwand. Erst hier öffnet er seine Krone in eine Vielzahl dünner Äste und Blätter, die mit dem restlichen Naturdach verschmelzen.

Unten steht er auf einem halb eingestürzten Mauerfragment. Unzählige Wurzeln schlingen sich um einen Brocken mehrerer Steine. Der Baum versucht sich festzuklammern. Er versucht an einem Ort bleiben zu können, der nicht für ihn gemacht ist und das nie war. Der Baum versucht zu bleiben obwohl so viel gegen ihn zu stehen scheint.

Natürlich weiß ich, dass der Baum vermutlich gar nichts will. Anders als ich kann er keine komplizierten Satzkonstruktionen bilden um sich seiner Gedankenwelt klar zu werden. Er kann nicht tief durchatmen und mit letzter Kraft seine Muskeln weiter anstrengen.

Aber kann er deswegen keine Hoffnung haben? Ist er deswegen nicht lebendig? Versucht er nicht trotzdem irgendwie sich festzuklammern um seiner eigenen Vergänglichkeit entgegen zu wirken?

Ich muss an ein Zitat der Autorin Amy Krouse Rosenthal denken. In „Textbook Amy Krouse Rosenthal“ schreibt sie: “Wie viel öfter darf ich dann noch einen Baum anschauen? 12.395? Es muss eine genaue Anzahl geben. Sagen wir einfach, es sind 12.395. Das viel, absolut, aber

es ist nicht unendlich und alles weniger als unendlich wirkt wie eine zu kümmerliche Zahl und scheint nicht zu genügen.“¹

Die Fragen, die ich in dieser Ruine stelle sind ähnlich und doch anders. Ich frage nicht nur wie viele Bäume ich noch sehen werde, vielmehr frage ich, wie oft dieser Baum hier gesehen werden wird und wie viele Menschen er sehen wird. Wie viele Gesichter haben dieses Haus besucht? Wie vielen hat es etwas bedeutet? Wie viele Gesichter wird dieses Haus gesehen haben?

Auch hier muss es eine genaue Zahl geben. Werden es 500 gewesen sein? 1000? Und werden die Gesichter dieselbe geringe Bedeutung gehabt haben, wie es einer meiner 12.395 Bäume für mich hat, wenn ich ihn im Alltag erblicke?

In dem Moment in dem ich die Möglichkeit der Bedeutungslosigkeit dieses aufgeladenen Ortes realisiere versuche ich mich gegen sie zu wehren. Alles um mich herum, die Pflanzen, die Farben, die Überreste des Bauwerks, hat viel mehr Bedeutung und viel mehr wahrgenommene Gesichter als ich erahnen kann.

Aber alles um mich herum ist auch Produkt und Opfer der Vergänglichkeit. Alles um mich herum hat Vergängliches verdrängt und wird aus dem gleichen Grund verdrängt werden. Auch an einem Ort, an dem man sich der Vergänglichkeit nur bewusst sein kann, ist sie am Werk. Egal was ich oder irgendjemand tut, auch die Anzahl an Gesichtern, die dieses Haus sehen wird und die die es sehen werden ist weniger als unendlich. Es muss eine genaue Zahl geben.

Und doch macht mir die Ruine vor mir klar, dass es bei ihr um so viel mehr als Zahlen geht. Auch wenn ich der einzige Mensch hier bin, ist das Gebäude doch getränkt in der Realität der Menschen. Nicht nur die Zeit und die Kraft, die für seine Errichtung notwendig gewesen sein müssen, auch das Verlassen derer Nachfolger und alles zwischendrin.

Trotzdem steht das Verlassen der Menschen im Vordergrund des Bauwerks – es liegt am nächsten, weil es das ist, über das man sich sicher sein kann.

Es ist unklar was vor dem Verlassen passiert ist, es ist unklar wie es zum Verlassen gekommen ist, es ist unklar wohin diejenigen gegangen sind, die verlassen haben, und es ist

¹ Eigene Übersetzung; Original: "How many more times then, really, do I get to look at a tree? 12,395? There has to be an exact number. Let's just say it is 12,395. Absolutely, that is a lot, but it is not infinite, and anything less than infinite seems too measly a number and is not satisfactory."

unklar was genau mit den Verlassenen zu tun ist. Nur das Verlassen ist klar und, dass trotz allem neues Leben entstehen kann. In diesem Sinne, ist das vom Verlassen der Menschen geprägte Gebäude fast wie vom Verlassen geprägte Menschen.

Aber was tut man mit diesem Wissen und besonders mit diesem Unwissen? Das Unwissen, das wie eine Leere hier sitzt.

Die Leere dazwischen, wie Laotse es in „Das Sein des Nichts“ nennt, ist auch hier in den Räumen der Leere mehr als spürbar. „Dreißig Speichen treffen die Nabe, die Leere dazwischen macht das Rad. [...] Das Sichtbare bildet die Form eines Werkes, das Nicht-Sichtbare macht seinen Wert aus.“ schreibt er. In der Leere hält sich das Unwissen auf. Die Ungewissheit darüber, was einmal war. Was und wer sich hier einmal befunden haben. Wie alles aussah.

Die leeren großen Räume – die Löcher – in den Häusern machen ihren Eindruck – ihren Wert – aus. Sie lassen es nicht zu, dass man übersieht wie wenig man über sie weiß und wie verlassen sie sind.

Und doch gibt auch eine andere Leere, eine andere Form des Nicht-Sichtbaren, Wert und Bedeutung.

Als ich durch die Trümmer nach unten blicke sehe ich an der hinteren Hauswand im untersten Stock ein Tor. Hinter ihm sind Baumstämme, ein paar aufrecht, zwei umgefallen, bemooste Steine, Laub und Licht zu sehen. Viel Licht. Es fließt durch das Tor in das Haus nur um da von seinem grauen Schatten abgebremst zu werden.

Aber es ist kein Bild der Hoffnungslosigkeit. Es ist ein warmes, gelbes Licht, das durch ein unerreichbares Tor fließt, das in ein unbekanntes „Außen“ führt.

Wo finden wir solche Tore? Tore, die wir erblicken und uns sehnen durch sie zu gehen und zu erkunden, was dahinter liegt? Tore, die tiefe Sehnsüchte in uns erwecken? Sehnsucht zu wissen, die Vergangenheit zu kennen. Die Sehnsucht „zu sein“, wie es in einem meiner Lieblingsgedichte heißt.

„Tage, wenn sie scheinbar uns entgleiten, gleiten leise doch in uns hinein, aber wir verwandeln alle Zeiten; denn wir sehnen uns zu sein.“ dichtet Rilke. Ich weiß, dass ich mich schon lange danach sehne zu sein. Ich weiß, dass etwas in mir noch fehlt, so wie es sich anfühlt, dass dem letzten Vers des Gedichts eine Silbe fehlt, um vollständig zu sein.

Natürlich weiß ich auch wie es sich anfühlt, wenn Tage einem scheinbar entgleiten, aber das Gebäude, das mich umringt gibt dem Gedicht eine neue Bedeutung.

Ich spüre wie dieser Ort leise in mich hinein gleitet, wie ich dieses Haus irgendwie in mein Herz schließe. Ich spüre, wie die vielen Tage, die dieser Ort erlebt hat und die ich nicht mehr greifen kann, doch ein Teil von mir werden. Ich spüre, wie auch ich Zeiten verwandele, weil ich mich sehne zu sein. Wieso sonst hätte ich versucht meinen Kopf frei zu bekommen, wieso sonst wäre ich hierhergekommen?

Und doch fühlt sich dieser Grund nun fern an. Ich drehe mich zum Gehen um, in der Hoffnung nicht noch mehr Bedeutung aufnehmen zu müssen. Bedeutung lässt Denken.

Aber ich halte sofort in meiner Bewegung an, als ich das Rosa sehe. In der Seitenwand des vordersten, zum Gehweg blickenden Hauses klafft ein großes Loch. Es bildet fast ein Gegenstück zum Tor der Sehnsucht – seine Kanten sind unregelmäßig und eckig. An einer Stelle ragt ein Stein sehr weit aus der Wand, an einer anderen hat sich eine konkave Rundung gebildet, in der die Kombination der Bauweise aus kleineren und größeren Steinen deutlich wird.

Hinter dem Loch türmen sich Wellen aus wilden, waldgrünen Pflanzen unterschiedlichster Größe. Viele einzelne farbige Flecken fügen sich zu einem Berg zusammen, der mit Steinen und Stöcken gesäumt ist. Und mit einem Gartenstuhl und einem Schlauchboot. Beide knallrosa. Beide Fremdkörper.

Es ist nicht nur die Art wie das Boot halb zwischen den Pflanzen begraben liegt oder wie der umgekippte Stuhl eines seiner Beine in die Luft streckt. Es ist nicht nur der Kontrast der beiden Komplementärfarben.

Es ist die komplette Achtlosigkeit, mit der die beiden Gegenstände hier abgeladen worden sein müssen. Es ist ihre bloße Existenz an diesem Ort. Es ist – für mich in diesem Moment – die Tatsache, dass sie mich daran erinnern, dass es nicht nur eine Vergangenheit gibt.

Die Vergangenheit in der dieser Müll hergebracht wurde ist eine andere als die in der die Häuser verlassen wurden und das ist wiederum eine andere Vergangenheit, als die in der sie gebaut und bewohnt wurden.

Dieses Gefühl wird bestärkt, als ich mich dazu entscheide doch weiterzugehen. Ich steige von dem Haufen aus unregelmäßig gehauenen aber erstaunlich glatten Steinen, auf dem ich

gerade gestanden hatte, ohne es wirklich zu bemerken. Links vor mir ist ein weiterer Hauseingang. Ein weiteres Tor ohne Tür.

Dieses Haus ist kein Loch und beherbergt keine Wellenberge. Im Eingangsbereich häufen sich Laubblätter und kleinere, blättrige Pflanzen. Darauf liegen alte Dachziegel. Manche bilden Tunnel und Hügel, andere Rillen und Löcher. Die meisten sind mit einer dünnen Schicht Moos überzogen, sodass sie sich mit ihrer Kombination aus dunkelbraunem Material und grünem Bewuchs mühelos in das Naturbild einfügen. Auch hier: unterschiedliche Vergangenheiten.

An den Seiten, nahe der von mir weglauenden Häuserwände, ragen hellbraune Pflanzen aus unzähligen Ästen heraus, die erst an ihren Spitzen ihre Blätter wachsen lassen. Sie stehen Spalier. Dahinter liegt eine halb zusammengebrochene Mauer, deren übriggebliebene Dreiecksform das Gebäude in zwei Teile teilt.

Dahinter bäumen sich verschiedene Büsche und größere Gewächse auf. Trotz ihrer Unterschiede bilden sie eine Einheit aus allen möglichen Grüntönen.

In der Ferne, die noch sichtbar bleibt, ist ein Stück Himmel und ein Berg zu sehen. Auch er ist überdeckt mit Bäumen. In der Entfernung wechseln ihre Farben dynamisch von einem warmen grün bis hin zu dunklem blau.

Auch der runde Türrahmen zeigt seine Farben. Auf dem leicht gelblichen, braunen Stein wächst an Stellen eine dünne grünliche Schicht. Auf seiner Innenseite sind schimmelähnliche Spuren, mit weißen Rändern und dünnen bräunlichen Blasen, zu sehen. An mehreren Stellen ist der schöne, gleichmäßige Stein abgeschlagen und beschädigt. An einer Stelle ist er aufgerissen. Auch hier: unterschiedliche Vergangenheiten.

Ganz oben am Rahmen bildet eine leicht konvexe Steinplatte die Spitze. Auf ihr ist ein Symbol zu sehen. Zwei überkreuzte Stäbe mit quadratischem Zusatz an den oberen Enden – Äxte oder Hämmer – hinter einer runderen Form – die Form einer vollen Schüssel auf einem runden Stein, die Form einer Rüstung oder eines Kessels.

Darunter stehen zwei Buchstaben und eine Zahl. AC 1861. Anno Christi 1861.

Hier ist der letzte Beweis der Vergangenheit.

1861 ist 162 Jahre her. Das ist neun Mal so alt wie ich bin. Das Haus ist ein Haus der Vergangenheit. Natürlich wusste ich das, es ist unübersehbar, aber etwas zu sehen ist etwas anderes als etwas zu wissen. Das Haus ist eine Vergangenheit und das Haus ist jetzt.

Aber was ist die Vergangenheit? Was ist das jetzt? Und wie trennen wir das jetzt von der Vergangenheit?

Ist das jetzt nur ein Produkt der Vergangenheit? Die Dinge um mich herum, die Hausüberreste, die Steine, die Pflanzen, das Licht der Sonne, die Fliegen und der Geruch, der in der Luft liegt, haben alle ihren Ursprung in der Vergangenheit. Der steinige Weg, der Tumult in meinem Kopf, der Urlaub, alles was mich hierhin geführt hat, liegt in der Vergangenheit. Auch der Ursprung meiner Gefühle im Bezug auf alles um mich herum liegt irgendwie in der Vergangenheit.

Aber wenn die Gegenwart nur ein Produkt der Vergangenheit ist, was ist diese Spannung in der Luft, diese Spannung des jetzt? Wenn die Gegenwart nur ein Produkt der Vergangenheit ist, wo bin ich dann? Und kann ich das jetzt kennen wenn ich die Vergangenheit nicht kenne, wie es an diesem Ort so stark der Fall ist? Kann ich die Vergangenheit jemals kennen? Kann ich sie in ihrer Gesamtheit kennen?

Ich will sie nämlich kennen.

Ich will wissen wie alles aussah. Wie der Stein und das Holz sich angefühlt haben. Wie weich der Boden war. Welche Pflanzen hier wuchsen.

Ich will wissen wer hier geliebt und getrauert hat. Wer wütend war, verzweifelt. Wer gestorben und wer geboren worden ist. Was es zu essen gab. Wie das Wetter war. Wie die Luft sich angefühlt hat. Wie das Licht geschienen hat.

Ich will auch meine Vergangenheit genau kennen. Ich will wissen wie ich früher gelächelt habe. Wie genau ich mich gefühlt habe und wieso ich mich genauso gefühlt habe. Wieso ich Entscheidungen getroffen habe, wie ich sie getroffen habe. Ich will wissen wie die Vergangenheit in die Gegenwart geführt hat.

Können wir das jetzt wirklich kennen wenn wir die Vergangenheit nicht kennen? Können wir jemals genug wissen? Können wir die Ferne jemals erreichen?

Die Ferne in die ich durch ein übrigbleibendes Loch starre. Die Ferne, in der jetzt der Mond neben der Sonne aufgeht und mich daran erinnert, dass ich mich auf den Rückweg machen muss. Die Ferne am anderen Ende des schmalen Gangs in dem ich stehe und den ich noch nicht einmal halb durchschritten habe. Die Ferne, die hinter den vielen Türen liegt, die ich nicht kennen werde.

Mit dem Wissen, dass es bald dunkel werden wird und mit dem Wissen, dass es Zeit ist zu gehen sehe ich dem aufsteigenden Mond hinterher.

Wie in Rilkes Gedicht „Wie das Gestirn“ vermag er es das Verborgene aufzudecken.

„Siehe: so steigt mir rein die Stimme hervor aus Gebirgen des Nichtmehr. Und die Stellen, erstaunt, an denen du da warst und fortkamst, schmerzen klarer dir nach.“

Ich schaue und auch in mir steigt der Schmerz plötzlich auf.

Die zusammengebrochenen Stellen des Hauses, seine Vergänglichkeit, die hängenden, kletternden und kauernenden Pflanzen, die unterschiedlichen Farben der Steine, alles was in mich eingezogen – geglitten – ist, schmerzt. Der verlassene Schuh, der mich anschaut, das Tor der Sehnsucht, die Einsamkeit und die weggeworfenen Rosatöne schmerzen. Die 1000 Gesichter die das Haus gesehen haben wird. Steinhäufen und Dachziegel, Blättergirlanden und der kühle Schatten. Die Tatsache, dass ich nicht weiß und nicht wissen kann. Die Sehnsucht zu sein. Die Verlassenheit und die Vergessenheit.

Ich weiß, dass ich nicht weiß. Ich weiß, dass mein Kopf voller Fragen ist, die ich nicht beantworten kann.

Ich weiß, dass ich manchmal an Orte wie diese gehe – verlassene Orte, Orte mit einem Funken in ihnen – mit der Hoffnung, Antworten auf meine Fragen zu bekommen. Und dass ich stattdessen mit nur noch mehr Fragen zurückkehre.

Aber können Fragen nicht auch in ihrer Existenz Antworten bieten? Ist es nicht okay manchmal Dinge zu fühlen? Sollte es wirklich mein Ziel sein meinen Kopf frei zu bekommen und damit nichts mehr zu fühlen? Muss ich alles wissen?

Auch die Fragen nach den Fragen kann ich nur fragen und nicht beantworten. Aber das bedeutet nicht, dass sie machtlos sind.

Als meine Beine langsam anfangen mich aus dem schmalen Gang zu tragen, steigt mir ein weiteres Gedicht in den Kopf.

„Leiser wird die Hand, der Mund,
stillter die Gebärde.

Heimlich, wie auf Meeresgrund,
träumen Mensch und Erde.“

So lautet das Ende von Christian Morgensterns Gedicht „Novembertag

Es stimmt. Meine Gedanken, gefüllt mit den Fragen, Vergänglichkeiten und Unsicherheiten dieses Hauses und meines Lebens werden leiser. Sie verschwinden nicht und ich verdränge sie nicht, sie werden stiller. Und ich fange an, an die lebendigen Pflanzen und die interessante Architektur zu denken, die ich hier erkundet habe, an die Löcher und das Licht, an den Mond und die Wellen. Und das Haus und die Pflanzen träumen von ihren früheren Bewohnern und Besuchern. Von ihren 1000 Gesichtern. Sie schwingen sanft und stehen fest.

Spielt es eine Rolle, dass ich nicht weiß, was das Zeichen über der Tür bedeuten soll und es auch später nach langen Stunden der Recherche nicht herausfinden soll? Spielt es eine Rolle, dass ich später erfahren werde, dass die ehemaligen Bewohner der Häuser, sie schon in den Nachkriegsjahren verlassen haben? Spielt es eine Rolle, dass ich nicht zum Haus zurückkehren werde, obwohl ich es mir vornehme? Spielt es eine Rolle, dass ich nie alles wissen werde, was ich wissen will?

Ja. Ein bisschen. Aber irgendwie weiß ich einen Funken mehr. Irgendwie hilft das nicht-wissen zu wissen.

Das Laub knistert als ich das verlassene Grundstück verlasse. Die Sonne wärmt meine Arme. Der Steinboden des Wegs ist so hart wie zuvor.

Ich atme, ich bin, ich werde sein.

Literaturverzeichnis

Krouse Rosenthal, Amy: Textbook Amy Krouse Rosenthal. New York 2016.

Laotse: „Das Sein des Nichts“. Online verfügbar unter:

<https://www.aphorismen.de/zitat/14027> (Stand: 24.01.2023)

Morgenstern, Christian: „Novembertag“. Online verfügbar unter: https://gedichte.xbib.de/--41899_54982_57590_68859_84098--.htm (Stand: 24.01.2023)

Rilke, Rainer Maria: „Tage wenn sie scheinbar uns entgleiten“. Online verfügbar unter:

<https://www.aphorismen.de/gedicht/12403> (Stand: 24.01.2023)

Rilke, Rainer Maria: „Wie das Gestirn“. Online verfügbar unter:

<https://www.aphorismen.de/gedicht/12394> (Stand: 24.01.2023)

Moritz Grevel

48°23'11.8"N 9°58'10.4"E



33. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg 2023

Thema 1: Ein verlassener Ort Beobachten, beschreiben, reflektieren

Was mache ich hier, denke ich, als ich vor der Tür stehe. Mir ist flau im Magen, ich hole den Schlüssel aus der Jackentasche. Ein verlassener Ort, auf dessen Hügeln eine Schule steht. Es gibt keinen Grund, hier hinunterzugehen.

Die Tür klemmt beim Öffnen. Mir ist mulmig. Trotzdem gehe ich rein. Hinter mir die Tür wieder zu, Lampe an. Graues Gemäuer. Alles riecht hier alt. Atem der Geschichte. Vielleicht auch ihr Mundgeruch? Ein vorsichtiger Blick nach links, dann schnell nach rechts. Angst. Bierflaschen auf dem Boden. Wie, wer, wann? Ich gehe wieder raus, schließe ab und gehe hoch bis an die Straße. Kurz beruhigen.

Der verlassene Ort, der mich anzieht, ist ein Außenfort der Bundesfestung Ulm. Das Fort Unterer Kuhberg, Werk XXIX, gebaut von 1846 bis 1858. In der Nazi-Zeit waren hier Soldaten der Wehrmacht untergebracht. In den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs diente das Fort als öffentlicher Luftschutzraum bei Bombardierungen.

Ich gehe wieder zur Tür. Dieses Mal komme ich ein paar Meter weiter. Doch die Angst packt mich wieder. Verdammt. Ich schaffe es nicht. Ich beschließe, zu einem anderen Eingang zu gehen, zu dem der Schlüssel auch passen könnte.

Vorher schaue ich noch einmal auf Google Maps. Die App zeigt mit einem blauen Punkt meinen Standort auf dem weitläufigen Gelände an. Ich befinde mich am nördlichsten Punkt der markanten Festungsanlage. Sie sticht heraus zwischen den Straßen, Häusern und dem Park mit seinen alten Bäumen. Die klar definierten Umrisse der Mauern sind es. Die Festung sieht von oben aus wie ein nach Westen aufgefalteter Fächer. Teile der Anlage sind alles andere als verlassen, sogar ziemlich belebt. Hier liegt meine Schule. Auch eine Kindertagesstätte und ein paar Büroräume. Die Außenmauern im nord-östlichen Bereich der Anlage sind teilweise verschüttet und bewachsen. Geheimnisvoll. Dieser Teil der Festung ist verlassen. Deswegen bin ich hier. Normalerweise ist hier abgeschlossen. Dass ich einen Schlüssel bekommen habe und hier bin, ist ein Glücksfall.

Der Tag davor. Mein Klassenraum. Gleich beginnt der Nachmittagsunterricht. Ich schaue aus dem Fenster im dritten Stock. Mein Blick fällt auf einen kleinen Schuppen und wandert dann über ihn hinweg. Eingerahmt zwischen dem Kindergartenzaun und einigen Bäumen, zwischen denen ein Baustellenabsperrrand gespannt ist, sehe ich eine Tür. Davor liegen Blätter. Ein Stück Betonklotz, mit einer Gittertür drin. Die ersten ein oder zwei Meter dahinter kann ich noch erkennen. Danach – völlige Dunkelheit. Bis etwas aufflackert. Lichter huschen an der nun sichtbaren Wand entlang. Schließlich tritt Herr Kerber aus dem Halbdunkel hervor, dicht gefolgt von Kindern, wahrscheinlich Fünftklässlern. Sie sehen erleichtert aus, als sie wieder ans Tageslicht kommen.

In der fünften Klasse geht jeder einmal mit Herrn Kerber in die unterirdischen Gänge des Forts. Auch ich. Das damalige Gruseln kommt mir jetzt wieder ganz nah. Die Tür führte in den gedrun- genen Gang eines früheren Bunkers, an den links und rechts andere Räume anschlossen. Ich erinnere mich, dass die Räume mit Bänken eingerichtet waren und es sogar eine Dusche mit Duschwanne gab. Damals mit Herrn Kerber galt man als besonders mutig, wenn man die folgende Probe bestand: einmal alleine durch den engen dunklen Raum an der Duschwanne vorbeigehen und dann ein Stück durch den Gang, zurück zu den anderen. Ohne Taschenlampe. Das war damals

ein Horror für mich. Aber auch eine Expedition in die eigene Angst - mit dem tollen Gefühl danach, es geschafft zu haben: ein Stück allein in der Dunkelheit gegangen zu sein.

Aus dem Fenster schauend frage ich mich: Wie mag es den Menschen gegangen sein, die in diesem Luftschutzbunker saßen? Ihre Angst hat sich nicht so schnell aufgelöst wie meine eigene in der fünften Klasse. Heute macht mir der Gedanke an die Soldaten der Wehrmacht Angst, die hier nach 1933 untergebracht waren. Ich muss noch einmal an diesen dunklen verlassenen Ort. Diesmal als Reise in die Vergangenheit meiner Stadt. Gleich nach dem Unterricht werde ich Herrn Kerber suchen und ihn fragen, ob er mir den Schlüssel gibt.

Meine früheste Erinnerung an die Bundesfestung Ulm reicht noch weiter zurück und hat mit einem Schiff zu tun. Im Neu-Ulmer Glacis-Park gibt es einen Spielplatz mit einem Dreimaster voller Klettergerüste. Man könnte meinen, er liegt auf der Wiese vor Anker. Als Kind kletterte ich bis in die Takelage und sah auf die Festungsmauern.

Wenn ich damals in einem Ballon über meiner Stadt aufgestiegen wäre, hätte ich gesehen, dass der gesamte Stadtkern von einer großen Festungsanlage umschlossen wurde und dass es solche Bauten an vielen Orten meiner Stadt gibt. Auf alten Karten sieht der Verlauf des gesamten Festungswerks von oben aus wie ein riesiges Osterei. Nur dass durch dieses Osterei die Donau fließt und in der Mitte das Ulmer Münster steht. Außerhalb der Mauern gibt es weitere kleinere Befestigungsanlagen, zu denen auch das Fort Unterer Kuhberg gehört.

Über 5000 Arbeiter errichteten zwischen 1842 und 1859 auf einer Fläche von 300 Hektar diese Bundesfestung. Sie sollte dem Deutschen Bund zur Verteidigung dienen. Deswegen ihr Name. Man wollte sich vor einem erneuten Angriff Frankreichs schützen. Doch zur Verteidigung wurden die Anlagen nie gebraucht. Als der Bau beendet war, gab es längst andere Waffen als in der Zeit von Napoleon. Bei ihrer Fertigstellung war die Festung eigentlich schon veraltet.

Nach 1859 wurden die Gebäude der Bundesfestung immer wieder als Kasernen genutzt. Mehrere tausend Soldaten waren hier stationiert. Und in der Nazi-Zeit waren das Soldaten der Wehrmacht. Im Fort Oberer Kuhberg, nicht weit entfernt vom Fort Unterer Kuhberg, richteten die Nazis 1933 ein Konzentrationslager ein und inhaftierten politische und weltanschauliche Gegner wie

zum Beispiel den Sozialdemokraten Kurt Schumacher. Heute erinnert an diesem Ort das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg an die Leiden der Häftlinge.

Egal, wo man sich in Ulm oder Neu-Ulm aufhält, die Gegenwart der monumentalen Festungsbauten ist ganz alltäglich und gehört zum Stadtbild. Man begegnet ihnen überall und nimmt sie für ganz selbstverständlich, egal ob sie als verlassene Orte einfach leerstehen oder ob andere Einrichtungen darin untergebracht sind, sei es ein Club an der Donau, Räume für Tagungen, Start-Ups oder Kultur-Events.

Als kleiner Junge auf dem Dreimaster habe ich nur bis zur nächsten Festungsmauer geschaut. Heute ist mir klar: Die Stadt, in der ich aufgewachsen bin, ist militärisch geprägt. Militär schützt. Aber Militär verursacht auch Leid. Ich denke daran, wie mein Lehrer mir von den Schutz suchenden Menschen bei Luftangriffen erzählt hat. Ich möchte noch einmal in diese Räume und beide erkunden: Täter und Opfer.

Ich bin mit meinen Gedanken wieder im Klassenzimmer angekommen. Der Unterricht ist zu Ende und das Schulgelände leert sich. Ich muss unbedingt noch Herrn Kerber finden und ihn überzeugen, mir den Schlüssel zur Festung zu geben. Am Fahrradschuppen fange ich ihn ab und frage ihn. "Haben Sie da unten etwas verloren?", antwortet er mir, schaut auf seinen Hund Pluto neben ihm und lacht. Ich zucke mit den Achseln. "Genau weiß ich es noch nicht."

Am anderen Eingang, in der Nähe des Kindergartens. Ein Erzieher und seine Gruppe beobachten mich, wie ich über das Baustellenabsperriband steige. Sollen sie mir nur hinterher gucken. Ich bin völlig bei mir, während ich durch das Gemisch aus Laub und Erde stapfe. Ein kleines Tor aus Holz, ich gehe durch. Schlüssel aus der Brusttasche holen. Vorsichtig, sodass die Airwaves und die Corona-Maske nicht mit rauskommen. Ich schließe auf und öffne die Gittertür. Geht viel einfacher als bei der Tür auf der Nordseite. Ich trete in einen kleinen Raum und stehe vor einer Stahltür. Sie ist gerade so weit geöffnet, dass ich hindurch kann. Ich bin im Gang. Die Geräusche der Kinder sind mit dem Moment verschwunden, als ich durch die Stahltür gehe. Wie wenn man im Wasser untertaucht. Die einzige Gesellschaft sind ein paar Spinnen. Ich gehe ein paar Schritte. Es ist dunkel, meine Lampe ist die einzige Lichtquelle. Die ersten Meter vor mir werden grell erhellt, danach völlige Dunkelheit. Wie eine Nahtoderfahrung umgedreht, schießt es mir durch den Kopf. Mein

Blick fällt auf die Bänke links an der Wand. Fast alle sind durchgebrochen und verrostet. Ein Kabel an der Decke und eins an der Wand laufen nach hinten. Ich gehe vorsichtig den Gang entlang. Gespannt, aber nicht ängstlich. Neugierig, aber vorsichtig. Dann bin ich bei der Dusche. Ob sie jemals benutzt wurde? Zum Glück erwartet heute niemand, dass ich da ohne Taschenlampe vorbeigehe. Weiter nach vorne. Rechts zwei Räume, links zwei Räume. Vor mir ein Durchgang, in den von draußen noch etwas Tageslicht fällt. Er führt durch eine weitere Stahltür. Dann stehe ich vor einer Gittertür. Vielleicht zwanzig Meter entfernt befindet sich die westliche Außenmauer des Forts. Davor ein morscher Baumstumpf. Jetzt weiß ich, wo ich bin. Der Gang, durch den ich gekommen bin, führt unter einer Anhöhe hindurch. Unter der Mauer, die ich gegenüber sehe, verläuft ein unterirdischer Gang.

Völlige Stille. Ich sehe Flaschen auf dem Boden. Neu sehen die nicht aus. Ohne Etikett, braun, eingestaubt. Mein Blick fällt wieder auf die Kabel an der Wand und an der Decke. Ich lasse den Lichtkegel meiner Lampe weiter über die Wände schweifen. Hier sind Bänke, Lampen, eine Dusche, ein Waschbecken - Alltagsgegenstände. Doch gleichzeitig ist es ein besonderer Ort. Angst strömt aus jeder Ritze des Mauerwerks. Denn auf den Bänken saßen Menschen, die in dem Moment Angst vor Bomben hatten. Was ich hier vor mir habe, ist abgeschlossen. Dieser Krieg ist vorbei. Doch im Moment sitzen wieder Menschen auf Bänken und haben Angst vor Bombenangriffen.

Ich muss an ein Bild des amerikanischen Fotografen Brendan Hoffman denken. Ich habe es vor einigen Wochen in einer Zeitschrift entdeckt.¹ Und es lässt mich nicht los. Menschen sitzen zusammengekauert auf stillgelegten Rolltreppen und schauen in ihre Handys. Es sind die Rolltreppen zur Metrostation Teatralna, tief unter dem Opernplatz in Kiew. Außergewöhnlich schön gestaltet, wie das Opernhaus selbst. Vor dem Krieg waren die Menschen hier unten in alltäglicher Eile oder haben geflirtet, offenbar sogar getanzt - wie auf einer großen Bühne. Jetzt suchen sie Schutz vor Bomben.

Diese Bänke, die ich hier vor mir habe, sind aktueller denn je. Warum muss sich so etwas wiederholen. Auch meine Großmutter hat im Rheinland als kleines Kind Bombadierungen erlebt, in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs. Sie war fünf Jahre alt. Als kleines Mädchen lag sie

¹ Vgl. Magazin der Süddeutschen Zeitung Nr. 50 vom 16.12.2022, Seite 7.

nachts in ihrem Bett und hörte den Fliegeralarm. 1944 war das. Sie wusste, was zu tun war. Ihr Bruder war drei Jahre älter als sie. Er trug hohe Schuhe, mit vielen Haken und Ösen. Um die Schuhe zuzuschnüren, musste er acht oder neun Schlaufen machen und die Schnürsenkel durch entsprechend viele Löcher ziehen. Und obwohl die Sirenen heulten und die Zeit drängte, bestand der Bruder darauf, die Schuhe ganz zuzuschnüren. Daran erinnert sich meine Oma bis heute. Denn jede Minute, wenn nicht gar jede Sekunde zählte. Bis heute sind die Erinnerungen an diese Erfahrung bei ihr sofort da, wenn ein Geräusch sie aufschreckt. Als Kind habe ich einmal mit meinem Großvater Fußball gespielt, und wir nahmen einen Teil der mit Efeu bewachsenen Hauswand als Tor. Das Knallen des Fußballs an der Wand erinnerte meine Großmutter an die Bomben von damals. Mein Großvater hatte den Krieg auf einem Bauernhof verbracht. Keine Bomben.

Auch auf den Bänken, die ich vor mir habe, saßen Menschen, die Schutz vor Luftangriffen suchten. Ob es auch hier jemanden gab, der so lange brauchte, um seine Schuhe anzuziehen? Angst hatten sie alle, da bin ich mir sicher. Ich beschließe, mich in die Mitte des Raumes zu stellen und die Taschenlampe auszumachen. Einfach nur dastehen. Dann die Augen zu.

Expedition in die eigene Angst. Konfrontation mit Scheitern und den eigenen Grenzen. So geht es auch Kapitän Marlow in der Novelle "Herz der Finsternis" von Joseph Conrad. Mit dem Schiff auf dem Kongo begegnet Marlow dem Elfenbeinagenten Kurtz. Dieser verkörpert Gier und Zerstörung. Im Sterben erkennt Kurtz die Menschenfeindlichkeit und dass er Teil davon war. "Das Grauen, das Grauen"² sind seine letzten Worte. Kurtz' Lebensfazit öffnet Marlow die Augen. Er denkt über ihn nach und sagt: "Seit ich selbst einen Blick über den Abgrund geworfen habe, kann ich die Bedeutung seines Blicks besser verstehen, der nicht die Flamme der Kerze sah, sondern weit genug, um das ganze Universum zu erfassen, scharf genug, um alle Herzen zu durchdringen, die in der Finsternis schlugen."³ Der Weg durch die Gänge des Forts ist mein Kongo.

Ich muss wissen, wie es im ersten Eingang ist. Aber ich traue mich da alleine nicht weiter rein. Also schreibe ich meinem besten Freund Levin eine Nachricht. Es dauert nicht lange und er antwortet. Er kommt. Als ich mit ihm in dem unterirdischen Gang stehe, wird auch ihm etwas mulmig.

2 Conrad, Herz der Finsternis, 118

3 Conrad, Herz der Finsternis, 119

Aber Levin hat eine ganz andere Art mit Angst umzugehen als ich. Er erzählt die ganze Zeit irgendwas, singt und macht Witze. Normalerweise gefällt mir das sehr. Jetzt stört es mich etwas. Wenigstens traue ich mich in seiner Begleitung weiter rein. "Ganz schön dunkel hier", sagt Levin. "Die haben wohl ihre Stromrechnung nicht bezahlt." Mir ist gerade nicht zum Lachen zumute. Zwei Räume weiter nach links geht es eine Treppe hoch. Die Treppe macht eine Biegung und wir stehen in einem größeren Raum, den wir erst einmal ausleuchten. Das Gewölbe hat hier eine hohe Decke. Ein konstantes Geräusch stellt sich schnell als Tropfen in einem Schachteingang in der Wand heraus. Verschiedene Räume gehen von dem großen Raum ab, weiter hinten eine Treppe, die wahrscheinlich weiter nach oben führt. Die Räume rechts und links stehen leer. Vergitterte und teilweise verhangene Fenster würden tagsüber kleine Lichtfetzen hereinlassen. Doch jetzt ist es dunkel. „Bunkerkommandant“ steht in Frakturschrift über der einen Tür geschrieben. Der Raum ist leer. "Was steht da", fragt mich Levin. "B-U-N-K-E-R-K-O-M-M-A-N-D-A-N-T", buchstabiere ich. "Komische Berufsbezeichnung", sagt Levin, "draußen hatte der wohl nichts zu melden." "Aber hier drinnen schon", sage ich leise.

Über dem Eingang des Raumes neben dem Bunkerkommandanten ist ein rotes Kreuz gemalt. Drinnen sind Tragen für Verletzte aufeinandergestapelt. Holzgestelle mit Textilüberzug und Schnallen an den Rändern. Mir kommen Bilder in den Kopf, von Verletzten, die auf Tragen geschnallt werden. Diese hier sind natürlich lange nicht mehr in Gebrauch. Doch ich kann sie nicht anschauen, ohne an die Menschen in der Ukraine denken zu müssen. Und nicht nur dort fliehen Menschen vor dem Krieg. Auch in anderen Ländern der Welt. Draußen, keine 200 Meter von hier, liegt ein Asylbewerberheim. Die Menschen, die dort eine Unterkunft bekommen, haben wahrscheinlich schon mit eigenen Augen Kriegsverletzte auf Tragen gesehen. In diesem Raum liegt kein Müll, kein Graffiti ist an den Wänden. Nicht so im Stockwerk darüber. Wir nehmen die eben schon entdeckte enge Wendeltreppe. Dann stehen wir in einem Raum mit weißen Wänden, auf die schwarzes Graffiti gesprayt wurde. Der Boden ist hier aus Holz und knarzt. Erstaunlich ist, dass die Wände verputzt sind und es Neonröhren an der Decke gibt. Man könnte meinen, dieser Ort sei noch nicht lange verlassen. Levin sagt plötzlich: "Nach dem zweiten Weltkrieg wurde hier eine Schreinerei eingerichtet." Ich schaue ihn überrascht an. "Hat mal Herr Kerber erzählt".

Weiter hinten geht es ein paar Stufen hoch. Da hängt ein Feuerlöscher. Vor uns ein Gang. Wir fangen an zu gehen. Die ersten Räume. Wir gehen vorsichtig rein, leuchten alles aus. Irgendwann schneller, bis zu einer verschütteten Abzweigung. Es gibt genau einen Weg zurück zu der Tür nach draußen, zu der ich einen Schlüssel habe. Bis auf unsere Schritte ist es vollkommen still. Die Erde über uns hält jedes Geräusch ab. Irgendwann müssen wir zu einer Treppe nach oben kommen, die zu einem Ausgang führt. Doch wie wir da hinkommen, ist unklar. Erstmal weiter vor. Meine Neugier ist inzwischen stärker als meine Angst. Die Ausgangstür, zu welcher der Schlüssel in meiner Brusttasche passt, müsste hier in der Nähe sein. Ich halte übermütig die Taschenlampe von unten vor mein Gesicht. "Levin, ich habe den Schlüssel verloren." "Echt?" Levin ist jetzt fast so bleich wie ein Gespenst. "War ein Witz", sage ich.

Die paar Meter, die meine Lampe erhellt, offenbaren plötzlich etwas Neues. Anstatt der sich ewig wiederholenden Räume sehe ich zu unserer Rechten den Eingang zu einer Wendeltreppe. Das muss der Ausgang sein. Nein, einen Moment zweifle ich, denn der Gang hat keine Biegung gemacht. Sind wir noch immer nicht am Ausgang angekommen? "Es gibt nur einen Weg, das eindeutig herauszufinden", sagt Levin, "lass uns die Wendeltreppe hochgehen". Die Steinstufen stehen leicht vor, darunter hängen Spinnen in ihren Netzen. Weit kommen wir nicht auf der Treppe. Man könnte meinen, die Stufen führen ins Nichts. Ich lasse den Lichtkegel meiner Taschenlampe umherwandern. Was ist hier los? Mein Fuß ist im Lampenlicht, danach noch zwei Stufen, dahinter schwarz. Vor mir auch schwarz. Dann lasse ich Licht in die Dunkelheit kommen und meine Lampe bringt plötzlich ein vergilbtes Schild hervor. Es warnt vor Einsturzgefahr. Doch die Stufen dahinter sind längst abgebrochen. Hat es jemand übertreten? Auf dem Schild kann ich zwei gekreuzte Knochen mit einem Totenschädel entdecken. Befestigt ist das Schild mit Kabelbindern an einem halb herunterhängenden und verrosteten Geländer. Meine Lampe geht aus. Ein Wackelkontakt? Levin schüttelt sie und klopft mit der Taschenlampe auf seine Handfläche. Das Licht geht wieder an und der Totenkopf ist wieder da. Wie ein Menetekel an der Wand. Jetzt sieht der Totenkopf mir direkt ins Gesicht. So muss es damals Belsazar, dem König aus Babylon ergangen sein, von dem das Alte Testament erzählt.⁴ Das Menetekel kündigte seinen Untergang an. Hier wohnt der Tod.

⁴ Vgl. Dan 5, 5ff.

Wir gehen wieder runter und weiter den Gang entlang. Nicht viel später ist es soweit. Der Gang verengt sich, knickt leicht ab. Hier muss es hochgehen. Vorsichtig gehen wir weiter und sehen zu unserer Rechten den Eingang zu einer Wendeltreppe. Es geht hoch. Aber es geht auch runter. Eine Schlange, die nicht verrät, in welcher Richtung der Kopf ist und wo der Schwanz. Plötzlich erscheint mir wieder der junge Kapitän Marlow auf seiner Reise ins Herz der Finsternis. Der Flußlauf des Kongo liegt vor ihm "wie eine riesige entringelte Schlange, den Kopf im Meer".⁵

Ich weiß, dass es hoch zum Ausgang geht. Wir gehen hoch, sehen den Ausgang. "Geschafft", sagt Levin. Wir sind angekommen. Doch die Treppe nach unten sitzt mir noch immer im Nacken. "Warte hier, Levin. Ich bin gleich wieder da." Ich reiße mich los von der Vorstellung, ich hätte meine Expedition in die eigene Angst beendet und könnte jetzt wieder zurückgehen. Ich muss wissen, wie es da unten ist. Ich gehe Stufe um Stufe herunter. Als ich ganz unten bin, ein unvermeidbarer Blick nach rechts. Es geht nicht mehr auf beiden Seiten in einen Gang, sondern nur noch nach rechts. Er ist enger als der Gang oben. Ich habe auch das Gefühl, er ist noch dunkler, finsterer als oben. Ich will wissen, was in dem Gang kommt. Irgendwo hier muss die Stelle sein, wo die Decke heruntergestürzt ist, in Folge eines Bombenangriffes im Zweiten Weltkrieg.

Ich muss wieder an meine Großmutter denken. Immer wieder erzählt sie, wie sie und ihre Familie einmal im Bunker saßen und eine Bombe das Haus über ihnen traf. Sie spürten die Explosion und der Putz kam von der Decke. Meine Urgroßmutter hatte immer einen Rucksack dabei, darin Familienfotos, die wichtigsten Papiere, auch Baumwolltaschentücher und Wasser. Sie wusste: Bei einem Bombeneinschlag würden sie nicht richtig atmen können. Und sie bereitete sich darauf vor, Taschentücher zu befeuchten, welche die Kinder sich über Mund und Nase halten sollten. Wie die Menschen hier wohl auf die Explosion reagiert haben? War womöglich sogar jemand in dem Gang hier, als die Bombe einschlug? Ich beschließe, wieder hochzugehen zu Levin.

Wieder draußen. Es ist dunkel geworden. "Ciao", sagt Levin, "bis morgen". Ich rolle mit meinem Fahrrad vom Schulgelände, durch das Tor der Festung am Unteren Kuhberg, Werk XXIX.

⁵ Conrad, Herz der Finsternis, 13

Ein Schulterblick zurück auf die verlassene Anlage. Da waren wir gerade. Ich blicke an der Mauer der Festung entlang, bis sie hinter Bäumen verschwindet. Da, unter der Erde, bin ich eben gegangen. Aber jetzt fahre ich mit dem Fahrrad nach Hause. Meine Zeit in dem verlassenen Ort lässt mich meine Stadt neu sehen, die Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Bisher habe ich die Festungsbauten in Ulm einfach als selbstverständlich hingenommen wie Donau, Iller und Blau.

Streng geradeaus auf der Fahrradstraße fahre ich durch die Weststadt. Lang und gerade wie eben die Gänge in der Festung. Auf der einen Seite ein riesiges Werksgelände, mit hohen Zäunen und Überwachungskameras gesichert wie eine Kaserne. Einer der größten Arbeitgeber in Ulm. Ein Rüstungsbetrieb. Woran arbeiten die Menschen dort hinter den erleuchteten Fenstern wohl in diesem Augenblick? Vielleicht an Raketen-Abwehrsystemen, Festungen der Gegenwart. Ich weiß es nicht.

Ein Schwertransporter reißt mich aus meinen Gedanken. Er passiert das mit einer Schranke gesicherte Tor, verlässt das Werksgelände. Er kreuzt die Fahrradspur, biegt hinter mir ab und fährt Richtung Hauptstraße. Was er geladen hat, sehe ich noch nicht. Ich fahre weiter, bis der Radweg an einer Ampel auf die Hauptstraße stößt. Es ist rot. Ich warte. Meine Füße lasse ich auf den Pedalen und halte mich mit einer Hand an der Ampel fest. Das Metall ist kalt. Es hat angefangen zu nieseln. Vor mir ziehen die Autos vorbei. Zwischen ihnen der Schwertransporter. Jetzt sehe ich, was er geladen hat: einen Panzer. Drei riesige Rad-Achsen. Ein Stahlkoloss mit dunkelgrüner Camouflage-Lackierung. Mir wird kalt. Klar, wohin er geliefert wird. Ins Herz der Finsternis, denke ich. Mitten in Europa.

Literaturverzeichnis

1. Gedruckte Quellen

Die Bibel. In der Übersetzung von Martin Luther, in der revidierten Fassung von 2017. Hg. v. Evangelische Kirche in Deutschland, Stuttgart 2017.

Matthias Burger und Otmar Schäuffelen, Bundesfestung Ulm - ein Führer durch die Festungsanlagen. Hg. v. Förderkreis Bundesfestung, Ulm 2002.

Joseph Conrad, Herz der Finsternis (1899), übersetzt von Sophie Zeitz, München 11. Auflage 2021.

Hans von Geisau, Art. Pluton, in: Der Kleine Pauli. Lexikon der Antike Bd. 4, hg. v. Konrat Ziegler und Walther Sontheimer, München 1979, 955-957.

Silvester Lechner, Ulm im Nationalsozialismus. Hg. v. Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg, Ulm KZ Gedenkstätte (DZOK-Manuskripte 4), Ulm 1997.

Simon Palaoro, Stadt und Festung. Eine kleine Geschichte der Bundesfestung Ulm, hg. v. Michael Wettengel (Kleine Reihe des Stadtarchivs Ulm 6), Ulm 2009.

Wolf-Henning Petershagen, Ulm & Neu-Ulm. Kleine Stadtgeschichte, Regensburg 2019.

Stephan Porombka und Hilmar Schmundt, Unterwegs in Germania. Vorwort, in: Stephan Porombka und Hilmar Schmundt (Hrsg.), Böse Orte. Stätten nationalsozialistischer Selbstdarstellung - heute, Berlin 2005, 7-18.

Lars Reichardt, Bilder aus dem Krieg, in: Magazin der Süddeutschen Zeitung Nr. 50 vom 16.12.2022, 7.

2. Internetquellen

<https://stadtarchiv.ulm.de/ulmer-geschichte-im-netz/industrialisierung/wegbereiter-industrialisierung/bundesfestung> (Abrufdatum: 4.1.2023)

<https://www.ulm.de/tourismus/sehensw%C3%BCrdigkeiten/die-bundesfestung> (Abrufdatum: 4.1.2023)

<https://www.festung-ulm.de/index.php> (Abrufdatum: 28.12.2022)

https://de.wikipedia.org/wiki/Bundesfestung_Ulm (Abrufdatum: 28.12.2022)

Moritz Grevel wurde 2005 in Filderstadt geboren und schreibt seit seinem fünften Lebensjahr Geschichten. 2019 gewann er mit dem Text „Der Fund meines Lebens“ den Schreibwettbewerb „Sachen gibt’s“ der Südwestpresse zu Exponaten im Ulmer Museum. Im gleichen Jahr nahm er an der Schreibwerkstatt „Schreibspuren“ der Kulturakademie der Stiftung Kinderland Baden-Württemberg in Marbach teil. 2022 folgte ein zweiter Aufenthalt in der Schreibwerkstatt „Dichtungsweisen“, diesmal in Stuttgart.

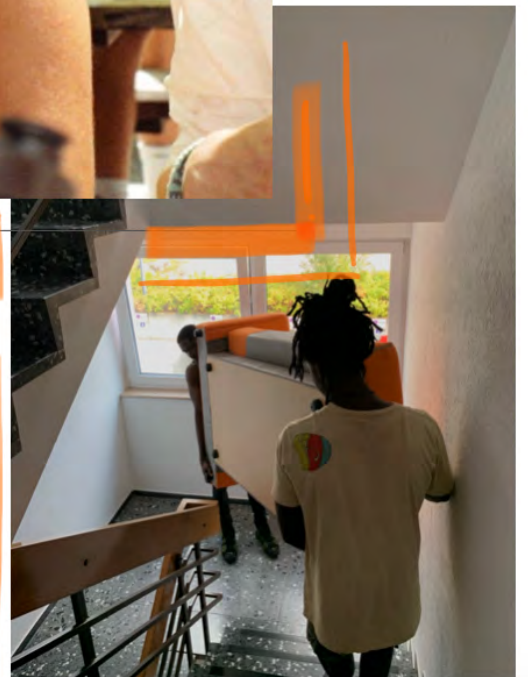
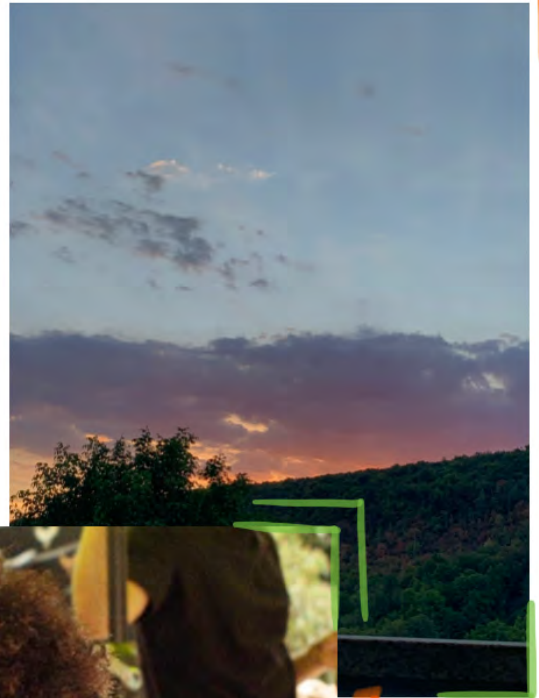
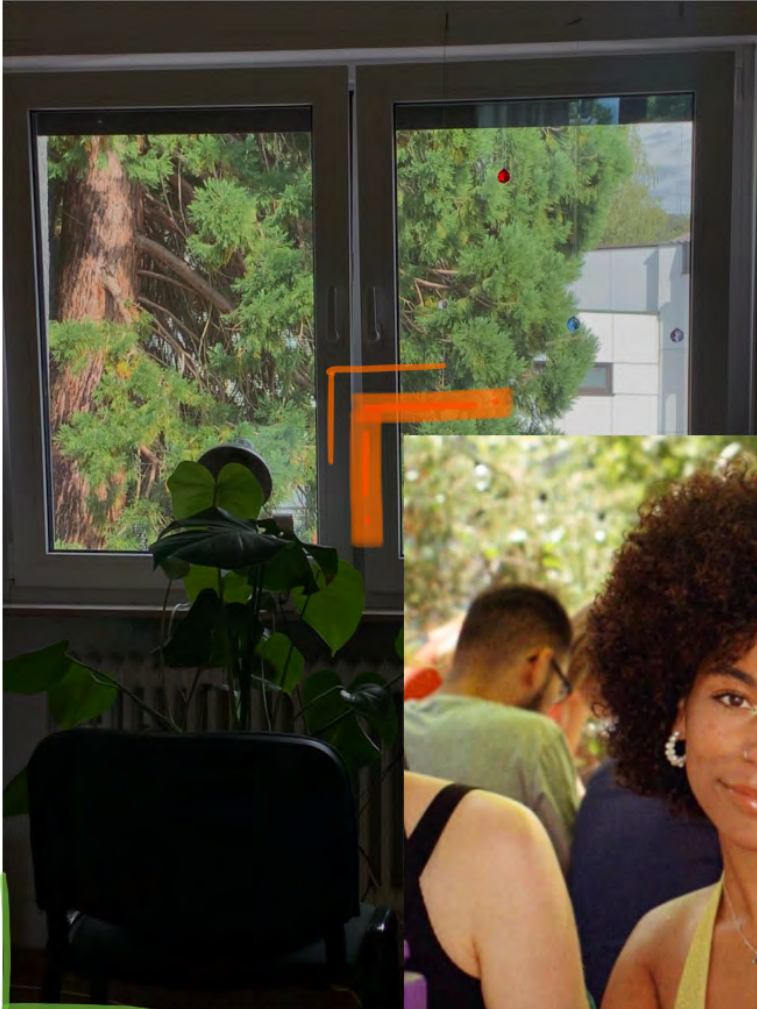
2020 debütierte er im Verlag des Ulmer Museums mit der Kriminalkomödie „Das zweite Gesicht des Löwenmenschen“.

Moritz Grevel lebt in Ulm.

Ein verlassener Ort



Von Jamila Laade



Von allen Seiten schreien mich weiße Wände an. Ich gehe durch die Haustür und von allen Seiten schreien mich weiße Wände an. Unsere Wohnung war immer die bunteste von allen, weswegen das Weiß so falsch und nie dagewesen erscheint.

Wenn man die Auffahrt zur Bussestraße 14, die einst ein kleines Stück Natur mit zwei gigantischen Mammutbäumen darstellte, jetzt hinauf läuft, sind kleine, halb-lebende Grashalme, die sich ihren Weg durch den Asphalt bahnen, alles was von dem Stück Natur noch übrig ist. Der letzte Mosbacher Mammutbaum, dessen Zwilling vor Jahren dahingemetzelt wurde, wiegt sich traurig im Wind. Betrachtet man ihn, könnte man meinen, es sind zwei Bäume, die sich auf zwei Meter Höhe entschlossen haben getrennte Wege zu gehen. Doch seine Baumkronen, welche sich im Himmel zueinander lehnen, erzählen die Geschichte eines Astes, welcher sich, wider Erwarten, als genauso stark wie sein Ursprung herausstellte. Die Baumkronen lassen sich weniger als Kronen und mehr als ausgefledderte Hüte beschreiben. Sie sind im Vergleich zu den massiven Stämmen winzig und dazu verdammt sich nie zu berühren, obgleich sie es bei jedem Windstoß und jedem Unwetter versuchen. Es scheint tragisch, dass dieser Baum nach Jahrhunderten des Wachsens auf einem unfruchtbaren und undankbaren Boden, wie dem nun zubetonierten, immer noch danach fleht eins mit sich selbst zu sein. Mir lächelt er immer zu, wenn ich vorbeilaufe, aber das liegt daran, dass wir uns besser kennen, als all die Nachbarn die in den vergangenen Jahren in unsere Straße gezogen sind.

Schaut ein Fremder ihn an, sieht er einen erstaunlich großen, in Zwei gespalteten Baum, doch sehe ich ihn an, sehe ich das süße (und wahrscheinlich tollwütige) Eichhörnchen, welches sich in einem Sommer, während ich verträumt in der Baumgabelung saß, dazu entschied mein Freund zu werden. Ich sehe den Himmel voller Sterne über den Baummützen, welcher mir von klein auf die Größe der Welt bewusst machte. Ich sehe die Schatztruhe, welche, versteckt hinter dem Baum, die Belohnung zu einer Schnitzeljagd an meinem 8. Geburtstag darstellte. Eine Schnitzeljagd, bei welcher ich alleine „das Schnitzel jagte“. Aber vor allem sehe ich all meine Geheimnisse aus 18 Jahren, Geheimnisse die nur Geheimnisse geblieben sind, weil der Mammutbaum beschlossen hatte, sie niemandem zu erzählen. Ich schaue ihn ein vorletztes Mal an, natürlich könnte ich ihn besuchen kommen, aber das wäre nicht dasselbe...

Wendet man sich von meinem Baum ab, so steht man vor unserem Haus. Einst pissgelb ist es nun auf die schlechteste Art weiß gestrichen.

Farbtropfen, die vor Jahren angefangen hatten die Hauswand hinabzulaufen, befinden sich immer noch in diesem Prozess und werden in den nächsten zehn bis dreißig Jahren

auch nicht erlöst werden. Die Balkone und Fenster wurden schwarz umrandet, was dem vier Stockwerke hohen Haus den passenden Irrenhaus-Touch verleiht. Alle Wohnungen sind mit einem kleinen Balkon auf der Seite des Eingangs und gegenüber des Mammutbaums, und einem großen Balkon auf der anderen Seite, mit Blick auf Mosbach, ausgestattet. In der Mitte des Hauses befinden sich sechs große Fenster, welche auf jedem Stockwerk einen Blick in den trostlosen Flur mit seinen grauen Stufen ermöglichen. Scheint durch diese Fenster jedoch die Sonne, so bleiben die Stufen trotzdem grau und hässlich, doch die Trostlosigkeit verschwindet vollkommen.

Eben diese Stufen steige ich nun ein letztes Mal hinauf. Nach den ersten vier bleibe ich stehen und betrachte die hellbraune Tür aus Furnier mit Holzoptik links von mir. Hinter dieser Tür wohnt eine „nette“ alte Dame, sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht über jeden in unserem Haus herzuziehen und mir bei jeder Gelegenheit ungefragt in meinen Afro zu fassen oder mir in die Wangen zu kneifen während sie sich über mein „exotisches Aussehen“ ausließ. Sowas hätte es ja früher nicht gegeben.

Ich werfe einen Blick nach rechts. Dieselbe hässliche Tür. In der Wohnung gegenüber leben meines Wissens nach Geister, die Pizza lieben und einen konstant bellenden Hund besitzen. Mehr weiß ich nicht und mehr muss ich auch nicht wissen.

Ich gehe weitere vier Stufen der Treppe hoch und halte mich an dem hellbraunen Holzgeländer fest, während ich zum vorletzten mal die weißen Wände des Flurs beäuge. Wenn man weiß, dass man nicht zurück kommt, fallen einem ganz neue Sachen auf, die vorher wie weißes Rauschen im Hintergrund existiert haben. Sahen die Wände schon immer aus, als hätte man kleine Mehlwürmer in weiße Farbe getunkt und damit die Wände bemalt?

Nun mit dem Gesicht zu unseren sonnenspendenden Rettern kann ich nochmal einen Blick auf meinen Baum werfen. Diesmal wirklich der vorletzte. Alles um ihn ist so unglaublich hässlich dass ich es garnicht mehr wahrnehme, ich sehe nur meinen Baum. Weitere vier Stufen und ich bin im zweiten Stock, dem Stockwerk meines Vertrauens, angekommen. Würde ich noch weitere vier Stufen erklimmen, fände ich mich in dem Stockwerk mit den unsympathischsten und, meinen Wänden zufolge, unglücklichsten Menschen der Welt wieder, doch genau aus diesem Grund tue ich das nicht. Der zweite Stock ist der beste Stock.

Ich schaue nach links und sehe Frau Guthörl in ihrer hässlichen Tür mit dem Guckloch stehen, sie hat Tränen in den Augen. Frau Guthörl ist die einzige Person in diesem Haus, an die ich mich genauso lange erinnern kann, wie an meinen Baum, sie ist schon immer dagewesen. An ihrer gerunzelten Stirn und den glasigen Augen kann ich erkennen, dass

sie mich gerade garnicht sieht. Sie sieht das kleine Ich, welches ihr Blumensträuße in der schelmischen Hoffnung auf Süßigkeiten gepflückt hatte, das vorpubertäre Ich, welches sie zu Weihnachten bekocht hatte und das Ich, welches in der Zeitspanne von circa vierzehn Jahren um die zehntausend mal geklingelt hatte, um den Ersatzschlüssel zu unserer Wohnung zu bekommen. Sie ist die einzige, die ich vermissen werde.

Ein Blick nach rechts und ich sehe...nichts. Wo all die Jahre die vertraute Krokodil-Fußmatte lag, ist nur ein leicht erhellter Fleck in Krokodils-Form. Direkt darüber die beste aller hässlichen Türen. Der Teil im Türrahmen, wo das Schloss hingehört, war vor Jahren herausgebrochen und durch ein großes, provisorisch festgeschraubtes Stück Holz mit dem Schlossteil darin, ersetzt worden. Der Rahmen und die Klingel, welche jeder Fremde für den Lichtschalter hält, sind verziert mit Philly Pferde-Stickern (Sammelkunst meiner frühen Jugend) und einem Aufkleber der jedermann, daran interessiert oder nicht, wissen lässt dass hier Elisabeth Laade, meine Mutter, wohnt. Ich stecke den Schlüssel ein letztes mal in das provisorisch befestigte Schloss und drehe ihn nach links, die Tür öffnet sich genauso wie sie es immer tut, mit einem sanften Seufzer.

Von allen Seiten schreien mich weiße Wände an. Ich gehe durch die Haustür und von allen Seiten schreien mich weiße Wände an. Unsere Wohnung war immer die bunteste von allen, weswegen das Weiß so falsch und nie dagewesen erscheint.

Sie ist aufgebaut wie eine Eidechse mit fünf Beinen und ohne Schwanz. Ein langer Flur mit abgeratzten Holzdielen bildet den Körper und das Wohn- und Arbeitszimmer am Ende des Flurs den Kopf. Auf der rechten Seite befinden sich Toilette, Badezimmer und Küche und auf der linken, mein Zimmer und das meiner Mutter. Ich mochte den Aufbau unserer Wohnung schon immer, alles ist so verbunden und mit geöffneten Türen erhellt das Licht der Außenwelt den sonst dunklen Flur, ohne einen zu blenden.

Jeder Raum in dieser, nun verlassenen Wohnung, war perfekt in meinen Augen, obwohl es so viel an ihnen zu bemängeln gäbe. Wir haben sie über die Jahre perfekt gemacht, das erkenne ich jetzt, wo mir nur noch ein nacktes Gerüst einer Wohnung entgegen blickt.

Ich mache meine, im Muskelgedächtnis gespeicherten, Schritte auf die Toilette zu. Sie ist einer der kleinsten Räume, die ich je betreten habe und ich bin der festen Überzeugung, dass die Geborgenheit, die ich in ihr spüre, mich mein ganzes Leben vor akuter Klaustrophobie gerettet hat. Ich wäre eigentlich der Typ dafür, dennoch war sie einer meiner liebsten Orte. Das ungesprochene Gesetz, welches festlegt, dass man, während auf der Toilette, weder angesprochen noch unterbrochen werden darf, sorgt bei mir auf den meisten Toiletten der Welt für Entspannung pur. Besonders jedoch bei dieser. Ich

betrachte ihre hellblauen Kacheln auf dem Fußboden...wie oft hatte ich die schon in meinem Leben gezählt und trotzdem habe ich keine Ahnung, wie viele es sind. Mein Blick wandert nach oben und ich betrachte das große Fensterbrett über der Toilette, es war Zeit meines Lebens mit Fläschchen voller buntem Sand, Muscheln aus einer Vielzahl von Urlauben und Unmengen an Damenhygieneartikeln vollgestellt gewesen. Nun ist alles, was auf den weißen Kacheln unter dem singulären, kleinen Fenster meiner Toilette übrig ist, eine kleine Spinne, die ihr drittes Spinnennetz spinnt, als würde diese Wohnung und dieses Klo ihr gehören. Es dauert eine Sekunde bis mir auffällt, dass sie mir jetzt genauso wenig gehört wie ihr und ich wende mich ab, um mit meinem letzten Rundgang fortzufahren.

Wieder im Flur möchten mich meine Füße, der Gewohnheit halber, in mein gegenüber gelegenes Zimmer tragen, aber ich bin mir darüber bewusst, dass ich am längsten brauchen werde, um mich von ihm zu verabschieden, also gehe ich weiter geradeaus. Meine Füße tragen mich an der Schlafzimmertür meiner Mutter vorbei, ihr mangelt es seit jeher an der Fähigkeit sich vollkommen zu schließen, und in die schräg gegenüber gelegene Küche. Anders als das Schlafzimmer meiner Mutter, versuchte die Küche nichtmal den Anschein von Privatsphäre zu erwecken. Sie hatte noch nie eine Türe, was mein ganzes Leben für diverse Essensgerüche in meiner Nase und laute Unterhaltungen in meinen Ohren gesorgt hatte. Jetzt sind die pakistanisch, afrikanischen Düfte jedoch verfliegen und nichtmal ein Herd, so unbeweglich er auch geschienen haben mag, ist mehr an seinem ursprünglichen Platz. Was zurück bleibt, sind gruselige Wasserflecken, wo einst der Kühlschrank stand, und ein orangener Wandschrank auf der linken Seite des Raumes. Sonst war er immer gefüllt gewesen mit Nudeln, Mehl, Servietten, Kerzen und Motten, doch nun starren mich fremde weiße Regale an, also schließe ich den Schrank und werfe einen Blick aus der Balkontüre. Mein Blick fällt auf meinen Baum und ich erinnere mich daran, wie oft ich mir eine imaginäre Seilbahn von unserem Balkon zu ihm gespannt hatte, um so schnell, wie möglich, meine Geheimnisse loswerden zu können. Dieses Mal ist es sicher der vorletzte Blick.

Die Küche verlassend, laufe ich über die schwarz-weiß gepunkteten Kacheln des Fußbodens und trete wieder auf die Holzfliesen unseres Flurs. Zwei Schritte und ich stehe im Wohn- beziehungsweise Arbeitszimmer.

Das Wohnzimmer macht die linke Seite des Raumes aus und grenzt mit einer Fensterfront an den größeren Balkon. Die rechte Seite stellt das Arbeitszimmer mit Blick auf den Mammutbaum dar. Eigentlich sind diese beiden Räume, durch eine Schiebetür voneinander getrennt, aber ich kann an einer Hand abzählen, wie oft wir diese zugezogen

haben. Das Arbeitszimmer war immer mehr das Terrain meiner Mutter, wo sie sich, umgeben von Büchern, Heften und von Kindern gemalten Bildern, auf ihren Unterricht vorbereitete. Sie saß dabei an der rechten Seite des langen Holztischs, welcher sich an der gesamten frontalen Wand entlang streckte und dabei auf der linken Seite auch meinen Schreibtisch bildete. Meinem Desinteresse für Schule geschuldet, hatte ich jedoch mehr Zeit mit Malen und Nähen an ihm verbracht als mit Schreiben.

Zum ersten mal in meinem Leben kann ich nun die Wände des Arbeitszimmers sehen und, auch wenn es kein besonders faszinierender oder schöner Anblick ist, ist es erstaunlich. Sie waren sonst von deckenhohen Regalen voller Bücher verdeckt worden und ich hatte ihre Existenz dahinter ganz vergessen. Alle Räume sind jetzt so viel größer, als sie es jemals waren. Ist natürlich logisch, jetzt, wo sie leer sind. Aber eine solche Vergrößerung hatte ich nicht erwartet. Vor allem nicht im Wohnzimmer, in dem ich jetzt stehe.

Es ist der schönste Raum hier, vor allem durch die Fensterfront und den Balkon bedingt. Diese sorgen für eine lichtdurchflutete und offene Energie die jedem Besucher direkt bewusst wird. Was jedoch maßgeblich zu dieser Energie beigetragen hatte war das „Statement Piece“ unserer Wohnung, der Einrichtungsgegenstand der allen im Kopf blieb, unser orangenes Sofa. Als es noch im Wohnzimmer stand, grenzte es an die Fensterfront und war das Erste, worauf der Blick beim Betreten fiel. Es erleuchtete mit seinem Sonnenuntergangsorange den Raum und verstand sich ausgesprochen gut mit der Sonne die auch jetzt durch die vielen Fenster fällt. Nun scheint sie allerdings auf einen leeren, ausgebleichten Fleck des Holzbodens. Ich blicke auf den Fleck und erinnere mich an all die Male, die ich mit meinen FreundInnen auf diesem Sofa saß und panisch den Satz „Keine Flecken auf dem orangenen Sofa!“ wiederholte, um ihnen die Wichtigkeit dessen deutlich zu machen. Es war das Herzstück unserer Wohnung, aber besonders ist es das Herzstück meiner Mutter. Einen Fleck hätte sie möglicherweise nicht verkraftet.

Was mir beim Herumschauen als zweites auffällt, ist das Fehlen des riesigen Wohnzimmerteppichs. Er ist ungefähr so lange im Besitz meiner Mutter, wie ich und passt mit seinen rot, orangenen Farbtönen perfekt zu... dreimal dürft ihr raten...dem Sofa. Auf ihm hatten achtzehn Geburtstagstische für mich Platz gefunden, auf ihm haben meine Nichte und ich unzählige Tänze choreographiert und aufgeführt und auf ihm wurde jedes Weihnachtsgeschenk meiner Kindheit ausgepackt. Auf ihm hatten meine Freunde und ich an meinem Geburtstag, während der Pandemie, ein Zelt aus Matratzen gebaut, um uns vor den Geschehnissen der Außenwelt und den neugierigen Ohren der Nachbarn zu verstecken. Ihn zu verlieren wäre für mich wahrscheinlich gleichwertig mit einem Fleck auf

dem orangenen Sofa für meine Mutter. Zum Glück weiß ich, dass er sich in diesem Moment auf dem Weg in unser neues Haus befindet.

Nun durchquere ich den Raum, zum ersten Mal, ohne über den Teppich zu laufen, und öffne die Balkontür. Wenn ich sage, dass unser Balkon groß ist, dann meine ich auch, dass er groß ist. Zumindest groß genug um zwei Doppelbett-Matratten auf ihm zu auszubreiten und dabei noch von dem selbstangepflanzten Dschungel meiner Mutter umringt zu sein. So wichtig der Teppich und das Sofa auch sind, sie können nicht mit unserem Balkon mithalten. Er war unser eigener kleiner Sommernachtstraum. Sobald es nachts warm wurde, konnte man aus unserer Wohnung Streitigkeiten darüber hören, wer als Erste auf ihm schlafen dürfe, und !Spoiler! meine Mutter gewann fast immer. Dann wurden Matratzen und Decken auf den Balkon geschleppt und ich kann kein besseres Rezept für tiefen Schlaf empfehlen, als das, unter freiem Himmel zu schlafen. Das war eine der vielen Sachen, die man „nur bei Jamila daheim“ machen konnte und ich bin bis heute so stolz darauf. Oh, wie ich diesen Balkon und seinen Blick über ganz Mosbach vermissen werde. Sonst voller grüner Pflanzen, die meine Mutter aus Avocado- oder Zitronenkernen gezogen hatte, wirken die weißen Wände hier jetzt umso aggressiver. Also drehe ich ihnen meinen Rücken zu und schließe die Balkontüre hinter mir. Das dumpfe Geräusch das beim Zuziehen der Tür erklingt, fährt durch meinen ganzen Körper, denn ich weiß, es ist nur noch ein Zimmer von Bedeutung übrig.

Ich schaue in mein Zimmer und das, obwohl die Türe geschlossen ist. Nein, ich bin nicht in der Lage durch Türen zu blicken, aber die weiße Holztür, welche eigentlich ein Fensterglas in ihrer Mitte haben sollte, hat dieses vor meiner Geburt bereits verloren und aus mir nun unerfindlichen Gründen, habe ich nie etwas dagegen unternommen. Hat es mich gestört regelmäßig Menschen mitten durch meine Tür in mein Zimmer steigen zu sehen? Ja! Aber es war einfach so. Ich habe mich irgendwann damit abgefunden und das Loch für den Sichtschutz mit bunten Tüchern abgehängt. Daher auch die ständigen Gerüche und Geräusche aus der Küche. Erst traue ich mich gar nicht richtig mein vollkommen kahles Zimmer zu betreten und das, obwohl ich diejenige war, die es ausgeräumt hat.

Die Wände des Zimmers sind zum Glück nicht komplett weiß, ich hatte vorgesorgt, sie unterteilen sich in der Mitte zwischen weiß auf der linken Seite und hellblau auf der rechten. Dass das Blau eigentlich nur dort ist um die Wandmalereien meines zwölften Geburtstags, von mir und meinen Freunden, zu verdecken wird keiner der Nachmieter ahnen können. Sie werden nicht verstehen, wieso eine riesige knallgelbe Sonne, die ihre Zunge herausstreckt auf der Wand neben der Tür prangt und sie werden die, auf die Wand gemalten Bilderrahmen voller „Bravo“-Zitate höchstens belächeln. Das tue ich nun auch,

aber ich habe sie gemalt, also darf ich das. Es ist mir extrem unangenehm nicht zu wissen, wer als nächstes mein Zimmer betreten, geschweige denn darin wohnen wird und ich versuche gar nicht erst daran zu denken. Während ich umher gehe, fange ich an zu summen und dann leise zu singen. Erst fällt es mir nicht auf, aber dann bemerke ich, dass ich „Summertime“ von Ella Fitzgerald vor mich her singe. Die Akustik ist jetzt viel besser, wo nichts mehr die Töne abbremsen kann und ich fange an das Lied laut vor mich her zu singen. Während ich singe, betrachte ich das Fensterbrett unter den zwei großen Fenstern die mein Zimmer mit Licht versorgen. Unzählige Kritzeleien zieren es und die meisten davon sind meiner Schwester, welche früher in diesem Zimmer gewohnt hatte, zu verdanken. Julia + Bianca = BestFriends4Ever steht da ganz groß und ich bin mir eines weiteren Males der Magie dieser Wohnung bewusst. Das sind die Namen meiner Schwester und ihrer besten Freundin und sie sind bis heute noch beste Freundinnen. Wenn das magische Fensterbrett dazu in der Lage ist Freundschaften am Leben zu erhalten, dann möchte ich bei meiner letzten Möglichkeit auch noch Gebrauch davon machen. Ich zücke einen Edding und schreibe Jamila + Ana = BestFriends4Ever direkt darunter. Hoffentlich bleiben wir genauso lange beste Freundinnen, wie die beiden. Die Vergänglichkeit meines Zuhauses macht mich so nostalgisch, dass ich merke wie mir auf einmal eine Träne die Wange hinunter läuft. Ich singe immer noch „Summertime“ und als mir bewusst wird, warum ich es singe, fange ich richtig an zu weinen und der Gesang versiegt in meiner Kehle. Ich blicke auf die Stelle, an der immer mein Bett gestanden hatte und erinnere mich daran, wie meine Mama mir das Lied jede Nacht, als ich klein war, zum Einschlafen vorgesungen hatte. Es geht in dem Lied darum, dass das Kind sich nie fürchten muss, weil seine Mama und sein Papa auf es aufpassen. Auch wenn das nicht zu hundert Prozent meiner Lebenssituation entspricht, weiß ich, wie sicher ich mich gefühlt habe, wenn meine Mama, alleine, an meinem Bettrand saß und mir, unter der schützenden Decke unserer Wohnung, dieses Lied vorsang. Ich weiß nicht, wie lange ich auf dem Boden des leeren Zimmers gesessen habe, aber auf einmal weiß ich, dass ich jetzt gehen muss, dass es jetzt vorbei ist. Ich steige ein letztes mal durch meine Tür in den Flur und blicke mich um. Das hier ist nicht mehr mein Zuhause. Alles was es dazu gemacht hat ist nun in unserem neuen Haus. Das Sofa, Der Teppich und meine Mutter sind bereits vorausgegangen und warten ein paar Straßen weiter in einem neuen Zuhause auf mich. Das hier ist nur noch ein verlassenener Ort.

Der Rausch des Imaginären

Zum 200. Todestag E.T.A. Hoffmanns



Philine Bausch

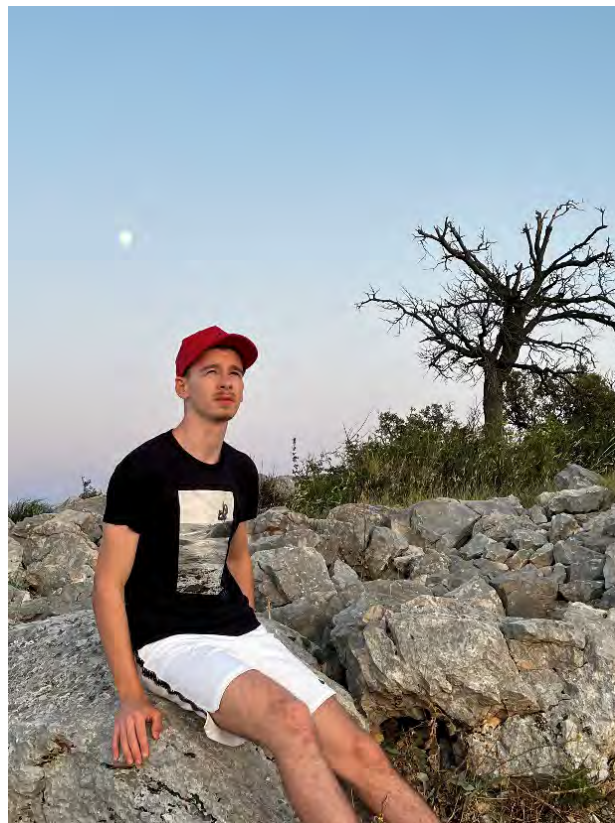
Schuljahr 2022 - 23

Eugen-Bolz-Gymnasium Rottenburg

Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur BW

Zum 200. Todestag E.T.A. Hoffmanns

-Der Rausch des Imaginären-



vorgelegt von

Finn Lukschanderl, K1

Datum der Abgabe: 31. Januar 2023

Bleierne Schwere, mein Körper fühlt sich an, als wäre er verhärtetes Gießmaterial, das in der Gussform vergessen wurde und jetzt kaum herausgelöst werden kann, ohne zu brechen. Ich möchte meine Augen nicht öffnen. Heute ist wieder so ein Tag, an dem ich mich frage, warum ich überhaupt aufstehen soll. Wenn die Welt jeden Morgen eine kleine ausgewählte Gruppe von Menschen persönlich begrüßen würde und anschließend eine Kennenlernrunde einleiten würde, dann würde ich mir die Decke übers Gesicht ziehen und so tun, als ob ich nicht da wäre, wie kleine Kinder beim Versteckspielen. Sie schließen die Augen, ihre ganze Welt verschwindet und sie denken, dass sie es ihr gleichtun. Die Welt kennt solche Tricks na klar, sie ist alt und weise. Sie würde mich direkt auffordern anzufangen und mich vorzustellen. Was würde mir da anderes übrigbleiben, als ihrem Auftrag Folge zu leisten. Wenig motiviert würde ich vor mich hinmurmeln Folgendes preisgeben: Ich heiße Ernst Haft, ernsthaft, ich weiß nicht, was sich meine Eltern dabei gedacht haben. Bevor es einen Witzbold auf den Plan ruft, füge ich hinzu: Aus Spaß wurde Ernst. Ernst ist heute 32 Jahre alt und lebt in Dresden. Von Beruf bin ich Koch und ich habe Stoffe zu mir genommen, die ich hätte nicht konsumieren sollen. Das Rauschgift hat eine Psychose ausgelöst. Die Suppe habe ich mir selbst eingebrockt. Beim Auslöffeln hilft mir nun Dr. Otter. Auf seinem goldenen Türschild steht in geschwungenen Buchstaben Nervenarzt. Wie aus der Zeit gefallen prangt es unbeirrt an der Eingangstür. Seit geraumer Zeit gehe ich jeden Montag und Donnerstag zu ihm, wir sitzen uns in gemütlichen samtbezogenen Ohrensesseln gegenüber. Hier und da ist der dunkle, zinnoberrote Stoff schon recht dünn geworden, das kann ich mit meinen Fingern ertasten. Hauptsächlich spreche ich, Dr. Otter spricht nur ausgewählt tiefenanalytisch. So nennt man die wenigen Worte wohl. Meine Oma würde jetzt ihre Brille aufsetzen und anmerken: Mein lieber Ernst... Wer heilt, hat recht. Genug von mir, der Nächste bitte! Ich schlage die Augen auf und die Stimme, die sich soeben vorstellt, verklingt. In meinem Kopf ist Ruhe. Ich starre den Rollladen an, die obersten drei Lamellen sind offen, die Lichtschlitze sehen aus wie kleine Schießscharten. Tolle Begrüßung liebe Welt, ich fühle mich heute besonders willkommen. Es bringt nichts, aufstehen, Kater Murr füttern, ins Bad, Kaffee ohne Frühstück. An der Haustür findet dieser Aktionismus sein Ende. Meine Hand will nicht zur Klinke, die Klinke will nicht berührt werden. Ich starre die Holzmaserung an. Dr. Otter wartet auf mich, in 15 Minuten fängt meine Therapiesitzung an. Ich drücke die Klinke und habe das Gefühl mir die Finger zu verbrennen. Draußen ist es kalt, laut, hektisch. Einen Moment lang halte ich die Luft an, gehe einen Schritt vor und werde von den anderen Fußgängern mitgezogen. Ich stelle mir vor, ich hätte imaginäre Scheuklappen, so wie es die Pferde, die die Kutschen in Wien ziehen, haben.

Freud hätte seine Freude mit mir. Verdrängung hoch 500. Ich versuche Blicke, Gesichter, Gestiken, Kameras, Handys... auszublenden und mich zu Dr. Otter zu retten. Auf dem Gehweg steht ein Würstchen, ähm, ich meine ein junger Mann, der in einem Würstchenkostüm steckt. Er drückt mir ungefragt einen Flyer in die Hand. Obwohl ich ihn gar nicht möchte, hebt sich mein Arm und die Finger greifen zu, das Auge war schneller als das Nein, Danke! Ich linse im Gehen auf den Text: Pollux - der exquisite Hundesalon, Neueröffnung!!! Nur das Beste für den besten Freund des Menschen... Wohlfühlgarantie!!! Wie soll die denn bitte aussehen: Einmal waschen, legen, föhnen für beide? Ergebnis: Partnerlock. Weitere Bilder ploppen in meinem Kopf auf und entlocken mir ein amüsiertes Lachen. Irritation... Warum schaut der Typ mich so blöd an, habe ich, ohne es zu bemerken, laut gelacht? Warum hört er nicht auf, mich anzustarren, 1,90, breit wie ein Schrank, ein von Pocken vernarbtes Gesicht, diabolisches Grinsen, die nervöse Zungenspitze erscheint immer wieder sich seltsam windend im Mundwinkel, schwarzer, bodenlanger Ledermantel, die Augen tot, wie von einem weißen Schleier bedeckt, der kommt mir so bekannt vor. Grübelnd erreiche ich die Praxis von Dr. Otter. Das goldene Namensschild leuchtet mir warm in der Wintersonne entgegen. Zurückblickend auf die Straße trete ich ein. Dr. Otter, zuverlässig wie ein Schweizer Uhrwerk, bittet mich in das Behandlungszimmer. Ich suche Zuflucht in dem samtenen Ohrensessel und fühle mich eigentümlich umarmt und in Sicherheit.

Erste Therapieverlängerung 161ste Stunde

Dr. Otter schaut mich freundlich an. „Herr Haft, schön, dass Sie da sind. Wie geht es Ihnen heute? Wie waren die letzten Tage?“, begrüßt er mich in einem angenehmen, leicht kratzigen Bassbariton. Mein Blick streift durch das Zimmer, bevor er bei Dr. Otter haltmacht. „Ich habe die Erzählung ‚Der Sandmann‘ gelesen.“ Schweigen... „Erzählen Sie!“ „In der Zeitung bin ich über den Juristen und hmm..., ja, Allround-Künstler E.T.A. Hoffmann gestolpert. Nach dem Lesen habe ich mich immer wieder gefragt: Wer bist du, was macht dich aus, dass die Menschen selbst 200 Jahre nach deinem Tod deine Werke lesen und dein Leben ehren? Das hat mich nicht mehr losgelassen. Beim Durchstöbern meiner Bücherregale habe ich eine verstaubte Ausgabe des „Sandmanns“ und des „Goldenen Topfs“ gefunden, die sonnengelben Reclam-Ausgaben, die dazu führten, dass sich die Gesichter in der Klasse plötzlich verfinsterten, sobald sie der Lehrer ins Sichtfeld der Schüler brachte. Kennen Sie die Erzählung ‚Der Sandmann‘?“ „Ja, lang ist es her.“ „Gelesen habe ich dann beide. Zuerst den „Sandmann“ und danach den „Goldenen Topf“. Der „Sandmann“ lässt mich seitdem nicht mehr los. Ich habe Hoffmanns Werk am Ende zugeklappt, zur Seite gelegt und seitdem kann ich nicht damit

abschließen. Ich nehme die Erzählung immer wieder in die Hand, starre vorne auf den Einband. Sonnengelb, oben rechts rechtsbündig in schwarzer Schrift E.T.A. Hoffmann, darunter „Der Sandmann“, ein dicker, kurzer Balken und anschließend ganz harmlos „Reclam“. Am unteren Rand gezeichnet in der Mitte Coppélius, widerlich, man will ihn gar nicht anschauen, ihm gegenüber, rechts, leicht sich verneigend Nathanaels Vater, im Hintergrund ein angedeutetes dampfendes, zischendes Tor, und auf der gegenüberliegenden Seite, links, der 10-jährige Nathanael in seinem Versteck, sein Gesicht verrät Angst, ja, seine ganze Körperhaltung auch. Was haben wir uns damals den Kopf zerbrochen! Auch jetzt würde ich aus dem Heft am liebsten Antworten herausschütteln... Das Heft in die Hand nehmen, von wegen... Das Heft hat mein Leben in die Hand genommen. Ich spüre ein nagendes Gefühl in meiner Brust. Der Erzähler hat mich mit Fragen zurückgelassen. Nein, nicht nur, auch tiefe Verwirrung und große Unruhe haben mich gepackt. Schwer abzuschütteln, als wäre ein Teil von mir nicht wieder aus der Erzählung zurückgekommen. Als hätte es mein Innerstes gestreift und dort einen Resonanzkörper zum Klingen gebracht. Was ist Wirklichkeit und was ist Imagination? Hoffmann spielt mit mir als Leser und ich fürchte, dass er mir haushoch überlegen ist. Er ist ein Meister seines Fachs. Er möchte alles Hässliche in der realen Welt mit einer fantasievollen Antwort lösen. Wer den Rausch des Imaginären einmal erlebt hat, entkommt ihm nicht mehr. Es fühlt sich wie eine Gleichung an: Rausch der Imagination = Grenzüberschreitung.“ „Das Ungesagte bzw. das Ungeschriebene zwischen den Zeilen lastet manchmal schwer auf einem.“ Dr. Otter blickt mich auffordernd an. „Am Anfang zog jede neue Frage mindestens eine weitere hinter sich her, jede Gewissheit wurde mir wieder genommen, jede Erkenntnis aufs Glatteis geführt. Ich fühle mich wie ein Pingpong-Ball zwischen Nathanael, Clara, Lothar, Siegmund, dem Sandmann, Coppélius, Coppola, Spalanzani, Olimpia, meinem Vater... und dem Erzähler selbst.“ „Ihrem Vater?“ In meiner Brust zieht sich alles zusammen, kleine Lichtpunkte tanzen durch mein Sichtfeld, ich sehe nur einen Ausschnitt von Dr. Otter, der Rest ist verschwunden, mir wird schwarz vor Augen. Atme! Atme! Ich habe das Gefühl, zu fallen. Aber ich sitze hier und meine Hände gleiten über den weichen Stoff und machen Halt unter meinen Oberschenkeln. Dort verharren sie eingepresst, weicher Druck von unten, warmer Druck von oben. Ruhe. „Dr. Otter... erinnern Sie sich noch an die Handlung?“ „Ja, sicher doch.“ „Dann wissen Sie ja, wie schwierig es ist, den Inhalt zu fassen zu kriegen, ständig denkt man, ach ja so ist das also und dann entgleitet einem wieder alles, wird umgeworfen oder umgekehrt. Das ist zum Verrücktwerden. Wissen Sie, der Zweifel als Grundtonus in meinem Leben lässt mich sowieso schon verzweifeln. Und jetzt das noch. Ich

sage mir selbst, wie ein Mantra: Denk rational! Denk rational! Appelliere an deine Vernunft! Aber wie viele Wirklichkeitsebenen gibt es wirklich, Dr. Otter?“ Dr. Otter nickt und wiegt gleichzeitig seinen Kopf sanft von links nach rechts, als würde er einer Zickzacknaht folgen oder als wäre er ein Wackel-Dackel auf der Hutablage eines bayrischen BMWs. „Nathanael kriegt es nicht gebacken, der eine Pol die reale Welt, der andere die Fantasiewelt. Dazwischen ein 1000 Volt starkes Spannungsfeld. Der gute Mann wird gegrillt. Genauso seine Frauengeschichten, auf der einen Seite Clara und auf der anderen Olimpia. Ein Hin- und Her, ein ständiges Driften zwischen diesen zwei Welten und zwei Frauen. Wie soll man da zur Ruhe kommen, wie soll man sich da nicht verlieren? Das ist nicht nach meinem Geschmack. Ich fühle mich, als hätte man mir in die Suppe gespuckt.“ „E.T.A. Hoffmann, soso. Wie gut kennen Sie ihn?“ „Ich weiß, dass er sehr krank war und nur 46 Jahre alt geworden ist, dass er dem Wein nicht abgeneigt war, dass er klein, unruhig war, sein Gesicht reich an Mimik. Ich habe mir ein Selbstporträt von ihm angeschaut. Hoffmanns Augen dominieren das Gesicht, eher sein Blick, der dahinter schaut oder in mein Inneres bis auf den Grund, Augen, die einen binden, die Haare stehen ihm zu Berge, als stünde er selbst bis in die Haarspitzen unter Strom. Was noch? Zwei Brüder, einer früh verstorben, Scheidungskind, bei der Mutter aufgewachsen, Jura studiert, viel lieber Künstler, am liebsten Komponist. Ich denke, er hat sich wie seine Figuren zwischen diesen zwei Polen hin- und hergerissen gefühlt, unterschiedlicher konnten die zwei Welten ja wohl kaum sein, später hat er seine Einstellung geändert. Es galt nicht mehr die Welt der Juristen vs. die Welt der Künstler, das eine Leben hat das andere ja nicht ausgeschlossen. Hoffmann integrierte das eine im anderen und gab seine Träume nie auf, obwohl er teilweise in größter Not und Armut lebte, seine Tochter ist mit zwei Jahren gestorben, gesellschaftskritisch, nicht käuflich, fast rebellisch, verliebte sich gerne in die falsche Frau, war deshalb oft dem Gerede der Leute ausgesetzt, überhaupt nahmen Frauen in seinem Leben einen großen Stellenwert ein und tun es in seinen Werken immer noch, er fand sich selbst hässlich und missgestaltet, er war leidenschaftlich, temperamentvoll, gewitzt, gesellig, mutig, unbestechlich und gerecht, komponierte die Oper „Undine“. Wissen Sie, dass das Schauspielhaus am Berliner Gendarmenmarkt mitsamt den ganzen Kostümen abbrannte und Hoffmann Augenzeuge war, weil das Feuer fast auf seine gegenüberliegende Wohnung übergriff? Das Haus, in dem Nathanaels Studentenbude ist, brennt ebenfalls ab. Sie sehen, dass sich Hoffmanns Leben in seinen Werken wiederfindet.“ „Darin liegt seine Stärke. Was noch?“ „Es gefällt mir, dass Aufgeben keine Option für ihn war. Trotz der vielen Rückschläge rappelte er sich immer wieder auf.“ „Ein interessanter Mann. Und Sie? Wo sind Sie da?“ „Ich

stecke irgendwo zwischen den Zeilen des „Sandmanns“. Als hätte mich Hoffmann mit seinem magischen Blick direkt in seine Erzählung gebannt. Als hätte ich mich auf dem Weg hinaus nur noch tiefer darin verlaufen.“ „Das ist Ihr Gefühl?“ „Ja, nicht ausschließlich, aber ja, so fühlt es sich an.“ „Wollen Sie sich befreien?“ „Ich will wissen, was Sache ist, ich will es sehen können, aber ständig entzieht sich Nathanael mir wie ein Aal, den ich küchenfertig machen möchte. Nathanael scheint sich zweimal zu fangen, ich bin beruhigt und hoffnungsvoll, er scheint das alles zu überwinden, und dann... ich bin ratlos.“ Kopfschütteln. „Als Leser denke ich, jetzt ist der Wendepunkt erreicht, jetzt dreht sich das Blatt und alles wird gut. Aber das ist nicht der Fall, als würde ein Fluch auf ihm liegen, der wieder auflebt und durch das Erscheinen des Wetterglashändlers Coppola seinen Lauf nimmt. Clara versucht, hmm, seine Resilienz zu mobilisieren, indem sie an die Vernunft appelliert. Und dann nach drei Briefen, die mir das Gefühl geben, ich lese hier von Fakten, erscheint der Erzähler im Erzählen und fachsimpelt mit mir als Leser über seine Arbeit. Das war sehr ernüchternd. Sie können sich nicht vorstellen, wie verduzt ich war. Er wechselt im Verlauf der Erzählung gekonnt die Perspektive, das ist sehr fesselnd.“ „Versuchen Sie ihm auf die Spur zu kommen, hier bietet sich ein abgesteckter Rahmen für Sie. Malen Sie ihn aus!“ „Ich fühle mich Nathanael nahe. Zusätzlich überlagern sich die Eindrücke, ständig distanzieren ich mich von ihm, lehne ihn wegen seiner widersprüchlichen Aussagen ab, denke, das kann nicht sein, was du da berichtest, Abschrauben der Glieder, pah. Wiederum identifiziere ich mich laufend mit ihm. In Summe weiß ich nicht, ob ich Nathanael sympathisch finden soll oder nicht. Einerseits lässt der Erzähler keine Objektivität zu, sich da innerlich rauszuhalten, geht gleich null. Andererseits lässt er keine Auflösung, keine Wertung zu. Ich fühle mich, als hätte man mich im Regen stehen lassen. Ich kann nicht einordnen, was ich da lese, weiß nicht, wen ich mögen und wen ich ablehnen will, am Ende bleibt ein schaler Geschmack. Nathanael ist definitiv ein Getriebener, das kann ich beurteilen, ich habe mich verfolgt, beschattet, ausspioniert gefühlt. Sie wissen schon... während der Akutphase. Ich war absolut davon überzeugt, dass das, was ich sehe und höre, der Realität entspricht. Die Frage: „Ist es real oder imaginär?“ was ich erlebe, gab es nicht in meiner Welt. Überall waren versteckte Kameras und Mikrophone in meiner Wohnung, im Fernseher, in der Duschvorrichtung, hinter dem Spiegel, das Handy wurde abgehört. Jedes Knacken in der Leitung war Bestätigung genug. Ich war so überzeugend, dass meine Mitmenschen davon überzeugt waren, dass ich ihnen Tatsachen mitteile. Selbst die Polizei nahm meine Anzeigen auf. Verdächtigt habe ich meine damaligen Freunde. Meine Brüder teilten meine Sorge, sie haben von Anfang an meinen Freundeskreis abgelehnt und meinten,

dass wäre nicht der richtige Umgang für mich. Das wissen Sie schon alles aus dem Arztbericht, den Ihnen die Klinik geschickt hat.“ „Machen Sie nur weiter!“ „Dann kam der Kipppunkt. Ich erzählte meinem älteren Bruder, sein Schwiegervater würde mit denen unter einer Decke stecken, er hätte bei der letzten Geburtstagsfeier Fotos von mir gemacht, die sie gegen mich verwenden wollen. Sie wollten mir schaden. Sie wollten mich als irre hinstellen, damit ich eingesperrt werde und in die Klappe komme.“ „Wer sind sie?“ „Ich sagte es doch schon... Wahrscheinlich frühere, angebliche Freunde. Freunde, die Freunde waren, solange ich Geld hatte. Ich habe meine Konten geleert. Ich habe mit ihnen gefeiert... immer auf der Jagd nach dem nächsten Rausch. Es war eine andere Welt. Das waren aber nur die Strohänner, hinter ihnen stand eine viel größere Macht. Haben Sie gewusst, dass Hoffmann durch Indiskretion verraten wurde. Das erste Mal, als er Karikaturen von Posener Würdenträgern anfertigte und das zweite Mal, als er seine Satire gegen den Polizeidirektor von Kamptz verfasst hatte. Beides führte zu einem Skandal. Die Karikaturen brachten Hoffmann eine Strafversetzung ein und Meister Floh eine Zäsur und ein Disziplinarverfahren. Da waren wohl auch ein paar falsche Freunde am Start. Meinem jüngerem Bruder erzählte ich, der Tagesschausprecher Constantin Schreiber hätte mich direkt während der Sendung angesprochen und geflüstert: Du entkommst uns nicht, wir kriegen dich. Seine persönlich an mich gerichtete Ansage fing mit dem typischen Intro an, Gong, Melodie und endete auch damit. Meine Brüder setzten sich wohl mit meiner Mutter zusammen. Diese erzählte ihnen, ich hätte sie vor drei Tagen besucht, wäre ins Haus gestürmt und hätte gerufen „schnell wir müssen uns verstecken, sie sind mir auf den Fersen“. Die Nachbarin, die beim Fensterputzen alles beobachten konnte, hat ihr am folgenden Tag ein Nazar-Amulett gegen den bösen Blick geschenkt und ihr Bericht erstattet. Ich hätte wohl einen älteren Herrn an der Bushaltestelle beschuldigt, mich verfolgt zu haben und ihm mit Prügel gedroht. Ich muss wohl sehr aggressiv gewesen sein. Es wurde ein Familienrat ohne das Sandwichkind abgehalten. Die imaginären Bilder in meinem Kopf trennten mich von den Menschen, die ich liebe. Wie Nathanael mit seinen kindlichen Skizzen und seinem Gedicht wollte ich mich mitteilen, die Ängste bewältigen und die belastenden Erlebnisse verarbeiten, aber all diese Versuche entzweiten ihn und auch mich nur noch mehr von unseren Lieben. Clara fordert Nathanael auf, sein Gedicht ins Feuer zu werfen. Was er an die Oberfläche gelassen hat, soll wieder verschwinden. Nathanael... ihm bleibt als Mensch und auch als Dichter kein Zuhörer. Er empfindet ohnmächtige Wut. Die Blicke, das Lachen meiner Brüder werde ich nie vergessen. Eingebrennt hat es sich, eingebrennt. Sie dachten zuerst, ich mache Späße. Als sie merkten, dass es mir todernst war, folgte großes Erstaunen und der

Gedanke „hier stimmt was nicht“ materialisierte sich von nun an in ihren Köpfen. Wenn ich von meiner Familie kritisch beäugt wurde, versicherte ich mir, dass sie aufgrund der Beschränktheit ihrer Wahrnehmung nicht sehen, was ich sehe und ihnen dadurch verwehrt wird, die Wahrheit zu erkennen. Für sie wiederum schien ich verloren. Schleichendes Gift in meinem Kopf und immer wieder der Gedanke, Jakob und Aaron sind Komplizen, sie sind übergelaufen, gehören zu denen. Totaler Realitätsverlust. Am Anfang wechselten sich noch klare Momente mit Verwirrung ab. In der Akutphase ist dann aber alles in den Hintergrund getreten, es gab nur noch Augen, die mir folgten, die mich fotografierten und filmten. Gefangen in meinen Gedankenmauern, habe ich nicht gesehen, was außerhalb davon liegt. Als sie ein paar Tage später am 30. Oktober mittags um 12 Uhr an meiner Tür klingelten, machte ich ihnen nicht auf. Mit der Todesangst - sie kommen mich holen - kam die Panik. Ich habe mich von der Welt abgewandt, totaler Rückzug aus der Realität. Die Polizei brach die Tür mit Gewalt auf. Grund: Selbstgefährdung. Folge: Zwangseinweisung. Überall Augen und Hände. In meinem Kopf ein stummer Schrei: Fasst mich nicht an! Sie haben mich in Gewahrsam genommen, in Schutzgewahrsam, so nennt sich das wohl. Herr Haft ist in Haft, so nenne ich es. Und dann kommen Sie, Dr. Otter, ins Spiel... „Kipppunkt, sagten Sie?“ „Ja, den gibt es auch im „Sandmann“. Als Nathanael, auf dem Ratsturm stehend, Clara für einen Automaten hält, heute würde man Androide oder ein humanoider Roboter sagen. Er handelt im Affekt, bedient sich einer Notlösung. Er hat das Gefühl, mit dem Rücken zur Wand zu stehen und stößt in seiner Verzweiflung Clara, stellvertretend für alles Bedrohliche, von sich.“ „Was sieht er in Clara in diesem Moment?“ „Ich weiß es nicht, ich weiß nur, dass Nathanael diesmal zumindest seine lähmende Hilflosigkeit überwindet und wahllos um sich schlagend, zum Angriff übergeht. Nathanael scheitert am Ende und stürzt sich nach Coppelius selbstprophezeiender Ankündigung „Ha ha – wartet nur, der kommt schon herunter von selbst“ wie vorprogrammiert in den Tod, als wäre er auf einen willenlosen Gegenstand reduziert worden. Es ist niemand mehr da, es ist nichts mehr da, das reguliert und Brücke ist zwischen Realität und Einbildung. Das unbewusste Verdrängen und das Leugnen der Angst haben ihn nicht weitergebracht, die belastenden Erlebnisse drängen sich in den Vordergrund. Im Abgang ist er selbst das Holzpüppchen.“ „Ist Nathanael ein resilienter Mensch?“ „Nein, das ging schon in der Kindheit in die andere Richtung.“ „Wie meinen Sie das?“ „Nathanael will sich ein Bild von der Figur des Sandmanns machen, den seine Mutter als erzieherische Maßnahme zur Hilfe nimmt, damit die Kinder ohne Maulen schlafen gehen. Er hat das Gefühl, dass die Mutter seinen Fragen ausweicht, beschwichtigt und wendet sich an die alte Kinderfrau. Diese

antwortet ihm bereitwillig und erzählt ihm eine Gruselgeschichte, in der der Sandmann den Kindern Sand in die Augen streut, um sie ihnen zu stehlen und an seine Kinder zu verfüttern. Die gezeichneten Bilder fallen auf fruchtbaren Boden. Nathanael ist sensibel, sein Innenleben sprudelt über vor Fantasie. Es passt zu seinem halbfertigen Puzzle. Was ihm an Puzzleteilen fehlt, wird mit kindlicher Fantasie vervollständigt, weil an den besagten Abenden jemand sein Elternhaus besucht und die Atmosphäre um gefühlte 10 Grad sinkt. Der Vater verhält sich wie ausgewechselt und die Mutter ist besorgt. Alle scheinen zu erstarren, förmlich die Luft anzuhalten. Elterliche Wärme und Geborgenheit sind gewichen, die Kinder fühlen sich noch kleiner und wehrloser, fast ausgeliefert. Selbst die Eltern ducken sich weg, sie bieten den Kindern keinen Schutzraum in diesem Moment. Durch die Gruselgeschichte der Kinderfrau hat Nathanael endlich eine Erklärung, mit der er die Veränderung im Verhalten seiner Eltern nachvollziehen kann. Es fühlt sich zumindest stimmiger an. Jahre später, nachdem er vergeblich versucht hat, seine Schreckensgestalt mit Zeichnungen auf allen sich ihm bietenden Haushaltsflächen zu bannen, ihr ein Gesicht zu geben, sie zu materialisieren, beschließt er, sich im Arbeitszimmer seines Vaters zu verstecken und mit eigenen Augen zu sehen, wer da abends die Treppe hochpoltert und diesen Stimmungsumschwung zu verantworten hat. Die Fortsetzung ist alpträumhaft surreal. Er ist anfangs stummer Beobachter des Experiments. Das flackernde Licht verzerrt die Gesichter und Nathanael meint in den Gesichtern des Vaters und Coppélius teuflische Züge zu erkennen. Mir fiel spontan ein, wie wir Kinder uns reihum unter der Bettdecke sitzend eine Taschenlampe unter das Kinn gehalten haben, das war ein schauriger Spaß und bescherte so manchem Kindergesicht eine teuflische Fratze. Besonders spannend wurde es, wenn man Grimassen schnitt und dazu gruselige Geräusche von sich gab. Ich glaube, dass das Fremde, Unbekannte Nathanael in diesem Moment Todesangst macht. Verdammt zur eingefrorenen Statue. Schockstarre. Ich kenne diesen Zustand, man hat das Gefühl, als wären einem die eigenen Gliedmaßen fremd, es stellt sich ein Taubheitsgefühl ein, als würde man nur noch aus einem Torso bestehen. Alles fühlt sich verkehrt an, haltlos, die eigene Welt gerät aus den Fugen, nichts ist so, wie es sein soll, als hätte jemand auf Durchzug geschaltet und man wird mitgerissen, fortgerissen. Nathanael glaubt, Coppélius als Sandmann will ihm die Augen rauben. Er wird, nachdem er schreiend aus seinem Versteck stürzt, von Coppélius unverhältnismäßig bestraft. Das Erlebnis im Zimmer des Vaters wird abgespalten und Nathanael kann diesen Teil selbst als Erwachsener nicht integrieren. Das Unheil verfehlt ihn nicht. Die Schuldfrage wird nicht geklärt. Ist Coppélius als der Sandmann schuldig oder Nathanael und seine blühende Fantasie? Der Vater stirbt bei einem dieser heimlichen

[illegible]

10

Schublade davon. Es hilft nichts, ich dreh mich nur ständig um meine eigene Achse. Beine über die Bettkante schwingen und hoch. Mein Blick fixiert meine Füße auf dem Boden... keine Risse. Gut. Wie jeden Morgen: Kater Murr füttern, ins Bad, Kaffee ohne Frühstück. Die Türklinke ist mir gegenüber wieder feindlich eingestellt. Sie dreht sich wie der steckengebliebene Aufziehschlüssel einer Spieldose im Kreis. Während ich warte, bis sie abgelaufen ist, frage ich mich, was sich wohl auf der anderen Seite der Tür dreht und horche, ob eine Melodie erklingt. Imaginäre Scheuklappen und auf Los geht's los. Freud schüttelt nur noch den Kopf... Herr Haft, Sie hoffnungsloser Fall! Die Sonne steht heute ungewöhnlich hoch. Kurz vor der Praxis wird mein Blick magisch von einer lebensgroßen Marionette angezogen. Es scheint mir, als würde sie von einer fremden Macht gelenkt werden, die mal hier, mal dort an unsichtbaren Fäden zieht. Das Kostüm ist so silbrig, dass es fast blendet, als wären die Alufolienvorräte einer Großküche geplündert und ausgerollt worden. Ihr gegenüber als Gegenspieler: Die Kunst der Pantomime. Das Kostüm in schwarz-weiß, keine Zwischenstufen, kein Spielraum. Absolute Faszination an der Kontrolliertheit der Bewegung, an der Beherrschtheit der Mimik, unbeeinflusst von dem, was rundherum auf dem Platz des Altmarkts geschieht. Der Verwandlungskünstler zieht ein Perspektiv aus seiner Tasche und nimmt mich damit ins Visier. Es ist mir, als ob er mich zu sich winkt. Eine lieblich lockende Melodie ertönt. Ich wende mich ab und laufe schnell weiter. Denk realistisch! Denk realistisch! Dr. Otter wartet auf dich.

Erste Therapieverlängerung 162ste Stunde

Dr. Otter schaut mich wie immer freundlich an. „Herr Haft, schön, dass Sie da sind. Wie geht es Ihnen heute? Wie waren die letzten Tage?“ „Ganz ehrlich, ich fühle mich verbannt aus meinem eigenen Leben. Als wäre ich über die magische Phase nie hinausgekommen. Ich habe Angst vor einem Rückfall.“ „Weiß Ihre Familie davon?“ „Ja, ich habe mit meinen Brüdern darüber gesprochen. Sie haben mir vorgeschlagen, eine Dreiecksreise zu unternehmen.“ „Reise zum Bermudadreieck?“ Lachen. „Nein, nein. Jakob lebt in Frankfurt und hat vorgeschlagen, die Ausstellung „Unheimlich fantastisch – E.T.A. Hoffmann 2022“ zu besuchen. Aaron hat es nach Düsseldorf verschlagen. Er möchte Robert Wilsons Inszenierung des „Sandmanns“ mit uns anschauen. Und ich, ich soll für einen kulinarischen Rausch der Sterne sorgen, indem ich sie zu mir nach Dresden ins Atelier Sanssouci einlade, nicht selber hinter dem Herd stehe, sondern als Gast den Fortschritt meiner Jungköche unter die Lupe nehme und auf potenzielle Sterneköche und damit Nachfolger prüfe.“ „Das hört sich gut an, kopfüber mitten ins Leben.“ „Ich habe ihnen von meiner außerschulischen Wiederbegegnung mit E.T.A. Hoffmann erzählt und so kamen diese Vorschläge zusammen.“ „E.T.A. Hoffmann, also immer

noch ein Thema.“ „Ja, ich habe noch mehr über ihn gelesen.“ „Ich höre Ihnen zu.“ „Hoffmann ist im früheren Königsberg, heute Kaliningrad in Russland geboren. Was hätte er wohl zu Putin gesagt? Eine Zeichnung, auf der Hoffmann und seine erste große Freundschaft T.G. Hippel als das Zwillingsspaar Castor und Pollux abgebildet sind, hat mich sehr angesprochen. Hoffmann war ein großer Mozart- und Goethe-Fan. Goethe aber hat diese Bewunderung nicht gerade erwidert. Nein, er hat Hoffmann sogar als irren Geist abgestempelt, vielleicht hatte er aber auch nur Angst vor Konkurrenz. Nicht wenige reagierten damals mit Ablehnung, weil sie den „Sandmann“, salopp gesagt, als das Werk einer kranken Fantasie bezeichneten. Sigmund Freud erweiterte später den Blick aus der tiefenanalytischen Perspektive. Das dürfte Ihnen vielleicht schon bekannt sein?“ „Erzählen Sie, erzählen Sie!“ „Freud war der Meinung, Nathanael würde unter einer Kastrationsangst vor seinem übermächtigen Vater leiden und der Vater selbst wäre Coppelius. Der kleine Nathanael hätte auf diese Weise seinen liebenden Vater und den gefürchteten miteinander vereinbaren können. Zu groß ist die Kluft, um ihn als ein und dieselbe Person zu sehen. Zu groß die Angst vor Strafe bei Fehlverhalten, um sie zu überwinden und sich mit ihm identifizieren zu können. Demnach wäre es ein schlimmes und zukunftsweisendes Kindheitstrauma, das durch die verdrängten Anteile bis zum Ende nicht heilen konnte. Das ist schon schwere Kost. Danach war nichts mehr wie davor. Selbst auf seine Beziehung mit Clara wirft es seinen zerstörerischen Schatten und lenkt seinen Blick auf den Automaten Olimpia.“ „Welche Rolle hat die Mutter?“ „Sie wirkt beruhigend nach außen, sie wirkt aber nicht wahrhaftig und verunsichert Nathanael nur noch mehr.“ „Kann man so sagen.“ „Was noch? Seinen dritten Vornamen hat er zu Ehren seines Idols geändert. Aus Wilhelm wurde Mozart. Der Name Nathanael, der für gottgegeben steht, ist die hebräische Form seines zweiten Vornamen Theodor, welch Ironie, welch Wortspiel. Seine zweite große Freundschaft schloss er mit J.E. Hitzig. Hoffmann hat Napoleon den Huldigungseid verweigert. Im Weinhändler C.F. Kunz fand er seinen ersten Verleger. Er gründete mit Freunden den Orden „Serapions-Brüder“. Hoffmann brachte sich immer wieder selbst in Schwierigkeiten. Mit seinen juristischen Gutachten hat er sich im Justizgetriebe Feinde gemacht, unter anderem den Polizeidirektor von Kamptz. Hoffmann beschäftigte sich mit psychischen Krankheiten und den damals neuauftretenden Therapieansätzen, hatte aber Angst, selbst wahnsinnig zu werden. Der Erfolg blieb anfangs aus, die Öffentlichkeit sah in Hoffmann ein durch Alkoholexzesse geschädigtes Talent. Hoffmann verschwand von der Bildfläche. Ganz anders war es im Ausland, dort wurden seine Werke gefeiert und sie erreichten den Status von Weltliteratur. In Frankreich nannte man seinen Stil in Eigenkreation „hoffmanesque“. Den

„Sandmann“ hat er größtenteils während einer Sitzung des Kammergerichts verfasst. Es heißt, dass er in diesem Werk seine eigenen Gespenster bannte und überwand.“ „Was verbinden Sie persönlich mit dem Begriff ‚Sandmann‘?“ „Zumindest keine Schreckgestalten, kein Schattenwesen. Ich kann mich an das Gute-Nacht-Lied, das uns Kindern zum Einschlafen vorgesungen wurde, erinnern.“ „Wie lautet der Text?“ „Sandmann, lieber Sandmann, es ist noch nicht so weit, wir sehen erst den Abendgruß, ehe jedes Kind ins Bettchen muss, du hast gewiss noch Zeit. Dann durften wir uns ein Bilderbuch, eine Geschichte oder ein Märchen aussuchen.“ „Eine schöne Erinnerung, wie geht es weiter?“ „In der Grundschule haben wir dann den Text umgedichtet. Man hörte ihn immer wieder in den Pausen über den Schulhof schallen: Sandmann mit der Pumpgun, schießt aaaaalle Kinder tot. Die Pausenaufsicht wurde dem Kanon nicht Herr, kaum hörte es in einer Ecke auf, fing es in einer anderen wieder an.“ „Aus der Erwachsenenperspektive schwierig.“ „Ja, mit Kinderaugen betrachtet: Was für ein Mordsspaß am Verbotenen. Was für ein Entsetzen in den Gesichtern der Autoritätspersonen.“ „Nathanael beschäftigt Sie immer noch?“ „Ja, ich schwanke zwischen dem Gefühl, dass Nathanael völlig traumatisiert ist und dem Verdacht, dass da eine böse Macht ist, die ihn vernichten will.“ „So wie Sie das bei sich dachten.“ „Verzweifelt versuche ich einzuordnen, was ich da gelesen habe und je vehementer ich das tue, desto größer wird meine Unsicherheit bezüglich meiner eigenen Wahrnehmung. Ich kann mich nicht entscheiden, was ich denken soll, fühle mich unfähig, eine Antwort zu finden und Hoffmann erlöst mich selbst am Ende nicht. Einmalig dieser Mann, einmalig. Er bedient die schnelllebige Zufriedenheit des Lesers nicht. Kein Happy End. Außer vielleicht für Clara, aber da tut der Erzähler auch so, als ob er es nur vom Hörensagen wisse, also kann es stimmen oder auch nicht.“ „Wieder derselbe Konflikt.“ „Das Gleichgewicht zwischen Innen- und Außenwelt scheint gestört. Im Gegensatz zu Anselmus findet Nathanael nicht über den Rausch der Imagination zu sich selbst, er bleibt zerrissen. Anselmus, der Auserwählte vs. Nathanael, das Opferlamm. Wissen Sie, ich kann das nachempfinden, ich fühlte mich gefangen, unfrei, ich konnte nicht frei atmen, wenn dieser Wahnsinn meine Sinne vernebelte.“ „Frei atmen, sagen Sie, erzählen Sie mir von Ihrem Vater...“ „Ihn hat dasselbe Schicksal wie Nathanaels Vater getroffen. Er ist tot. Mehr gibt es nicht zu sagen.“ „Ihr Vater ist jung gestorben, ein Unfall?“ „Er war in einer anderen Hexenküche, dort ist er dem Teufel in menschlicher Gestalt begegnet.“ „Wie meinen Sie das?“ „Ich meine den geleisteten Blutzoll in Afghanistan, des Teufels Werk, verstümmelte Körper im Sterben... Wie immer Sie es auch nennen wollen.“ „Er kam nicht zurück?“ „Doch zurück kam jemand, aber es war nicht mehr mein Vater.“ „Eine Hülle?“ „Ja eine leblose Hülle, die noch die

Kraft gefunden hat, sich mit einem Strick auf dem Dachboden zu erhängen. Auf dem Dachboden, auf dem mein Opa ein Fernrohr für uns Jungs aufgebaut hatte, damit wir uns die Sternbilder genauer anschauen konnten. Ich habe ihn gefunden.“ „Was ist danach passiert?“ „Ich weiß es nicht genau, die Augen meines Vaters, das Gesicht verzerrt, ich höre mich heute noch schreien, das war nicht mehr menschlich.“ „Was passiert jetzt mit Ihnen?“ „Ich muss aufhören darüber zu sprechen.“ Dr. Otter murmelt etwas in sich hinein. Ich höre: „Sköne Oke - Sköne Oke.“ „Was haben Sie da gesagt?“ „Schon okay - Schon okay.“ Alles in mir erstarrt. „Ich spüre meine Beine und Arme nicht mehr, als wäre Coppelius aus dem „Sandmann“ gestiegen und hätte sie mir persönlich abgeschraubt, mich falsch wieder zusammengesetzt. Wenn er mir meine Augen rauben würde, dann hätte ich womöglich nichts dagegen, unter der Voraussetzung, er würde diese Bilder in mir löschen. Ich will mich nicht erinnern.“ Stille. Der rahmenlose Kunstdruck hinter Dr. Otter scheint heute ein Eigenleben zu führen. Ich kneife die Augen zusammen und lese: „See - von Ruisdael“. Wolken ziehen auf und der Himmel verfinstert sich. Die spiegelglatte Wasseroberfläche kräuselt sich. An einer Ecke tropft es auf den Boden des Behandlungszimmers, eine kleine Pfütze bildet sich. Daneben akkurat ausgerichtet die „Büßende Magdalena“. Sie schaut von ihrem Buch hoch und scheint mir zuzuzwinkern. Als Leseständer dient ihr ein menschlicher Schädel. „Sie haben mir vor ein paar Wochen von einem guten Freund erzählt, der Ihnen noch geblieben ist.“ „Bitte, was?“ Mein Blick wird trüb, das Bild verschwimmt. „Ihr bester Freund?“ „Ja, Noah ist mir geblieben. Ich habe ihn am Wochenende in Berlin besucht. Wir hatten unter anderem einen sehr schönen Abend im Weinkeller Lutter & Wegner, haben viel gelacht, vor allem als er die Story zum Besten gab, wie ich ihn mit seinem Motorrad stehend an der roten Ampel sah. Ich rannte gehetzt auf ihn zu, schwang mich hinter ihn auf den Sitz und rief: Hipp, gib Stoff, ich werd' verfolgt. Er ist gut damit umgegangen. Die meisten reagierten abweisend. Sie wussten nichts mit mir anzufangen und wendeten sich ab. Viele haben es sich einfach gemacht und mich auf den After-Work-Partys für verrückt erklärt. Sie halten mich immer noch für irre. Wahnsinnig war das Attribut, mit dem man mich meistens belegte. Aus der Schublade komme ich nicht mehr heraus. Ist auch einfacher für sie, alles, was sich zuordnen lässt, macht gleich weniger Angst. Ich kann gut damit leben. Ab und zu regt sich zwar Widerstand und ich möchte ihnen ins Gesicht schreien: Vielleicht seid ihr das Problem und nicht ich. Ihr mit eurem spießigen, kleinbürgerlichen Denken, die ihr wie der Frosch, der im Brunnen lebt, das Ausmaß des Himmels nach dem Brunnenrand beurteilt. Pah, ihr seid die ganze Zeit damit beschäftigt den schönen Schein zu wahren und euch rückzuversichern, dass bei euch alles in Ordnung ist. Ich

[illegible]

mir nicht vorwerfen, ich wäre nicht geduldig genug gewesen. Ich verhalte mich, als würde ich mitten in der magischen Phase stecken, Gegenstände entwickeln ein Eigenleben. Dienen die Scheuklappen einem Blendwerk? Ich laufe und komme unbeschadet bei Dr. Otter an. In der Praxis geht es heute lebhaft zu. Ich werde kurz ins Wartezimmer gebeten, irgendwer überzieht wohl seine Zeit. Ich mag das nicht. Zwei Erwachsene und ein kleines Mädchen befinden sich mit mir im Raum. Die Erwachsenen schauen verlegen zur Seite, nur kein Blickkontakt, wir sind nicht hier, wir sind nicht krank, sollten gar nicht hier sein und sind es doch. Das Mädchen sitzt auf dem Boden und spielt mit einem Musikkreisel. Flammen sind auf das Blech gemalt. Es drückt den Hebel immer wieder aufs Neue. Der Kreisel dreht sich immer schneller, die Farben gehen ineinander über, er scheint rote Funken zu sprühen, als würde sich ein Feuerkreis bilden. Ich sehe Flammen, die sich flackernd und leckend über den Rand hinausbreitend, um ihre eigene Achse drehen. Er summt und rauscht zugleich und das Kind im hellsten Sopran singt: Dreh dich kleiner Kreisel, dreh dich immerzu, immerzu und rundherum und dran bist du. Es hebt den Finger und zeigt auf mich. Ich kann die reale Welt von der Fiktion nicht unterscheiden, sie überschneiden sich, bis mir schwindelig davon ist. Stimmen von weit her, eine zart, eine hoch und eine tief. „Spielst du mit mir: Ich sehe was, was du nicht siehst?“ „Vera... komm, wir sind hier fertig.“ „Herr Haft, Sie sind an der Reihe, treten Sie bitte ein.“

Erste Therapieverlängerung 163ste Stunde

„Was geht hier vor sich?“ „Was meinen Sie? Ach, Sie meinen den neuen Stoff. Die Sessel waren beim Polsterer, sie hatten einen neuen Bezug nötig, das Innere schien schon durch. Bitte nehmen Sie doch Platz.“ Ich setze mich brav, wie ein aus dem Hundesalon Pollux entsprungener Vierbeiner, auf einen jetzt samtbezogenen sandfarbenen Sessel. Treibsand, schwirrt es in meinem Kopf. Die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Wahn werden verwischt. Zurück zum Programm. Dr. Otter schaut mich aufs Neue freundlich an. „Herr Haft, schön, dass Sie da sind. Wie geht es Ihnen heute? Wie waren die letzten Tage?“ Ich beruhige mich. Dr. Otter ist ein guter Zuhörer, manchmal vielleicht etwas wortkarg, aber wirklich kompetent. „Ich habe mich manipuliert gefühlt. Olimpia stellt sich als gemeinschaftlicher Betrugsversuch an Nathanael und der Gesellschaft heraus. Die Täter sind Spalanzani und Coppola. Nathanael sieht Olimpia durch ein Perspektiv, das er dem aufdringlichen Coppola abgekauft hat. Das Perspektiv als Hilfsmittel soll ja eigentlich die Sehkraft verbessern, aber das Gegenteil passiert, es holt Olimpia zwar näher heran, vergrößert Details, zeigt Nathanael aber nur Ausschnitte, nie das ganze Bild, es spart vieles aus, lenkt den Blick nur auf bestimmte Sequenzen, reißt sie damit aber auch aus dem Gesamtzusammenhang, das führt bei Nathanael zu Verwirrung und

Selbsttäuschung. Er erschafft sich somit seine eigene Realität, in der die Grenzen fließend sind. Das Perspektiv ist wie eine falsch angepasste Brille. Wie soll man da im Leben den Durchblick behalten? Zweimal ist Nathanael ein heimlicher Beobachter. Dieser Blick ist verboten oder riskant und trotzdem lässt er davon nicht ab. Beide Male wird es ihm zum Verhängnis. Als Leser muss ich mitanschauen, wie er seinen Augen traut, wo er es nicht tun sollte. Er selbst bemerkt den schleichenden Übergang zum Wahn gar nicht. Olimpia erscheint ihm so real, obwohl er sich selbst nur narzisstisch in ihr spiegelt. Dadurch wird ihm etwas vorgespielt und der Automat wird zu seiner ganzen Welt. Das hat mich wütend gemacht. Ich habe Nathanael innerlich als Loser betitelt, merkt nicht mal, dass seine Traumfrau eine Maschine ist. Selbst wenn Nathanael keinen aktiven Schub hat, kann er zwischen Realität und Trugbild nicht unterscheiden, als wäre in seinem Kopf eine fremde Macht, die ihn steuert. Als hätte er im Kopf eine gebundene Suppe, als hätte man einen Stabmixer angeworfen und die einzelnen Zutaten undefinierbar miteinander verquirlt. Trotzdem stelle ich mir die Frage, ob ich, ohne zu zögern, erkannt hätte, dass Olimpia ein humanoider Roboter ist. Gruselig, ich kann die Frage nicht mit Gewissheit beantworten! Mein Zweifel hat auf mich eine verstörende Wirkung. Ich bin irritiert, weil es damals doch sicher nicht möglich war, einen lebensechten Androiden zu bauen. Oder?“ „Nein, ich denke nicht. Heute ist das etwas anderes.“ Lachen. „Der Mensch als perfekte Maschine und sie hätten keine Patienten mehr... Die Maschine als perfekter Mensch und sie wären ganz schnell ihren Job los.“ „Herr Haft, Sie sprechen in Hieroglyphen.“ „Spaß beiseite... Nathanael zieht sich zurück aus seinem sozialen Umfeld, die Entfremdung lässt nicht lange auf sich warten. Er trägt als Erwachsener die Kinderangst, die vor langer Zeit konserviert wurde, immer noch in sich. Er kommt nicht dagegen an... weder als Kind noch als Erwachsener.“ „Sie kennen das Sprichwort, die Augen sind der Spiegel der Seele?“ „Ja sicher, es gibt so etwas wie einen Innen-nach-außen und einen Außen-nach-innen Aspekt... Wahrnehmungsorgan und Seelentor zugleich.“ Während ich mit Dr. Otter spreche, höre ich dumpfe Schläge auf der Treppe. Jemand kommt mit schweren Schritten näher. „Wissen Sie, nur ist es Nathanaels Seele, die sich in den Augen Olimpias spiegelt.“ „Wohl wahr, wohl war.“ „Er sucht in ihr einen Halt, den er in sich selbst nicht hat.“ Die Erkenntnis schlägt mir auf den Magen, ich muss das erst einmal verdauen. Auf Dr. Otters Augen liegt ein Schatten. Unsinn, unter seinen Augen... Augenringe. Wird er nicht müde, sich tagein tagaus die Probleme fremder Menschen anzuhören? In meinem Kopf: Jeder Schatten ist ein Täter. Schattenspurten der Patienten in Dr. Otters Gesicht. „Warum wurde in meinem Arztbericht alles auf Halluzinationen, Verfolgungswahn und eine riesengroße Angst reduziert?“ „Das ist

oft der genutzte Schlüssel, um einen Antrag bei der Krankenkasse einzureichen, aufgezogen wird es immer nach demselben Prinzip. Sozusagen Therapeuten-Automatismus.“ In meinem Kopf eine semipermeable Membran, die vollkommen durchlässig ist, die ihrer Funktion nicht mehr nachkommt. Vor der Tür ein leises, böses Lachen. Ich halte mich an dem Zettel in meiner Hand fest, meine Finger sind eiskalt, ich schneide mich am Papier, Blut läuft meinen Finger hinunter. Die Verse, die Strophen, die Rettung im Blick. „Hoffmann hat mich angestiftet. Ich habe mein erstes Gedicht verfasst, es handelt von meinen Stunden hier bei Ihnen, als wäre ich Anselmus in Atlantis. Ich nenne es simpel A in A.“ „Moment, bevor ich es vergesse, wir haben eine neue Notfallnummer.“ Dr. Otter steht etwas hölzern auf, geht zu seinem Schreibtisch, greift mechanisch nach etwas, das er mir anschließend stolz überreicht. „Wir haben neue Visitenkarten gedruckt. Ach, ach, der Nervenarzt ist längst überholt, man fühlt sich heutzutage wie fremdgesteuert. Alles muss up to date sein.“ In meiner Hand liegt eine nachtblaue Karte, goldene Buchstaben tanzen, glöckchengleich klingend vor meinen Augen. Stehen plötzlich in Reih und Glied und ich lese gebannt:

Praxis am Altmarkt.

Facharzt für Psychiatrie.

Dr. med. Rob Otter.

„Herr Haft, die Zeit ist...“ „Sie auch?“ Dr. Otter starrt mich an, er schließt die Augen, sein Kopf sinkt auf die Brust. Mein Blick streift durch das Zimmer, bevor er bei der Uhr halbmacht. Zeitverzögert: Tick tack. Tick tack. Tunnelblick. Wie in Trance stehe ich auf, verlasse die Praxis, unter meinen Schuhen knirscht Sand. Meine Hand ertastet in der Jackentasche etwas Zylinderförmiges, es pulsiert warm in meiner Hand. Aus weiter Ferne höre ich jemanden meinen Namen rufen... Herr Haft! Ach, ach Herr Haft, das ist doch nicht Ihr Ernst? Aber alles ist nur noch Schall und Rauch, ich bin unerreichbar... Das Wechselspiel meines Faraday'schen Käfigs beginnt. Ich bin im Einklang mit mir selbst. Die Imagination dringt in den Alltag ein, nein, sie ist vor vielen Jahren schon eingefallen... Ich bin berauscht.

33. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Baden-Württemberg



Emily Maltar

Markgraf-Ludwig-Gymnasium

Kursstufe 1

Thema 2: Der Rausch des Imaginären

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
2. Definition „Das Phantastische“	4
3. Der Schauerroman	4
4. Das Motiv des Automaten	5
4.1. Der „uncanny valley“	7
5. Das Motiv des Wahnsinns	7
6. Die Figur des Kapellmeisters Kreisler	10
7. Romantische Ironie	14
8. Lebensansichten des Katers Murr	14
9. Fazit	17
Quellenverzeichnis	18

1. Einleitung

„Sonntag blüh’n bei mir die Künste und Wissenschaften. Die Wochentage bin ich Jurist und höchstens etwas Musiker; sonntags am Tag wird gezeichnet, und abends bin ich ein sehr witziger Autor bis in die späte Nacht“.¹

Dieses Zitat von E. T. A. Hoffmann zeigt vor allem eines: Die Vielschichtigkeit dieses Künstlers. Insbesondere sein Schaffen als Literat hat ihm zu großer Popularität verholfen. Seine Werke in den Bereichen der Phantastik und der Schauerliteratur bieten die Grundlage für zahlreiche andere Autoren, üben aber auch Einfluss aus auf den Film. Zu seiner Zeit fand sein Œuvre in Deutschland nicht die Anerkennung, die es verdiente. Er stand im Ruf, eine so lebhaft Fantasia zu haben, dass man ihn beinahe für wahnsinnig hielt. Hoffmanns Erfahrungen in diesen unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen fließen in seine Literatur mit ein und die Meinungsverschiedenheiten, zu denen es hauptsächlich im juristischen Bereich kam, formten seinen unbeugsamen, grenzgängerischen² Charakter. Hoffmanns Fähigkeiten zur Präzision und seine scharfe Beobachtungsgabe³, die bei ihm als Schriftsteller zum Vorschein kommen, haben bspw. ihren Ursprung in seiner Arbeit als Jurist. Trotz seiner vielfältigen Interessen fühlte er sich besonders der Musik verbunden, jedoch blieb der erhoffte Erfolg in seiner musikalischen Laufbahn zumindest im konventionellen Sinne aus. Im „Rausch des Imaginären“ macht er nicht einmal vor der Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit halt. Gerade aufgrund meines eigenen musikalischen Bezuges und meiner großen Begeisterung für das romantische Repertoire übt E. T. A. Hoffmann eine Faszination auf mich aus. Sein musikalischer Beitrag, überschattet von seinem literarischen Erfolg, sein wiederholtes Scheitern als Kapellmeister sind ursächlich für die einseitige Beurteilung seines Lebenswerkes. So kommt es, dass sein Wirken in diesem Bereich oft sträflich vernachlässigt wird, obwohl er zusammen mit Robert Schumann als einer der bedeutendsten Musikkritiker seiner Epoche gilt.⁴ Wie kaum ein anderer vereint er die Gattungen der Kunst, Musik und Poesie miteinander, was mich dazu bewogen hat, mich näher mit seiner Biographie und seinen Werken auseinanderzusetzen. Seine Schilderung des Unheimlichen erfolgt auf sehr subtile Weise, da sie oft auf reale Elemente des Alltags zurückgreift und der Leser somit immer weniger auf seine eigene Wahrnehmung vertrauen kann. Das Sujet des Wahnsinns findet hierfür häufig Anwendung. Faszinierend ist, dass Hoffmann selbst sehr unter der Angst litt, wahnsinnig zu werden und sich

¹ Hoffmann 1968, S. 65-66

² vgl. Schmitz 2022, S.15

³ vgl. Scott 2022, S.61

⁴ online unter: Staatsbibliothek zu Berlin (29.01.2023)

mitunter vor seinen ausgedachten Kreaturen fürchtete.⁵ Ebenfalls wichtig für das Hervorrufen von einem Gefühl des Grauens ist seine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Motiv des Automaten. Ein Motiv, welches sogar heute noch von Bedeutung ist, wenn man die Entwicklung von KI bedenkt. Neben diesen beiden Motiven existieren noch weitere Mittel zur Verwischung der Grenzen zwischen Phantasie und Wirklichkeit: Die Verwendung eines literarischen Alter Egos (dem Kapellmeister Johannes Kreisler), romantische Ironie und Satire. Im Folgenden möchte ich näher darauf eingehen, wie diese Auflösung zu Stande kommt und dabei auch ein besonderes Augenmerk auf seine musikalischen Züge setzen. Zur Analyse dienen dafür die Werke „Der Sandmann“, die „Kreisleriana“ und die „Lebensansichten des Katers Murr“.

2. Definition „Das Phantastische“

Beginnen möchte ich mit einer Definition des „Phantastischen“, um die Motive in „Der Sandmann“ besser nachvollziehbar zu machen.

Das Phantastische zeichnet sich vor allem durch die Verwendung bestimmter irrealer Figurentypen und Handlungselemente aus. Das Besondere dabei ist der Realitätsbezug in der Schauerliteratur, obwohl die phantastische Literatur in der Theorie auch vollkommen auf die Verwendung realer Elemente verzichten könnte.

Ein anderes Merkmal ist der Eingriff in die bekannte Ordnung, sodass sich die vertraute Orientierung als „Scheinorientierung“ herausstellt. Der Leser, der sich zuvor in Sicherheit wiegen konnte, verliert nun jeglichen Anhaltspunkt und weiß nun nicht damit umzugehen. Dieses Versagen der bekannten Ordnung sorgt für Irritation und Angst. Dem ist hinzuzufügen, dass das Übernatürliche allgemein im Vergleich zu anderen Genres wie z.B. Märchen etwas Unheilvolles ist und dass es meist einen unheilvollen Ausgang hat. Auch diese Art des Endes bricht mit den Erwartungen des Lesers, denn normalerweise geht man davon aus, dass eine Geschichte ein gutes Ende hat, also für den Leser zufriedenstellend ausgeht. Mit dieser unbewussten Annahme wird immer wieder gespielt, um uns auf unbequeme Art unseren Halt zu nehmen.⁶

3. Der Schauerroman

⁵ vgl. Scott 2022, S. 63-64

⁶ online unter: Kriterien der Phantastischen Literatur, dargestellt an E.T.A. Hoffmanns Erzählung "Der Sandmann" (29.01.2023)

Heutzutage gilt Hoffmann als einer der wichtigsten Vertreter der Schwarzen Romantik, nicht umsonst war er unter seinen Zeitgenossen als „Gespenster- Hoffmann“⁷ bekannt. Zu beachten ist, dass diese Bezeichnung einen spöttischen Beigeschmack hatte. Das Auseinandersetzen mit dem Übernatürlichen schien für Hoffmanns Zeitgenossen keine geeignete Materie zu sein und deren Fokus lag somit auf realen Problemen. Innerhalb dieser Teilströmung etablierte sich die neue Gattung des sogenannten Schauerromans. Dieser thematisiert das Unheimliche, Geheimnisvolle und die Schwelle zwischen Traum/Wahnsinn und Realität.⁸

„Der Sandmann“ (1816) ist ein Werk, welches archetypisch für den Schauerroman ist.

Die unheimliche Empfindung, die beim Lesen dieses Romans hervorgerufen wird, ist u. a. auf die Motive des Wahnsinns und des künstlich geschaffenen Menschen zurückzuführen. Wahnsinn behindert Betroffene darin, zwischen ihrer Imagination und dem, was der Wirklichkeit entspricht zu unterscheiden. Auch hier kommt es somit wieder zur Auflösung dieser Grenzen. Im Folgenden werde ich näher auf diese beiden Motive eingehen.

4. Das Motiv des Automaten

Das Motiv des Automaten regt zur Reflexion darüber an, was den Menschen überhaupt ausmacht. Außerdem ergeben sich laut Jentsch Zweifel, ob ein Automat wirklich unbeseelt ist und im Umkehrschluss daraus, ob Menschen im Besitz einer Seele sind.⁹ Diese Fragen bringen die menschliche Vorstellung darüber ins Wanken, inwiefern noch ein Unterschied zwischen einem Automaten und einem Menschen besteht, da besonders bei einer optischen Ähnlichkeit die Unterscheidung zunehmend erschwert wird.

Das Thema des künstlich geschaffenen Menschen beschäftigte die Menschen zu dieser Epoche in einem großem Ausmaß. Diese Ängste, aber zugleich auch aufkommende Neugier, sind nicht nur in Hoffmanns Werken wiederzufinden. Ein Jahr nach der Veröffentlichung von „Der Sandmann“ erschien auch Mary Shelleys berühmtestes Werk „Frankenstein“.

In Hoffmanns Sandmann kann der Protagonist, geblendet von seiner Liebe zu dem Automaten Olimpia nicht erkennen, dass es sich nicht um einen echten Menschen handelt. Ihre Ausdruckslosigkeit bietet einen Nährboden für die Interpretation zahlreicher Gefühle. Selbst nach der Erkenntnis seines Freundes Siegesmunds, dass sie sich nicht normal, sondern äußerst

⁷ online unter: Kriterien der Phantastischen Literatur, dargestellt an E.T.A. Hoffmanns Erzählung "Der Sandmann" (29.01.2023)

⁸ vgl. Burdorf, Fasbender und Moennighoff 2007, S. 695

⁹ vgl. Freud 1968, S. 8

mechanisch verhält, kann oder möchte er nicht die Wahrheit erkennen. Er selbst erschauert zu Beginn beim Anblick ihres maschinenartigen Verhaltens. Mithilfe eines Perspektivs nimmt er jedoch verstärkt ihre menschenähnlichen Eigenschaften wahr, bei Clara hingegen vermehrt das Leblose und ihre Gefühlskälte und verwechselt sie zum Schluss sogar mit einem Automaten. Obwohl Olimpia stets nur monoton die selben Worte wiederholt; mehr als „Ach“ und ein einmaliges „Gute Nacht, mein Lieber“¹⁰ bringt sie nicht hervor, bildet er sich ein, dass sie seine Gefühle erwidert und beginnt, seine realen Beziehungen zu vernachlässigen. Wer nur wenig zu sagen hat, kann auch nicht widersprechen. Sie erfüllt also scheinbar die Eigenschaften, die er sich bei seiner Verlobten gewünscht hätte. Auch der Zweifel der eigenen Beseelung kommt hier ins Spiel: An einer Stelle im Sandmann; es sei dahingestellt, ob es sich hier um ein wirkliches Geschehen oder eine Halluzination Nathanaels handelt, werden ihm die Hände und Füße von dem Advokaten Coppelius abgeschraubt.¹¹ Dabei wird einem direkt das Bild einer Maschine vor Augen gerufen.

Erst als er erlebt, wie Olimpia in ihre einzelnen Bestandteile zerlegt wird, begreift er die Wahrheit. In Folge dieser Erkenntnis wird er wahnsinnig. Nach seiner Genesung und der Hoffnung auf eine Dauerhaftigkeit dieses Zustandes, entschließt er sich dazu, seine Verlobte Clara zu heiraten. Das Motiv des Wahnsinns und des Automaten sind eng miteinander verknüpft, denn schließlich ist es die Frage nach der Beseelung lebloser Automaten, die Nathanaels Urteilsvermögen trübt.

Mit den voranschreitenden Entwicklungen und der Forschung an Automaten, nimmt auch die Angst zu, von der Maschine ersetzt zu werden. Auch Hoffmanns Rolle als Musiker kommt hier eine große Bedeutung zu, da nicht weniger als die Existenzgrundlage aller Künstler auf dem Spiel steht. Das Entstehen von Musikautomaten von u.a. Johann Gottfried und Friedrich Kaufmann, die ein seelenvolles Spiel versprechen¹², schockieren den Künstler. Vermutlich ist sich ein Großteil der Künstler bzw. Musiker darüber einig, dass kein Automat dem Menschen vergleichbare Kunst erzeugen zu vermag. Wie viele von ihnen reagiert er mit Abscheu auf die Entwicklung. In seiner Erzählung „Die Automate“ schreibt er: „Das Streben der Mechaniker, [...] die menschlichen Organe zum Hervorbringen musikalischer Töne nachzuahmen oder durch mechanische Mittel zu ersetzen, ist mir der erklärte Krieg gegen das geistige Prinzip.“¹³ Zwar können in Richtung Präzision oder Perfektion immer größere Erfolge erzielt werden, für ein leidenschaftliches Musizieren müsste der Automat jedoch über ein (menschliches) Bewusstsein verfügen. Die Imperfektion hebt letztendlich

¹⁰ Wawrzyn 1990, S. 87

¹¹ vgl. Wawrzyn 1990, S. 65

¹² vgl. Schlodder 2022, S. 238

¹³ Wawrzyn 1990, S. 105

unser Spielen von dem einer Maschine ab und macht es zweifellos auch zu etwas Einzigartigen. Das Publikum, begeistert vom Spektakel des Neuen ist von der Virtuosität der unechten Musiker in den Bann gezogen, kann aber nicht erkennen, zu welchen Kosten. Geblendet von seinen Gefühlen kann auch Nathanael das Fehlen musikalischen Ausdrucks nicht hören, wo hingegen das Publikum in Hoffmanns Erzählung das seelenlose Rezitieren Olimpias einer Arie bemängelt.

4.1. Der „uncanny valley“

Des Weiteren basiert das empfundene Grauen auf dem Prinzip des „uncanny valley“. Wörtlich übersetzt bedeutet dieser Begriff in etwa so viel wie „unheimliches Tal“. Beschrieben wird dadurch das Phänomen, dass mit wachsender Ähnlichkeit zum Menschen, ein Automat oder Roboter ein Gefühl des Unbehagens auslöst. Erst sobald nahezu kein Unterschied mehr erkennbar ist, verschwindet dieses Gefühl wieder. Diese Theorie wurde 1970 von dem japanischen Robotiker Masahiro Mori aufgestellt. Veranschaulicht wird seine Hypothese mit einer Kurve, die die Akzeptanz in Abhängigkeit mit einer zunehmender Menschenähnlichkeit, von Menschen gegenüber künstlich geschaffenen Lebewesen aufzeigt. Auf dem Abschnitt, bei dem die Akzeptanz aufgrund zu großer Ähnlichkeit einen Knick erlebt, verwischen die Grenzen zwischen dem Leblosen und des Lebendigen.¹⁴ Es gibt viele Ansätze, die versuchen die Ursache für diese Phänomen zu finden. Freud verweist auf die Theorie von Schelling, dass das Unheimliche auf das Verborgene/Unbekannte zurückgeht. Etwas macht uns also Angst, wenn wir es nicht kennen. Allerdings darf sich im Umkehrschluss nicht darauf schließen lassen, dass alles Neue bzw. Unbekannte automatisch Schrecken in uns auslöst.¹⁵

5. Das Motiv des Wahnsinns

Sowohl in den „Kreisleriana“ als auch in „Der Sandmann“ beschäftigt sich Hoffmann mit dem Motiv des Wahnsinns, eine für Hoffmann sehr relevante Thematik, mit der er sich intensiv auseinandersetzt. „Warum denke ich schlafend und wachend so oft an den Wahnsinn? [...]“.¹⁶ Dieses Motiv ist oft auch an Gewalttätigkeit gebunden (man bedenke das Augenmotiv in „Der

¹⁴ online unter: Roboter im Gruselgraben: Warum uns menschenähnliche Maschinen oft unheimlich sind (30.12.2022)

¹⁵ vgl. Freud 1968, S. 8

¹⁶ Scott 2022, S.47

Sandmann“) und hat höchstwahrscheinlich seinen Hintergrund in den Kriegen, die Europa zu jener Zeit erschütterten. Manche gewaltsamen Erfahrungen dokumentiert er in seinem Tagebuch, wovon eine besonders heraussticht: „Fortwährende Unruhe - Verwundete kommen blutig zurück - Ausgeschossenes Auge“. ¹⁷ Es ist nicht auszuschließen, dass diese Begebenheit die Grundlage für das Augen-Motiv bot. Zwischen dem Augen-Motiv und der Sicht auf die Realität besteht eine enge Verbindung, zumal das Perspektiv als Medium der „verzerrten Wahrnehmung“ agiert. Mit dem Einlassen auf den Wetterglashändler Coppola (ital. coppa = Augenhöhle ¹⁸), auf metaphorischer Ebene durch den Kauf des Perspektivs veranschaulicht, gibt er seinen eigenen Realitätssinn auf und lässt sich die Wahrnehmung Coppolas aufzwingen. Der Sandmann bzw. Coppola, reißt den Leuten also nicht wahrhaftig die Augen aus, stattdessen beraubt er sie ihres Verstandes und nimmt ihnen den Blick für die Realität.

Das Perspektiv könnte auch im Hinblick auf seine Wortbedeutung als seine Augen interpretiert werden, also seinen Blickwinkel auf die Welt. Durch dieses Instrument macht sich Coppola die Unstimmigkeiten zwischen Clara und Nathanael zu Nutzen. Schon vor dem Erwerb des Perspektivs kollidierten ihre Ansichten. Besonders deutlich wird das in einem Streit, indem er sie als „leblose[n] Automat“ ¹⁹ bezeichnet.

Wie in der Definition des Phantastischen schon angesprochen, befasst sich diese Art der Literatur mit dem Versagen der altbekannten Orientierung. Die unerklärlichen Phänomene und die Nachtseite der menschlichen Psyche stehen in der Schauerliteratur im Vordergrund. ²⁰ Durch den Ausbruch des Wahnsinns projiziert Hoffmann die Irritation und Verwirrung seines Protagonisten Nathanaels direkt auf den Leser. Wir können also nicht genau sagen, ob es sich bei dem Beschriebenen wirklich um einen Teil der Handlung oder nur um die Wahnvorstellung des Charakters handelt. Diese Unsicherheit wird zusätzlich von seiner Verlobten Clara verstärkt, die sinnbildlich für die Normalität und das Aufgeklärte steht. Sie versucht, seine Beobachtungen rational zu erklären. Zwar zeigt sie viel Verständnis für ihren Verlobten, aber bringt dabei doch sehr ihren Zweifel an den von Nathanael geschilderten Gegebenheiten zum Ausdruck. ²¹ Doch mit dem versuchten Mord an ihr wird schließlich diese Rationalität überwunden und mit Nathanaels Selbstmord können wir letztendlich keine Aussage mehr darüber treffen, inwiefern ein Wahrheitsgehalt in Nathanaels Erlebten steckt. Ist der rationale Ansatz womöglich einfach nicht

¹⁷ Hoffmann 1968, S. 51

¹⁸ Wawrzyn 1990, S. 96

¹⁹ Wawrzyn 1990, S. 78

²⁰ vgl. Burdorf, Fasbender und Moennighoff 2007, S. 695

²¹ vgl. Wawrzyn 1990, S. 67-68

empfänglich für diesen Teil der Wirklichkeit oder handelt es sich tatsächlich nur um eine Halluzination?

Kurz vor seinem Tod ist er schließlich nicht mehr er selbst. Offenbar kann er nicht einmal mehr seine eigene Verlobte erkennen und verwechselt sie mit einem Automaten: „Holzpüppchen dreh dich [...]“. ²² Anders als Clara kann Nathanael in der Rationalität keine Erklärung finden. Sie hingegen weigert sich, seine Wahnvorstellungen zu glauben und klammert sich so fest an ihr Weltbild der Vernunft, wie sie sich am Geländer des Turmes festhält, von dem Nathanael sie herunterstoßen möchte. ²³

Während bei Nathanael der Wahnsinn durchweg negativ konnotiert wird, ist er im Falle Kreislers mit dem Genie verknüpft. Allerdings ist es nicht Hoffmanns Intention, Wahnsinn zu romantisieren. Es geht vielmehr darum, ein künstlerisches Gegenbild zum materialistischen Bürger zu erzeugen. Trotz ausgeprägter Begabung stellt die seelische Verfassung des Protagonisten ein großes Problem dar. ²⁴

Für den Ausbruch einer psychischen Erkrankung kommen bei den beiden Charakteren unterschiedliche Ursachen in Frage: Bei Kreisler ist es seine Beziehung zur Kunst. Sein gesamtes Leben widmet er ihr und scheint sich dabei selbst zu verlieren. Seinen Mitmenschen ist sein Verhalten rätselhaft und er stößt nur auf Unverständnis. Dabei gefährdet sein Verhalten niemanden, wie es indes bei Nathanael der Fall ist. Anfangs harmlose Halluzinationen werden so zu einer Bedrohung, da sie auch einen Einfluss auf die reale Welt haben. Clara erkennt, dass nur der Glaube an derartige Gewalten diese auch zu einer realen Gefahr werden lässt. ²⁵ Letztendlich behält sie damit recht, zumindest wenn Nathanaels Verhalten im Wahnsinn begründet ist, da nur der Glaube an den Sandmann den vollkommenen Realitätsverlust ermöglicht hat. Man könnte nun daran zweifeln, ob es sich bei dem Kapellmeister wirklich um einen psychisch Erkrankten handelt oder ob für seiner Eigenart einfach nicht genug Verständnis entgegen gebracht wird.

Bei Nathanael liegt die Ursache in einer traumatischen Erfahrung, dem gewaltsamen Verlust seines Vaters. Als kleines Kind wurde dieses Ereignis mit der ihm erzählten Gruselgeschichte vom Sandmann vermischt: „Sein Umgang [der des Sandmannes] mit dem Vater fing an, meine Fantasie immer mehr und mehr zu beschäftigen [...]“. ²⁶ Sicherlich zuträglich zu dieser Vermischung von realen und imaginären Elementen, also der Figuren des Advokaten Coppélius und der des

²² Wawrzyn 1990, S. 92

²³ vgl. Wawrzyn 1990, S. 92

²⁴ vgl. Schlodder 2022, S. 296-297

²⁵ vgl. Wawrzyn 1990, S. 70

²⁶ Wawrzyn 1990, S. 61

Sandmannes, ist dessen äußeres Erscheinungsbild: Er wird als „breitschultrig“ beschrieben, seine Augen als „ein Paar grünliche[r] Katzenaugen und sein Mund wird dysphemistisch als „Maul“ bezeichnet.²⁷ In Sigmund Freuds Abhandlung „das Unheimliche“ findet eine intensive Auseinandersetzung mit Hoffmanns „Sandmann“ statt und Hoffmanns Beziehung zu seinem Vater wird als wunder Punkt des Schriftstellers gelistet.²⁸ Nathanael scheint zu des Vaters Lebzeiten eine gute Beziehung zu ihm gehegt zu haben. Doch die ständige Abszens des Vaters, hervorgerufen durch seine Arbeit²⁹ und schließlich der vollständige Verlust bilden eine Reflexion des Schmerzes Hoffmanns. Die unmittelbare Konsequenz dieser Erfahrung ist nun, eine Erklärung für das unbegreifbare Ereignis zu finden, um es ein Stück weit erträglicher zu machen. Dies wird durch die unterbewusste Verknüpfung der bereits erwähnten realen und irrealen Elemente erzielt.

6. Die Figur des Kapellmeisters Kreisler

Eine weitere Auflösung der Grenzen zwischen Wirklichkeit und Imaginärem, erfolgt durch die Figur des Kapellmeisters Johannes Kreisler, die er seine eigenen Ansichten über die Musik aussprechen lässt. In Kombination mit der Tatsache, dass es zahlreiche Parallelen zwischen den Biographien und der Persönlichkeit Hoffmanns und Kreislers gibt, lässt es sich deutlich erkennen, dass es sich hiermit um die Verwendung eines literarischen Alter Egos handelt, eine bei Künstlern gängige Methode, um ihre Wünsche auf eine modifizierte Version ihrer selbst zu übertragen.³⁰ Bei Hoffmann ist es hauptsächlich der Wunsch nach einer musikalischen Karriere, der er zwar zeitweise nachgehen konnte, die aber größtenteils seiner juristischen Laufbahn weichen musste. Seine Rolle als Jurist erfüllte er mit großer Präzision und Sorgfalt, man kann aber nichtsdestotrotz darüber hinwegsehen, dass er sich in dieser Position nicht frei entfalten konnte. Am 30. Juni 1798 schreibt er an seinen Freund und Schriftstellerkollegen Theodor Gottlieb von Hippel: „Mit meiner juristischen Laufbahn geht’s sehr pianissimo“.³¹ Seiner künstlerisch musikalische Persönlichkeit verleiht er auch mit der Änderung seines dritten Vornamen Wilhelm in Amadäus (nach Wolfgang Amadäus Mozart) Ausdruck. Demgegenüber verbleibt er als Jurist bei seinem ursprünglichen Namen, trennt also seine musikalische Persona von der des Beamten.³²

²⁷ Wawrzyn 1990, S. 63

²⁸ vgl. Freud 1968, S. 15

²⁹ vgl. Wawrzyn 1990, S. 60

³⁰ vgl. Kleßmann 1955, S.309

³¹ Günzel 1984, S.69

³² vgl. Scott 2022, S.7

Laut Rüdiger Safranski „mißt“ sich Hoffmann an bedeutenden Komponisten wie bspw. Beethoven, Mozart und Gluck.³³ Sicherlich hatte Hoffmann im Bereich der Musik große Ambitionen, aber das Wort „messen“ trifft es möglicherweise nicht hundertprozentig. Mir würde eher der Ausdruck „Bewunderung“ in den Sinn kommen, denn genau das beschreibt die Würdigung, die er den drei Komponisten in Form seiner Namensänderung, seiner Beethoven-Rezension und „Ritter Gluck“ entgegenbringt. Beide haben gemein, dass sie bereits in früher Kindheit ihre musikalische Begabung zu erkennen gaben. Doch trotz ihres Talentes scheiterten sie scheinbar (,dazu an anderer Stelle eine genauere Erläuterung,) in ihrer Position des Kapellmeisters. Hoffmann musste seine Position als Musikdirektor schon nach fünf Monaten aufgeben.³⁴

Durch ein literarisches Alter Ego wird der Grad zwischen Phantasie und Realität immer schmäler, bis die Grenze allmählich verschwindet. Jedoch handelt es sich bei Kreisler nicht bloß um ein literarisches Ego, da ihm zu gleich eine noch viel wichtigere Funktion zusteht: Man könnte bereits beinahe von der Personifikation eines Künstlers sprechen.

Das Motiv des „verkannten Genies“ und die Schwierigkeiten, welche bei dem Erwerb des Lebensunterhaltes durch einen Beruf im künstlerischen Bereich entstehen, erhoben Kreisler zu einer Figur, mit der sich auch andere Künstler identifizieren konnten. Dazu zählen bspw. Johannes Brahms und Robert Schumann. So unterzeichnete Brahms gelegentlich seine Werke mit Kreislers Namen und Schumann komponierte einen gleichnamigen Klavierzyklus zu

E. T. A. Hoffmanns „Kreisleriana“³⁵. Schumann betrachte seinen Klavierzyklus als seinen Opus magnum.³⁶

Die Inspiration, die diese imaginäre Figur auslöst, hat also einen Einfluss auf das wirkliche Weltgeschehen, indem sie zur Schaffung neuer Werke beiträgt.

Schon in den ersten Kapiteln der „Kreisleriana“ muss sich Kreisler mit dem Feindbild des Philisters auseinandersetzen. Das Verwenden von Musik zum Unterhaltungszweck kann er nicht nachvollziehen. Für ihn ist sie die Verkörperung der Kunst selbst. Er scheint beinahe die einzige Person zu sein, die die Musik nur ihretwillen schätzt und sie nicht zum Selbstzweck verwendet, um sich z.B. selbst zu präsentieren, wie er es auch immer aufs Neue bei anderen miterleben muss: „Während des Gesanges hat die Finanzrätin Eberstein durch Räuspern und leises Mitsingen zu

³³ vgl. Safranski 1984, S.197

³⁴ vgl. Safranski 1984, S. 9, S.197

³⁵ online unter: Johannes Kreisler, wie ihn E.T.A. Hoffmann, Brahms und Schumann sahen (30.01.2023)

³⁶ online unter: Robert Schumann op. 16 (30.01.2023)

verstehen gegeben: Ich singe auch“.³⁷ Es ist allerdings nicht nur die Zweckentfremdung dieser Kunstform³⁸, die ihm Unbehagen bereitet. Er hat es wiederholt mit einem Publikum zu tun, dass weder mit besonderen musikalischen Fähigkeiten ausgestattet ist, noch einen respektvollen Umgang zu dem Künstler pflegt. Sie wissen den aufwendigen Prozess, der dahintersteckt überhaupt nicht zu schätzen und sehen den Beruf des Musikers eher als eine Art der Dienstleistung an. Sobald er sich bei einem Diné des reichen Geheimen Rates Röderlein der ernsteren Musik widmet, verlieren sie das Interesse und verlassen den Raum. „So kam es, daß ich allein sitzen blieb mit meinem Bach [...]“.³⁹ Jeder Musiker hat es früher oder später mit solch einer Ignoranz von Seiten des Publikums zu tun, aber bei Kreisler, einem besonders begabten Künstler führt es zu einer unglaublichen Frustration, gerade da es sich bei den Goldberg Variationen um ein sehr komplexes Stück handelt und es für die Interpretation großen musikalischen Feingefühls bedarf. Der Philister begründet die Berufung des Künstlers ausschließlich in seinem Amusement. Trotz seines Mangels an Kenntnissen bildet er sich sehr viel auf seine musikalische Grundbildung und weiß von allem ein wenig. Wo es nun aber problematisch wird, ist in die Abhängigkeit des Künstlers vom Philister. Schon seit langer Zeit hat Musik den Ruf, eine brotlose Kunst zu sein. Der reiche Bürger entscheidet darüber, ob er die Kunst fördert oder nicht. Auch Kreisler ist für seinen Lebensunterhalt auf Aufträge gut situierter Leute angewiesen, für die er z.B. die musikalische Untermalung am Klavier übernimmt. Was hier nun sichtbar wird, ist, dass der wahre Künstler im Hintergrund gehalten wird und nur anderen zur Anerkennung verhelfen soll. Das lässt sich auch sehr gut an der Szene erkennen, in der er die beiden Töchter des Rates Röderleins begleiten soll. Die Mutter der Kinder inszeniert einen spontanen Auftritt: „Chantez donc, mes enfants! Das ist das Stichwort meiner Rolle [...]“.⁴⁰ In Anbetracht dieser Ereignisse ist es also keinesfalls verwunderlich, dass der Kapellmeister sehr verbittert ist und äußerst skeptisch auf Musik als Bespaßung reagiert. Folgendes Zitat bringt es wohl am treffendsten auf den Punkt: Wahrhaftig, mit keiner Kunst wird so viel verdammter Mißbrauch getrieben als mit der herrlichen, heiligen Musika, die in ihrem zarten Wesen so leicht entweiht wird!“⁴¹ An dieser Stelle wird ein weiterer entscheidender Aspekt zur Beziehung Kreislers (oder auch Hoffmanns) zur Musik hervorgehoben: Die transzendente Rolle der Musik. Sie bildet die Brücke zwischen Transzendenz und Immanenz, wobei der Künstler die Aufgabe eines

³⁷ vgl. Hoffmann 1983, S. 8

³⁸ vgl. Hoffmann 1983, S.11

³⁹ vgl. Hoffmann 1983, S.11

⁴⁰ Hoffmann 1983, S.7

⁴¹ Hoffmann 1983, S. 11

Vermittlers übernimmt, der die Erfüllung durch eine vollkommene Widmung zu ihr präzisiert. „[Die Aufgabe der Musik ist es], die ewige Macht zu preisen in der Sprache, die sie uns selbst gab, damit das Himmels Geschenk die Begeisterung der brünstigen Andacht, ja die Erkenntnis des Jenseits in unserer Brust erwecke“.⁴²

Die Haltung zur Musik als reinster Kunstform spiegelt sich bei E. T. A. Hoffmann besonders in seiner Rezension zu Beethovens fünfter Symphonie wider. Er vertritt die Ansicht, dass es sich vor allem bei der Instrumentalmusik um die romantischste aller Künste handelt, da sie im Vergleich zu bspw. Vokalmusik auf jegliche Beimischung anderer Kunstformen verzichtet. Die Musik ermöglicht es, in eine Welt einzutauchen und uns „einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben“.⁴³ Auf ihm geht übrigens auch der Begriff der romantischen Musik zurück und auch die Klassifizierung von Beethovens Musik als romantisch ist auf ihn zurückzuführen. Da Beethoven auch als einer der bedeutendsten Vertreter der Wiener Klassik gilt, ist die Erkenntnis Hoffmanns entscheidend, um bereits vorhandene romantische Einflüsse zu erkennen und somit auch ein tieferes Verständnis für Beethovens Werk zu erlangen. Die Musik als unabhängige Kunstform anzuerkennen, hat später auch einen großen Einfluss auf das Schaffen großer Komponisten der Romantik, unter ihnen Robert Schumann. In der Gattung des Liedes kommt dem Instrumentalpart nun eine zum Vokalpart gleichberechtigte Funktion zu. Zwar war diese Entwicklung bereits bei Liedern von Franz Schubert zu sehen, aber gerade Schumann brachte die Weiterentwicklung dieses Konzepts entscheidend voran.⁴⁴

Wer sich etwas näher mit Hoffmanns Biographie befasst hat, wird relativ schnell das Analogon zwischen dem scherzhaften Wesen Kreislers und Hoffmann erkennen. Das Durchsetzen gegen die Obrigkeit führte bei E. T. A. Hoffmann zu einer wiederholten Versetzung in seinem Beamtenposten. Nicht nur in seinen literarischen Werken wird dieser Hang zur Rebellion erkennbar. Mit dem Zeichnen von Karikaturen machte er sich über Vorgesetzte lustig, sodass ihm letztendlich die Beförderung verwehrt blieb. Gegen Ende seines Lebens wurde ihm dieses Verhalten beinahe zum Verhängnis. Man warf ihm das Zitieren aus Prozessakten vor, nachdem er in einem seiner Romane einen Beamten verspottet hatte. Sein Tod konnte einen Prozess verhindern.⁴⁵

Zugleich ändert sich Hoffmanns Beziehung zu der imaginären Figur des Kapellmeisters mit der Zeit. Er bezeichnet sich zeitweise als einen Freund des Kapellmeisters, behauptet im späteren Verlauf

⁴² Hoffmann 2021, S. 494

⁴³ Hoffmann 1983, S. 27-28

⁴⁴ vgl. Müller 2022, S. 317

⁴⁵ vgl. Safranski 1984, S. 480-483

sogar sein Meister zu sein.⁴⁶ Er erfüllt zuerst die Funktion des Vertrauten, des möglicherweise ersehnten gleichgesinnten Musikers, erhöht sich aber später zum Meister bzw. Schöpfer dieser Figur. Die Personifikation, oder um genauer zu sein, die Kunst selbst geht aus seinem Geist hervor. Kreislers Andersartigkeit liegt vor allem in seiner Wahrnehmung der Kunst. Neben seinen einzigartigen Fähigkeiten wird in den Kreisleriana darauf hingewiesen, dass er über die Gabe der Synästhesie verfügt. Grenzüberschreitend über die Sinne hinweg, verbindet er Tonarten mit bestimmten Farben: „[...] auch hatte ich gerade ein Kleid an [...], dessen Farbe in cis-Moll geht [...]“.⁴⁷

Diese äußerst subjektive Metapher lässt vermuten, dass E.T.A. Hoffmann wahrscheinlich selbst von dem Phänomen betroffen war.⁴⁸

Neben vielen Parallelen ist es erwähnenswert, dass es einen entscheidenden Unterschied zwischen den beiden gibt: Kreisler kann sich trotz der Widerstände langfristig in seiner Position behaupten. Bei Hoffmann scheint seine Karriere zumindest zu Lebzeiten gescheitert zu sein. Es sind aber nicht nur seine musikalischen Rezensionen und damit seine Funktion als Musikkritiker, die ihm aus heutiger Sicht einen gewissen Erfolg zuschreiben. Seine Oper „Undine“ gilt als erste romantische deutschsprachige Oper überhaupt und durch die Adaption seiner Literatur und die Inspiration für viele Komponisten konnte er letztendlich doch Einfluss auf die Musik geltend machen. Zu von ihm inspirierten Werken zählen z. B. Richard Wagners Tannhäuser Oper und Tschaikowskis Ballett „Der Nussknacker“.⁴⁹

7. Romantische Ironie

Für ein tieferes Verständnis der Grenzauflösung in „Den Lebensansichten des Kater Murr“ ist zunächst eine kurze Erläuterung des Verfahrens der romantischen Ironie vonnöten.

Bei der romantischen Ironie handelt es sich um eine künstlerische Methode, bei der ein Autor die erschaffene Illusion seines Werkes zerstört, um damit die Auflösung der Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit zu bewirken. Umgesetzt wird diese Methode durch Unterbrechungen des Erzählflusses oder auch durch Einschübe oder literaturtheoretische Überlegungen und

⁴⁶ vgl. Dechant 2022, S. 105

⁴⁷ Hoffmann 1983, S. 72-73

⁴⁸ vgl. Sacks 2008, S. 189

⁴⁹ vgl. Dechant 2022, S. 110-111

Reflexionen des Autors . Als besonders typisch für dieses Verfahren gilt „Der gestiefelte Kater“ von Ludwig Tieck.⁵⁰

Zu einem der Werke von Hoffmann, in dem dieses Verfahren häufig Anwendung findet, zählen die „Lebensansichten des Katers Murr“.

8. Lebensansichten des Katers Murr

In diesem Roman wird von der schon zuvor beschriebenen Methode der romantischen Ironie Gebrauch gemacht. Gleich am Anfang wird die Illusion erweckt, dass die Geschichten wirklich von einem Kater niedergeschrieben worden sind, wobei E.T. A. Hoffmann sich als Herausgeber des Werkes des Katers bezeichnet. Andere Realitätsbezüge im Vorwort sind einerseits die Verweise auf eigene Werke, z. B. seine Nachtstücke und das Fräulein Scuderi, aber auch das Versichern, der Herausgeber (also E.T.A. Hoffmann) habe den Kater persönlich kennengelernt⁵¹, worin er schließlich nicht ganz unrecht behält. Die Vorlage für den Protagonisten bietet schließlich Hoffmanns eigener gleichnamiger Kater.⁵² Außerdem besteht ein Zusammenhang zwischen „Dem gestiefelten Kater“ und „Kater Murr“, da Murr ein Nachfahre des „gestiefelten Katers“ ist.⁵³

Des weiteren finden auch hier Einschübe Verwendung, da die Lebensansichten des Katers mit der fragmentarischen Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler abgewechselt werden.

Typisch für den Bildungsroman ist eigentlich eine chronologische oder immerhin eine einsträngige Handlung⁵⁴, womit E. T. A. Hoffmann auch hier einen Bruch mit der Tradition vollzieht.

Insgesamt handelt es sich bei diesem Werk um einen satirischen Roman, welcher die erzieherische Lebenswirklichkeit der Aufklärung bzw. der Klassik in der Form des Bildungsromanes verspottet.

Schon der vollständige Titel könnte als Belustigung über Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ aufgefasst werden: „Lebens - Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern“.

Da der Roman mit dem Tod des Protagonisten endet und deshalb unvollendet bleibt, wird er der Gattung des Fragments zugeordnet. Der Gedanke des Fragments besteht darin, dass jedes Werk unvollendet bleiben muss⁵⁵ und steht daher im Kontrast zu dem in sich vollendeten Bildungsroman.

⁵⁰ vgl. May 2020, S.47-48

⁵¹ vgl. Hoffmann 1967, S.11

⁵² vgl. Sichtermann und Scholl 2002, S. 110

⁵³ vgl. Hoffmann 1967, S.36

⁵⁴ vgl. Burdorf, Fasbender und Moennighoff 2007, S. 88-89

⁵⁵ vgl. Burdorf, Fasbender und Moennighoff 2007, S. 250-251

Er bricht mit der wichtigsten Tradition, indem er einen literarisch gebildeten Kater zum Protagonisten erwählt.⁵⁶

Bildungsromane wie „Wilhelm Meister“ bilden einen Gegensatz zum romantischen Paradigma ab. Mit seinen Ansichten kollidieren sie also massiv mit den Idealen der Romantiker. Nach und nach schien der Bildungsroman immer mehr überstrapaziert zu sein⁵⁷ und bot damit für Hoffmann eine geeignete Grundlage, um seine eigene, natürlich sehr satirische Version zu schaffen.

Novalis beschreibt Goethes Wilhelm Meister folgendermaßen: „Das Romantische geht darin zugrunde [...]. Es ist im Grunde ein fatales und albernes Buch - so präventiös und prezisiös - undichterisch im höchsten Grade, was den Geist betrifft - so poetisch auch die Darstellung ist“.⁵⁸

Im Übrigen trifft diese Beschreibung auch in Teilen auf das Wesen des Katers zu. Gleichermäßen poetisch ist seine Darstellung, doch inhaltlich ist der Text mit einer gewissen Komik durchzogen, welche auch häufig an das katzenhafte Verhalten gebunden ist, gerade wenn es um die poetische Darstellung von Trivialitäten geht. Auch wenn der Kater sich sehr viel auf seine Bildung einbildet, lernt er eigentlich nicht wirklich, da er den Sinn des Gelesenen nicht versteht.⁵⁹ Im Kontrast zu diesem stolzen Kater steht die Biographie des wahren Künstlers Kreisler. Während der Kater noch sehr auf die klassischen Normen fixiert ist, entspricht Kreisler dem romantischen Ideal eines Künstlers. Sein Leben dient nur dem Zwecke, Kunst zu erschaffen und nicht, um der Welt einen rationalen Zwang aufzuerlegen. Murr hinterlässt zwar ein Werk, auf das er sehr stolz ist, dieses geht jedoch zu Lasten eines anderen:

Angeblich zufällig soll diese Biographie mit der des Katers vermischt worden sein. Für einen Zufall sind die Parallelen und Zusammenhänge beider Biographien allerdings viel zu ähnlich. Diese Verknüpfung beider Leben ist also vollkommen beabsichtigt. So können Zusammenhänge besser verdeutlicht und die Gegenüberstellung der Charaktere besser nachvollzogen werden. Außerdem zeigt dieses Vermischen zwar eine Verbindung mit dem wahren Leben, aber die beiden fragmentarischen Biographien sind nicht so zusammenhanglos, wie sie bei einem realen vergleichbaren Ereignis wären. Man könne ihn durchaus so lesen, dass der Kater den Kapellmeister kommentiert und karikiert und umgekehrt.⁶⁰

⁵⁶ vgl. Matz 1992, S. 46

⁵⁷ vgl. Sichtermann und Scholl 2002, S. 110

⁵⁸ Uerlings 2020, S. 226-227

⁵⁹ vgl. Matz 1992, S. 48

⁶⁰ vgl. Sichtermann und Scholl 2002, S. 111

Ferner lässt sich neben der Verwendung der Figur Kreislers noch ein anderer musikalischer Bezug innerhalb dieses Werkes erkennen, nämlich in der Form. Die beiden Biographien bilden zusammen eine Art polyphones, kontrapunktisches Geflecht, wie in einer Fuge.⁶¹ Wenngleich das Leben Kreislers und Murrs sich in vielerlei Hinsicht wie musikalische Gegenstimmen zueinander verhalten, ergänzen sie sich doch letztendlich und bilden ein harmonisches Ganzes. Eine gelungene Fuge lebt von dem Gespräch der Stimmen miteinander und mitunter auch von einem Wettstreit. Eine gewisse Konkurrenz, hervorgerufen durch ihre scheinbar gegensätzliche Natur lässt sich auch bei einem Aufeinandertreffen des Katers und des Kapellmeisters beobachten.

9. Fazit

Zweifelloos zählt es sich aus, sich eingehender mit E. T. A. Hoffmanns Werk zu beschäftigen. Als einer der wichtigsten Vertreter der Schwarzen Romantik ebnet er den Weg für andere Autoren, wie bspw. Edgar Allan Poe⁶² und im modernen Film wird noch immer auf seine Motive zurückgegriffen.⁶³ Einige Regisseure wie Alfred Hitchcock, Tim Burton und David Lynch sind nachweislich von Hoffmann beeinflusst.⁶⁴

Aber auch die aktuelle Sorge, von der Maschine ersetzt zu werden, wird in Form des Automatenmotives behandelt. Schon lange vor der Entstehung der Theorie des „uncanny valley“ beschreibt Hoffmann auf treffende Weise die Grenze zwischen Belebten und Unbelebten. Er beraubt uns im Zusammenhang mit dem Gegenstandsbereich des Wahnsinns unserer Orientierung bzw. den Realitätssinn und schafft es, aus Alltagssituationen Unheimliches zu gestalten.

Durch seine musikalischen Schriften kommt seine seriöse Seite zum Vorschein. Erwähnt werden muss hier aber, dass diese Ernsthaftigkeit nicht permanent eingehalten wird. Sein Alter Ego teilt nämlich nicht nur seine musikalischen Fähigkeiten, sondern ist auch eine sehr humorvolle Person. Nicht einmal diese Werke sind frei von Satire. Mit den „Lebensansichten des Katers Murr“ treibt er es allerdings auf die Spitze: Mithilfe von romantischer Ironie und einem Bruch mit der traditionellen Form des Bildungsromans parodiert er nicht nur ein ganzes Genre, sondern einen

⁶¹ vgl. Günzel 1984, S. 11

⁶² online unter: Schwarze Romantik (30.01.2023)

⁶³ online unter: Hoffmanniana – Filmreihe zum 200. Todestag E.T.A. Hoffmanns (30.01.2023)

⁶⁴ vgl. Schmitz 2022, S. 17

der wichtigsten Vertreter der Weimarer Klassik, Goethe. Mit der Wahl eines Katers zum Protagonisten seiner Erzählung besitzt er aber nicht nur ein wichtiges Mittel zum Spotten und Karikieren, sondern benutzt diesen zur Gegenüberstellung mit dem wahren Künstler Johannes Kreisler. Wie wichtig ihm die Rolle des Künstlers und allgemein die Musik ist, kommt hier erneut zum Vorschein. Diese Werke, in denen seine Musik-Affinität besonders zur Geltung kommt, beeinflussen viele zeitgenössische und nachfolgende Komponisten maßgeblich. Als Komponist der ersten deutschsprachigen romantischen Oper, „Undine“, der Prägung des Begriffes der romantischen Musik und der Erkenntnis, dass Beethovens Musik schon viele romantische Elemente enthält, trug er wesentlich zu unserem heutigen musikalischen Verständnis bei.

Quellenverzeichnis

Literatur

Burdorf, Dieter; Fasbender, Christoph und Moennighoff Burkhard: Metzler Lexikon: Literatur, 3. Auflage, Weimar: Verlag J. B. Metzler Stuttgart, 2007

Dechant, Hermann: E. T. A. Hoffmann als Erfinder der „romantischen Musik“, in: Schlodder, Benjamin et al. (Hrsg.), Unheimlich Fantastisch - E.T.A. Hoffmann 2022, Stadt: Spector Books, 2022, S. 109-117

Freud, Sigmund: Das Unheimliche, in: Wittkopp-Ménardeau, Gabrielle (Hrsg.), E.T.A. Hoffmann Leben und Werk in Daten und Bildern, Eschwege: Insel Verlag, 1968, S.7-18

Günzel, Klaus: Vorwort, in: E. T. A. Hoffmann: Leben und Werk in Briefen, Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten, Berlin: Verlag der Nation, 1984, S. 5-19

Günzel, Klaus: Brief an Theodor Gottlieb von Hippel, in: E. T. A. Hoffmann: Leben und Werk in Briefen, Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten, Berlin: Verlag der Nation, 1984, S. 69

Hoffmann, Ernst Theodor Amadäus: Aus den Tagebüchern, in: Wittkopp-Ménardeau, Gabrielle (Hrsg.), E.T.A. Hoffmann Leben und Werk in Daten und Bildern, Eschwege: Insel Verlag, 1968, S.37-53

Hoffmann, Ernst Theodor Amadäus: Kreisleriana, Castein, Hanne (Hrsg.), Ditzingen: Reclam, 1983

Hoffmann, Ernst Theodor Amadäus: Lebens-Ansichten des Katers Murr, Frankfurt: Anaconda Verlag, 1967

Kleißmann, Eckart : E .T. A. Hoffmann oder die Tiefe zwischen Stern und Erde, 1. Auflage, Stuttgart: Insel Verlag, 1955

Matz, Wolfgang: Von Katern und Künstlern. Randbemerkungen zum Bildungsroman eines Literaten, in: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.), Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband, München: edition text + kritik GmbH, 1992, S. 45-53

May, Yomb: Epochen der deutschsprachigen Literatur, Ditzingen: Reclam, 2020

Müller, Ingo: Die Rezeption E. T. A . Hoffmanns in der klassischen Musik des 19. bis 21. Jahrhunderts, in: Schlodder, Benjamin et al. (Hrsg.), Unheimlich Fantastisch - E.T.A. Hoffmann 2022, stadt: Spector Books, 2022, S. 315-323

Sacks, Oliver: Der einarmige Pianist: Über Musik und das Gehirn, 1. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH, 2008

Safranski, Rüdiger: E. T. A. Hoffmann: Das Leben eines skeptischen Phantasten, 8. Auflage, München Wien: Carl Hanser Verlag, 1984

Scott, Sir Walter: E.T.A. Hoffmann und das Übernatürliche, Wien: Karolinger Verlag, 2022

Schmitz, Christina: Unheimlich Fantastisch, in: Schlodder, Benjamin et al. (Hrsg.), Unheimlich Fantastisch - E.T.A. Hoffmann 2022, stadt: Spector Books, 2022, S. 15-24

Sichtermann, Barbara und Scholl, Joachim: Lebensansichten des Katers Murr, in: 50 Klassiker Romane vor 1900, Hildesheim: Gerstenberg Verlag, 2002, S. 110-113

Uerlings, Herbert: Theorie der Romantik, 6. Auflage, Ditzingen: Reclam, 2020

Wawrzyn, Lienhard: Der Automaten-Mensch: E.T.A. Hoffmanns Erzählungen vom Sandmann, Berlin: Verlag Klaus Wagebach, 1990

Internetquellen

Hoffmanniana – Filmreihe zum 200. Todestag E.T.A. Hoffmanns, in:

<https://www.dff.film/kino/kinoprogramm/filmreihen-specials-dezember-2022/hoffmanniana-filmreihe-zum-200-todestag-eta-hoffmanns/> (30.01.2023)

Kriterien der Phantastischen Literatur, dargestellt an E.T.A. Hoffmanns Erzählung "Der Sandmann", in:

[https://www.audimax.de/fileadmin/hausarbeiten/literatur/Hausarbeit-Literatur-Kriterien der Phantastischen Literatur dargestellt an E.T.A. Hoffmanns Erzählung Der Sandmann_ahx858.pdf](https://www.audimax.de/fileadmin/hausarbeiten/literatur/Hausarbeit-Literatur-Kriterien_der_Phantastischen_Literatur_dargestellt_an_E.T.A._Hoffmanns_Erzaehlung_Der_Sandmann_ahx858.pdf) (29.01.2023)

Robert Schumann op. 16, in:

<https://www.schumann-portal.de/op-16.html> (30.01.2023)

Roboter im Gruselgraben: Warum uns menschenähnliche Maschinen oft unheimlich sind, in:

<https://de.in-mind.org/article/roboter-im-gruselgraben-warum-uns-menschenaehnliche-maschinen-oft-unheimlich-sind> (30.12.2022)

Staatsbibliothek zu Berlin: Ausstellung: „Robert Schumann und E.T.A. Hoffmann“, in:

<https://etahoffmann.staatsbibliothek-berlin.de/etah2022/kalender/termin/ausstellung-robert-schumann-und-e-t-a-hoffmann/> (29.01.2023)

Schwarze Romantik, in:

<https://lektuerehilfe.de/literaturepochen/romantik/schwarze> (30.01.2023)

Johannes Kreisler, wie ihn E.T.A. Hoffmann, Brahms und Schumann sahen, in:

<https://kulturwochen.landkreis-miltenberg.de/aktuelles/johannes-kreisler-wie-ihn-eta-hoffmann-brahms-und-schumann-sahen/> (30.01.2023)

Zum 200. Todestag E.T.A. Hoffmanns –

Der Rausch des Imaginären



33. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Alea Moog

Friedrich-Gymnasium Freiburg

I

Berlin, Januar 1816

Mein teuerstes Fräulein M.,

wenn mich der wirre Schein meiner Erinnerungen nicht trügt, machten wir vor einigen Monaten auf einer Soirée meines guten Freundes Eduard Hitzig miteinander Bekanntschaft. Es war wohl ein recht beschwingter Abend, auf dem eine solche Dichte an Literaten und Philosophen zusammenfiel, dass es mich nicht wundern würde, wenn Sie unsere Unterhaltung bereits wieder vergessen hätten. Sie selbst brachten mir jedoch eine solche Wucht an Neugierde entgegen, die ganz im Kontrast zu all den anderen, vermeintlich allwissenden Intellektuellen stand, dass ich mich recht bezaubert fand. Ein solch blinder Freimut und Wissensdurst haftete an Ihnen, ich müsste ihn gar Ihrem noch jungen Alter zuschreiben, denn oft entdeckt man diese Fähigkeiten des unermüdlichen Staunens nur noch in den Kindern. Nun muss ich hinzufügen, und sicherlich hatte ich dies bereits in unserem Gespräch erwähnt, dass ich selbst Kinder für die faszinierendsten Wesen unter uns halte, denn sie alleine besitzen noch eine derartig ungezähmte Imagination, dass sie dem öden Alltagsleben zu entfliehen vermögen.

Jedenfalls sprachen Sie an diesem Abend, das Lachen hell in der Kehle sitzend, recht angeregt mit mir und fragten mich allerlei Dinge über mein Dasein als Künstler. Während ich erläuterte, welche Euphorie und gleichsam Pein ich aus dieser Leidenschaft ziehe, glühten Ihre Augen in solch tiefem Verständnis auf, dass ich fortwährend das Gefühl hatte, Sie hätten all dies in ihrer Seele bereits ergründet.

Ich genoss es wohl, so ungehemmt schwatzen zu können, dass mir auch einige Dinge entrutschten, die ich unter anderen Umständen wohl nur meinen engsten Freunden anvertraut hätte. Zum Beispiel, wie ich als Junge eben jener wilden Phantasie völlig verfallen war, und in jedem bewegtem Astwerk, in jeder flackernden Kerze oder rauschendem Wind, Gesichter und Stimmen aus einer anderen Welt vernahm. Diese Gestalten verließen mich nie, weder während der wirren Zeit meiner Jugend, noch im Erwachsenenalter, wo ich sie bloß als Nebenwirkung meines Künstlerdaseins abtat.

Durch diese kleinen Fabeln fühlte ich mich noch näher zu Ihnen verbunden, denn auch Ihr Geist schien einem zu ähneln, der sich fortwährend an jugendlichem Einfallsreichtum zu speisen weiß.

Doch ich schweife ab und es wird Zeit, mich dem eigentlichen Anlass für diesen Brief zu widmen. Denn leider schreibe ich nicht, um Höflichkeiten oder Erzählungen auszutauschen, sondern ich will Ihnen von einem obskuren Leiden berichten, welches mich nun seit einigen Tagen quält. Warum ich ausgerechnet Ihnen von diesem Geschehnis erzähle, ist mir selbst ein wenig schleierhaft, doch scheint es mir, als könnte ich nur von einer verwandten Seele wie Ihrer Verständnis erlangen.

Und zwar befand ich mich eines Tages auf dem Weg zu einem Treffen mit einem Bekannten und wie so oft war mir die Zeit bereits einen Schritt voraus. Recht in Eile drängte ich mich also über den Marktplatz, auf dem sich, denn es schlug genau Drei zum Mittag, eine bunte Mischung aus allerlei Menschen tummelte. Zwischen den Händlern, deren Stimmen heiser durch die Luft gellten, den dünnen Halunken, die ihre Spinnenfinger in so manches Täschchen gleiten ließen, und den dickfäustigen Damen, die mir ihr Gemüse von rechts und links vor das Gesicht hielten, verlor ich alsbald auch den Blick dafür, welchen Weg sich meine Füße bahnten. Und so kam es, dass ich über den Korb einer Greisin, die Äpfel verkaufte, stolperte und glatt auf die verschmutzten Pflastersteine fiel. Zwar war ich ein wenig verärgert, doch wäre dieses Missgeschick nicht weiter schlimm gewesen, hätte mein Blick das Weib nicht erfasst, ehe ich weiterlief. Und von der Warze auf der Nase bis zu den klobigen Holzschuhen kannte ich jedes Detail, als hätte ich mir dieses Wesen Tag für Tag in meinen Kopf hineingebrannt.

Da Sie bei unserer Unterhaltung eine große Begeisterung für meine Werke äußerten, nehme ich an, dass Sie vertraut mit meiner Erzählung vom goldenen Topf sind. Wenn dies zutrifft, erinnern Sie sich sicherlich auch an das Äpfelweib, welchem Anselmus zu Beginn auf die gleiche Art und Weise begegnet. Nun bitte ich Sie inniglich, das Folgende nicht für einen Scherz zu halten, den ich mir just erlaube, denn ich schwöre, vor mir stand jenes Äpfelweib, in der exakten Form wie ich es auch für meine Geschichte imaginiert hatte. Selbst ihre Stimme, das schrille Krächzen, war mir bereits während des Schreibens aus einer weiten, phantastischen Ferne erklingen, während sie nun lautstark über die paar Äpfel auf der Straße zu zetern begann.

Ich selbst war vor einer starren Verblüffung erfasst, denn auch als passionierter Phantast liegt eine derartig plastische Erscheinung meiner Figuren weit jenseits meiner Vorstellungskraft. Und während ich mich also noch voller Irritation aufrappelte, gereichte

auch nicht ein Dutzend erneute Blicke um dies Hirngespinnst verschwinden zu lassen. Was ich hier jedoch wohl kaum in Worte fassen kann, ist die Bösartigkeit, die, wie eine rauchige Aura, über ihrem Antlitz lag. Ich muss in aller Ehrlichkeit zugeben, mich packte eine eiskalte Furcht, als sie mir mit ihrer wüsten Stimme mitteilte: „Nimm dich in Acht, wir werden dich holen kommen!“. In jenen Worten schwang eine solche Vorsehung, wie sie schon dem Anselmus sich offenbarte, ich glaubte gar, das Schicksal an die Pforte pochen zu hören. All dies hatte mich in einen solchen Zustand des Grauens versetzt, ich wusste nicht anders, als zu fliehen.

Nun, da ich hier darüber reflektiere, vermag ich nicht zu sagen, ob ich dem Ereignis eine Wahrheit irgendeiner Art zusprechen kann. Vielleicht schlug mein Kopf zu hart auf das Pflaster, vielleicht erlaubte sich meine Imagination einen Spaß mit mir, doch bin ich noch immer zutiefst konfus. Auch kann ich nicht leugnen, dass seit dem Vorfall meine kleinen Phantasien, ebenso wie meine Träume, mehr denn je entfesselt sind. Zwar besaßen sie in gleicher Form wie meine Muse, die mich an manchen Tagen in vollem Sturm, an anderen bloß als reger Wind besucht, schon immer eine gewisse Launenhaftigkeit, doch nun lassen sie mich kaum mehr ruhen.

Wie dem auch sei, bitte halten Sie sich nicht allzu lange mit den Wirrungen eines verschrobenen Kauzes wie mir auf. Ich möchte jedoch dafür danken, mich Ihnen mitteilen zu können, und hoffe freilich auf ein baldiges Wiedersehen!

Gruss,

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann

II

Schneegestöber wütete über grauen Giebeln. Schon in den frühen Morgenstunden lärmte und rauchte die Stadt, Droscken klapperten über die Straßen und die morgendlichen Arbeitgänger hasteten in dicken Kokons verpuppt aneinander vorüber, während in den Zimmern Holzscheit um Holzscheit im Feuer verging.

Auch im Berliner Kammergericht herrschte schon reges Treiben, als noch einige Männer fröstelnd durch die Tür traten und eine Ladung Schnee auf dem Vorleger abschüttelten.

Ernst Hoffmann war an seinem Tisch aus dunklem Eichenholz bereits in tiefster Konzentration über seine Arbeit gesunken. Seine wuchernden Augenbrauen hatten sich über die harten grauen Augen gesenkt, während er in mechanischer Routine einen Stapel an Papieren abarbeitete. In seinem krausen Haar schimmerte bereits die ein oder andere silberne Strähne, so wie der Stress der letzten Wochen einige Falten auf seinem Gesicht verharren ließ. Doch wirkte er mit solch ruhiger Bestimmung in sein Tun gelöst, man könnte meinen, für ihn würde das Leben außerhalb den ovalen Räumen des Gerichts nicht existieren, geschweige denn eine Sorge damit verbunden sein.

Ab und an zog er sich das cremefarbene Halstuch zurecht, blickte auf die Uhr, oder grüßte einen Kollegen mit seinem typischen hastigen Nicken. Doch erst in der Mittagspause löste er sich aus seinem meditativem Zustand und aß das Vesper, welches er sich mitgenommen hatte, um nicht in die Kälte hinaus zu müssen. Er beobachtete während des Essens seine Arbeitsgenossen, und kam nicht umhin, über die Neuzugänge zu schmunzeln, die sich, ganz im Gegensatz zu den trägen älteren Herren, noch im jugendlichem Eifer in die Arbeit stürzten.

Nun trat ein listiges Funkeln in seine grauen Augen. Beinahe instinktiv griff er zu seinem Federhalter und fegte ein paar Brösel von dem Butterbrotpapier. Es genügten nur ein paar Schwünge des Tuschekiels, um die Herren mit all ihren Eigenheiten in der Tinte einzufangen. Doch wie sein Herz anschwell, erwachte auch sein Gewissen, denn diese Späße hatten ihm schon großen Ärger eingebracht.

Als wäre Satan in seiner Glutgrube gelangweilt gewesen, trat in diesem Moment der Kammergerichtsrat von hinten an seinen Tisch. „Hoffmann!“ bellte er, und sein Bauch, welcher die Goldköpfe seines Jackets fast zum Springen brachte, bebte. Voller Schreck fuhr Hoffmann auf seinem Stuhl herum, wischte allerdings im Zuge eines kühlen Geistesblitzes das Papier unter eine nebenliegende Mappe. Nichtsdestotrotz richtete der Kammergerichtsrat seinen garstigen Blick auf den Tisch: „Schreiben sie hier etwa eine ihrer Geschichten? Oder fertigen gar diese vermaledeiten Zeichnungen an?“. Hoffmanns Teint erbleichte, ehe er, die Stimme deutlich ins Stolpern gebracht, antwortete: „ Auf gar keinen Fall, eure Exzellenz, käme ich auf solche Gedanken. Dies ist bloß ein Brief, den ich nach der Arbeit vollenden werde, ich bitte um Verzeihung.“. Damit gab sich der Rat zufrieden, brummte noch ein paar Worte und verließ dann Hoffmanns Tisch. Dieser verfluchte sich

innerlich und zerknüllte alsbald das Papier, doch die Muse, seine ach so schelmische Muse, kitzelte ihn immer noch mit ihrem heißen Atem im Nacken.

Tag für Tag verlief so in den staubigen Papierfluten des Kammergerichts, welche gleichsam auch einen Ort der Klarheit und Ruhe boten. Nur manchmal, für wenige schmerzliche Momente, dachte er zurück an die Zeit in Bamberg, wo er voll in seiner Kunst hatte aufleben können. Doch dies war ein naiver Traum gewesen, der schlussendlich in den unversöhnlichen Flammen der Realität vergehen musste.

Nun, da ihm seine phantastischen Schöpfungen keine Ruhe mehr ließen, betrug es sich, dass Hoffmann sogar länger im Kammergericht verbrachte, als nötig war, und oftmals erst nachhause fand, wenn die Dunkelheit bereits ihre schwere Schleppe über die Stadt gezogen hatte.

So war es auch an diesem Tag, als er sich mit gebeugtem Kopf, damit sich in seinem Augenwinkel kein überirdischer Schatten aufbäumen konnte, auf den Heimweg begab. Seine Wohnung lag im Zentrum der Stadt, direkt beim Gendarmenmarkt, in dessen Mitte das Stadttheater thronte.

Er trat, das Gesicht vom Winter in Blau und Rot gemalt, durch die Tür. Der Kamin knisterte bereits kräftig, sodass er guter Dinge den Mantel abstreifte und seine Frau Michaelina mit einem Kuss begrüßte. Er selbst nannte sie immerzu „Mischa“, eine gut gewachsene Frau mit dünnem dunkelbraunem Haar und kleinen Grübchen in der Wange, die ihn sogleich über seinen Tag befragte, während er Hände und Füße am Feuer wärmte. Sie behausten eine vergleichsweise großflächige Wohnung mit niedrigen Decken und verrauchten Wänden, die Hoffmann an trügen Sonntagen mit allerlei Zierrat geschmückt hatte. Auch sonst füllte eine eigenartige Menge an Krempel die Regale und Abstellische, wodurch die Wohnung ein warmes Eigenleben innehatte.

Mischa gluckste leise über den Zwischenfall mit seinem Vorgesetzten und ermahnte ihn in ihrem gebrochenem Deutsch, welches er gar vergötterte, er müsse bei seinen Eskapaden wohl etwas mehr Acht geben. Neben ihnen döste derweil in gänzlicher Zufriedenheit ihr Kater Murr auf einem Samtsessel, der, als Hoffmann zärtlich begann ihn zu streicheln, mühsam seinen Kopf hebte und mit weit aufgerissenem Maul einen Gähner hören ließ. „Du weißt, heute kommt der Schornsteinfeger vorbei, nicht?“, fragte Mischa ihren Mann, während er geistesabwesend Murrs silberne und schwarze Streifen nachfuhr. Wie um seine Schläfrigkeit von sich abzuschütteln nickte er vehement mit dem Kopf und stand in einem

Satz auf. „Allerdings, aber gib Acht, dass er nicht wieder zu viel verlangt. In diesen Zeiten, jeder möchte einen Groschen mehr hie und da...“, murmelte er noch, ehe er sich in sein Arbeitszimmer begab. Dieses „Poetenstübchen“ war das Kleinste der Zimmer, und quoll voll bekritzelten Papieren und losen Tintenfedern nur über. Es hatte ebenso den erdigen Geruch vergilbter Buchseiten in sich, welcher Hoffman sogleich mit literarischem Geist erfüllte, wenn er es betrat.

Doch auf seinem Arbeitstisch vegetierte nun schon seit geraumer Zeit eine Geschichte wartend vor sich hin, denn es wollte ihm schlichtweg nicht gelingen, die Worte dem Zufallslauf zu entreißen und in ihre Form zu spinnen. Er seufzte, während er eine kleine Wachskerze entzündete und den Blick durch das große Eckfenster richtete. Vor dem Theater spielten einige Kinder im Schnee, die allerlei plumpe Figuren aus der klumpigen Masse bauten und sich in den großen Fragen von Freundschaft und Verrat verloren, während sie ihre imaginären Schlachten abhielten. Die kleinen Nasen liefen voll Rotz beinahe über, und der Anblick der winzigen Wesen in ihrem Phantasiereich brachte ein Lächeln auf die krummen Lippen Hoffmanns, der bald selbst die Lider fallen ließ und sich in seinem Stuhl zurücklehnte, um seine nagenden Sorgen für kurze Zeit verlassen zu können. So saß er dort, summte ein wenig vor sich hin und schweifte in weiten, purpurschimmernden Traumfeldern umher.

Doch als er seine Augen wieder öffnete schienen die Kinder, welche vorher mit solcher Euphorie ihren Spielen nachgegangen waren, nun in Grauen erstarrt zu sein. Auch Hoffmann ergriff ein Gefühl der Beklommenheit, während er den älteren Herren, der die Kinder wohl ausschimpfte, betrachtete. Er konnte sein Gesicht nicht erspähen, doch seine Worte stiegen wie Schwefel vor dem Fremden in der Luft auf. So rannten die Zwerglinge alsbald in reger Furcht vor jenem Riesen hinfort, der nun weiter auf dem Platz stapfte. Hoffmann kniff die Augen zusammen, und lehnte sich voller Neugier so weit vor, dass sein Atem in kleinen Wölkchen an der Fensterscheibe kondensierte, ehe er voller Grauen zurückschreckte. Der Fremde hatte ihm den Kopf zugewandt und starrte mit blitzenden grünen Augen, das Gesicht ins Mondlicht getaucht, zu ihm auf. So brannten sich die geisterhaften Züge in Hoffmanns Blick, denn er kannte sie bereits, ebenso wie er die des Äpfelweibs gekannt hatte. Als hätte eine verschwommene Vorstellung plötzlich ihren Nebelschleier verloren, hätte sich voll ins Leben gestürzt und wäre mit jeder imaginären Faser wirklich geworden.

Es stand Coppelius auf jenem beschneitem Platz mit beiden Füßen in der Realität und gehörte doch in die infantile Geschichte des Sandmanns, welche immer noch rastlos neben Hoffmann lag.

Er wollte seinen Augen nicht glauben und es schien ihm, als würde sein Atem fortwährend am höchsten Punkt seiner Brust verharren. Wie Gift hatte Coppelius Blick ein beißendes Schmerzen in Hoffmanns Kopf hinterlassen, sodass er, in dem hilflosen Versuch es zu besänftigen, seine Schläfen massierte und die Augen schloss. Ein horrender Schwindel schien über ihn gekommen zu sein, denn seine Gedanken streiften in solcher Unruhe umher, dass er keinen einzigen von ihnen erfassen konnte, um sein weiteres Handeln zu determinieren. Als er wieder nach draußen blickte, war Coppelius ihm in dem Schneetreiben abhanden gekommen. Doch anstatt Erleichterung entfachte dies in Hoffmann bloß eine weit größere Unruhe, als töne ihm noch die düstre Prophezeiung des Äpfelweibs im Ohr. Aus reinem Instinkt löschte er die Kerze und verließ seinen Sessel, doch im Wohnzimmer war Mischa nicht zu finden. Ihm war, als habe das Schicksal seine dunklen Schwingen über ihm ausgebreitet, als er ihren Namen rief und keine Antwort zu ihm drang. Das Herz voll Furcht pochend riss er seinen Mantel von der Stange und war gerade daran, die Tür zu öffnen, ehe Mischas helle Stimme von unten ertönte. So hielt er lauschend inne und ein tiefes Brummen klang als Antwort, bevor sich ihre leichten Fußlaute gefolgt von einem mächtigen Poltern wieder die Treppe hinauf bewegten. Voller Beklemmung trat Hoffmann ein paar Schritte zurück und fixierte mit gelähmten Leibe die Wohnungstür. Schon betrat Mischa in ihrer geschmeidigen Art den Raum, ehe die große, grauenhafte Bestie, die Hoffmann in seiner Geschichte Coppelius benannt hatte, über die Türschwelle stieg. Kein Wesen hätte tieferes Entsetzen in ihm auslösen können als eben dieser Mann, wie ein Obelisk so massiv und gewaltig, das Gesicht grob aus dem Stein geschlagen. Der Mund war bloß ein querer Spalt, über dem tief und unförmig die Nase gipfelte, während seine Augen wie zwei Saphire aus ihren blutunterlaufenen Höhlen blitzten. Sein Kleid dagegen hätte beinahe zum Lachen angemutet, ein antiquiertes farbloses Gewand, kaum bis über die Knie reichend, die Füße in enge, steinbesetzte Schuhe gesteckt. Doch in Hoffmann wütete nichts als Terror, wie der junge Nathanael fühlte er sich in Kinderschuhe hineingesteckt und hilflos einer höheren Gewalt ausgeliefert. Waren ihm doch plötzlich Erinnerungen eingepflanzt, die er davor nicht zu haben vermeinte, die ein böses Spiel mit ihm trieben. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, doch er stand bloß stumm da, ehe Mischa mit besorgter Miene an ihn trat: „Ist

dir nicht gut? Siehe, der Schornsteinfeger ist da“. Und sie deutete auf Coppelius, dessen Lippen bereits in dämonischer Heimtücke zitterten, ehe er hinzufügte: „Es wurde nun einmal Zeit.“. Hoffmann schien sich endlich aus seiner Lähmung lösen zu können und presste brüchig zwischen den Lippen hervor : “Was suchst du hier?”. “Das weißt du doch.” erwiderte sein Gegenüber knurrend, “Du hast es schließlich selbst niedergeschrieben.“. Die Hitze des Feuers brannte in Hoffmanns Augen. Jene Worte lösten eine solche Inbrunst an tiefster Furcht in Hoffmann aus, er vermeinte gar, seine Seele wäre dem todgeweihtem Körper entsprungen und wandelte in einer anderen Sphäre des Daseins, die über dem Menschlichen stand.

Doch während Coppelius sich immer näher vor ihm aufbaute, erfasste Hoffmann ein erlösender Stich des Lebenswillens. “Ihr wagt es, in mein Heim einzudringen, ja, mich zu bedrohen?” zischte er, und bückte sich flink nach dem Kaminschürern, um von der Kohle zu nehmen. “Brennen sollst du, Dämon!” So warf er die glühenden Steine auf Coppelius, ehe er Mischa, die verstört in eine der Ecken gewichen war, bei der Hand griff und gemeinsam mit ihr durch die Tür stürzte.

III

Sehr verehrtes Fräulein M.,

ein Glück ist es, Sie nun nicht neben mir sitzen zu haben. Der Anblick jenes derben Lokals, in dem ich mich von Abend zu Abend mit dem Alkohol vergnüge, würde Ihnen ebenso wenig gefallen, wie der verzweifelte Lauf der Dinge. Es scheint mir, ich müsse nach all den Jahren doch jenen zustimmen, die das Dasein der Phantasten als Fluch betiteln. Denn obwohl ich oftmals schattigere Werke als diese gebär, wehrte ich mich gegen jeden Vorwurf, der behauptete, der Realität zu entfliehen täte keinem Menschen zu Gute. Nun jedoch wurde ich verwandelt, ich bin ein Grenzwesen, ein hässlicher Polymorph, der sich zwischen den Welten windet.

Wieder haben meine Figuren den Schritt aus ihrer Heimat getan. So stand an diesem Tage der Sandmann, eine schreckliche Gestalt aus der Geschichte, die ich momentan schreibe, auf unserer Türschwelle. Bereits beim Äpfelweib wollte ich den folgenden Gedanken nicht gedeihen lassen, doch diese Kreaturen sind mit mir verbunden wie Kinder mit ihrem Vater.

In ihrer Präsenz spüre ich meine Seele entzweit, als hätte ich bereits tausend andere Leben gelebt und meine Haut wäre nicht meine Haut, bloß eine Maske, die mir am Tage der Geburt übergestülpt wurde. Ich kann nicht errahnen, was sie bezwecken möchten, doch spüre ich ihre Blicke mit all der Bösartigkeit, die ich in ihre Herzen schrieb, zu jeder Zeit auf meinem Haupt ruhen. Ja, keinen Schritt kann ich mehr tun, ohne hinter meinem Rücken einen Verfolger zu befürchten, immer tiefer werde ich in den Wahn getrieben.

So zerrüttet bin ich, gar dem Schreiben versagen zu wollen, bloß um mir selbst Einhalt zu gebieten und nicht von allen Sinnen verlassen zu werden. Doch meine Muse war schon immer ein ungestümes Wesen, welche mich ständig neckte mit ihren Küssen, um dann wieder, wie die Gischt auf einer Welle, zu verschwinden.

So ist dies gleichzeitig eine Warnung, denn ich weiß, Sie befinden sich in einem ähnlichen Zwiegespräch mit einer Bestimmung, die fern von allem Irdischen liegt. Doch diese ist eine höhere Macht, und alle, die sich ihr aufopfern, verfallen im selben Akt einem unendlichen Leiden. Ich selbst musste dies schmerzhaft erlernen und verweile nun in diesem Zustand, der Tag für Tag meinen Kopf spaltet.

Ja, sogar meine Frau, meine Mischa, hält mich zuweilen für verrückt. Sie behauptet, ich hätte einen Unschuldigen angegriffen, doch sie sah nicht, was ich sah, erkannte nicht die tödlichen Züge des Sandmanns. Von den Menschen, die sich eines normalen Lebens rühmen können, werden wir nie Verständnis erlangen. Hüten Sie sich insbesondere vor der bürgerlichen Welt, ein einziger Schwindel, der die Kunst insgeheim verachtet.

Ich fürchte nun, es bleibt mir nichts anderes, als in die Fremde zu fliehen, um meine Imagination zu drosseln und wieder Klarheit zu gewinnen. Indessen hoffe ich, Sie kommen bei Ihrem Seiltanz nicht zu Fall, wie ich es tat, wobei Sie, wenn Sie wahrlich eine Leidenschaft empfinden, nicht davor zurückschrecken werden, alles für sie aufzuopfern. Daher wäre es wohl angebrachter, Ihnen viel Glück zu senden.

Gruss,

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann

Einige Wochen waren vergangen und Hoffmann hatte sich in der Bleibe seiner Verwandten in Wien einquartiert. Unter dem Vorwand, geschäftliche Dienste vollbringen zu müssen, verbrachte er Tag für Tag in dem schmalen, durchwindeten Zimmer unterm Dach. Nichts als Arbeit hatte er mit sich gebracht und beschäftigte sich kaum mit etwas anderem als den Papieren aus dem Kammergericht. Zwar schien jene Einöde seine Träume und Visionen wohl wahrlich zu schwächen, doch nagte fortwähren die Sorge an ihm, all dies würde nicht reichen, um die Kreaturen von ihm fernzuhalten. Er fühlte sich kläglich, ins Versteck gedrängt durch die Gestalten seiner eigenen Vorstellungskraft und schon bald hatte er das alltägliche Ennui satt. Mehr noch als das Schreiben fehlte ihm die Musik, die ihm sonst in schweren Zeiten immer Trost zu spenden vermocht hatte.

Er beschloss deshalb, um wieder einen Schritt in seine Normalität zu setzten, ein Konzert zu besuchen, wie er es in Berlin jede Woche zu tun gepflegt hatte. Kurz vor der Abenddämmerung hüllte er sich also in seinen wollenen schwarzen Mantel und schlich sich hinaus auf die Straße, jedoch mit solch verwildertem Haar und tiefen Ringen unter den Augen, dass die Menschen ihm zu allen Seiten aus dem Weg wichen. Es war ein mühseliger Weg, da er an jeder Ecke verharren musste, um sich ruckartig umzudrehen und mit einem durchdringenden Blick seine Umgebung zu taxieren. An den stattlichen Pforten des Konzerthauses angekommen, erfüllte ihn sogleich ungemeine Erleichterung, als hätte er unter dem Mantel des Vertrauten Schutz gefunden. Diese wurde sogar noch von Heiterkeit abgelöst, als er im Inneren erfuhr, dass die 5. Sinfonie Beethovens zu dieser Zeit aufgeführt werden würde. Das Stück war ihm zwar bereits wohlbekannt, doch er glaubte, es bräuchte ein eben solches Meisterwerk, um ihm das benötigte Lebenselixier erneut einzuflößen. Bald besetzte er einen Platz in der letzten Reihe und wartete voller Vorfreude auf den Beginn der Musik. Er konnte das Orchester nur dürftig erspähen, darum ließ er sich tief in den Samtsitz sinken und schloss seine Lider mit den Fingerspitzen, als würde er die Flügel eine Schmetterlings sachte hinunter drücken.

Schon umspinnen die ersten Noten Hoffmann mit ihrem schicksalsreichen Klang, der bereits das Uermessliche der Musik erahnen ließ. Zu jedem Ton erzitterte seine Brust unter aufschäumenden Emotionen, doch diese wurden von der Musik geleitet, geläutert und gereinigt, bis sie ihn in ihrem goldenen Glanz umschlossen. Hoffmanns Seele räkelt sich derweil bis weit hinter die Musik, an einen Ort, der die Fesseln seiner Sorgen sprengte, und ihm beinahe Tränen in die Augen trieb. Als hätte ihm die Unendlichkeit mit ihren glühenden

Fingern über die Stirn gestrichen, fühlte er sich klar und sicher. So erblühte inmitten riesiger wankender Schatten ein Reich voll jauchzender Geisterstimmen, die ihn mit sich zum Tanze trugen.

Immer weiter riss ihn das Thema fort, eine lebendige, dynamische Wucht aus flimmernden Tongestalten, höher und höher bäumten sich die Streicher in grotesken Bögen vor ihm auf, während die Flötentöne ihn mit ihrem Kichern verhöhnten. Dies Geisterreich rüttelte an ihm und ließ einen kühlen Schauer über seinen Rücken tröpfeln, gar unüblich war die brutale Wucht der Klänge, die ihn gnadenlos unter sich begrub.

Inmitten dieser wilden Brandung thronte, mit leiser, säuselnder Stimme, die Undine. Seine Undine.

Wie bei der Geburt der Venus war sie aus dem Wasser gestiegen, nahm immer mehr der Musik für sich ein, sang sich zu ihm vor. Wahrlich, es war ihre Stimme, um die sich das Orchester schmiegte. Sie glich einer magischen Fontäne, so zauberhaft war sie von den purpurschimmernden Dämpfen getragen und wirbelte durch den Saal. Ja, ganz für ihn war sie bestimmt, jenes liebliches Wesen, lehnte sich im schillerndem Kleid zu ihm vor, um ihn in ihre zarten Arme zu ziehen. So ließ er sich in ihren Sog gleiten, und spürte bereits ihre kühlen Finger mit den seinen verflochten, während blaue Lippen seine Wange streiften. Mit aller Macht zog die Undine ihn in das Reich hinter der Musik, bis sein Atem nicht mehr als ein Hauchen, sein Körper nicht mehr als ein beengendes Gefäß war. Er stieg auf in das Licht, aus dem ein kühles, unendliches Lachen gellte, welches ihm wie ein Schicksalsschrei in den Ohren klingelte.

Mit einem Ruck befreite er sich aus den Veilchenarmen der Undine, riss die Augen auf und sprang, um seinen Atem ringend, aus dem Stuhl. Als wäre er plötzlich aus der Tiefe gerissen, löste sich ein seltsamer Druck von seinen Ohren, sowie alle seine Sinne mit einem Male wieder verständig waren. Vom Licht geblendet und mit pochendem Kopf verließ er schnellen Schrittes den Saal.

Im Freien sickerte die Dunkelheit bereits über das Himmelszelt, während Hoffmann, noch im überirdischen Schwindel, aus dem Gebäude taumelte. Seine Beine wandelten in blinder Flucht über das Pflaster und so irrte er von der Verzweiflung getrieben hinfert, bis die Fenster bloß noch düstre Augen waren, die höhnisch auf ihn hinabblickten.

Als wäre ein langjähriger Freund von seiner Seite gewichen fühlte er sich von einer nie dargewesenen Einsamkeit betäubt. Es überstieg gar seine Vorstellungskraft, von einer solch

tristen Beklemmung belegt zu sein, die ihm wie ein lang anhaltender Seufzer in der Brust klemmte und jede Hoffnung auf Erlösung mit bitterer Kraft auslöschte. Er strafte sich einen Toren dafür, sein Versteck überhaupt verlassen zu haben, denn nun sollte ihm selbst die Musik, welche er seit jeher als höchste der Künste schätzte, verwehrt bleiben. So tief drang der Schmerz, ein jedes Vertrauen ausgelöscht von dem gierenden Unkraut der List. Es schien ihm sinnlos, nun noch ein Entkommen zu suchen, denn wenn die Kreaturen selbst in die hintersten, wärmsten Nischen seines Herzens vordringen konnten, war wohl jeder Kampf einer, der ihm selbst die höchsten Verluste zutrug. Ja, er fühlte sich ganz und gar besiegt von jenen Ausgeburten seiner Imagination, vielleicht von seiner Imagination selbst, die ihm doch so nah verbunden war, dass sie schlussendlich hinter jeder Ecke wieder zu ihm stoßen würde.

Just in diesem Moment erkannte Hoffmann, dass er verfolgt wurde. Eine schmale Person in einer Kutte wanderte nun schon seit geraumer Zeit in seinem Augenwinkel, hatte jede Kurve und jeden Schritt ihm nachgetan, wie eine Mücke ergiebig dem Licht folgte. Vorerst füllte ihn dies mit einem loderndem Schrecken, der ihn, erschöpft und verängstigt, einem gematerten Tier gleich fühlen ließ. Doch es wallte ebenso eine Woge des Zorns in ihm auf, da er es Leid war, sich stets in der Rolle des Verfolgten zu finden. Der Lauf seines Lebens war fortwährend von Furcht gelenkt worden, doch nun sollte er es endlich wagen, einen Griff in den Rachen des Schicksals zu tun.

Die Fratze des Mondes stand hoch am Himmel und warf ihr Licht in die enge Gasse, in der Hoffmann zum Stehen kam. Es roch muffig nach verschimmelter Fassade, während aus der Ferne einige gedämpfte Geräusche drangen. Hinter sich vernahm er nun auch, wie die Schritte seines Verfolgers zu Halt kamen. Hoffmanns Herz hallte laut wie ein Paukenschlag, und seine Nerven glosen voller Tatendrang, ehe er sich mit bebender Brust umdrehte. Die Person hatte eine hoch gewachsene, androgyne Statur, war jedoch von Kopf bis Fuß in einem Mantel verborgen, der stark einer Mönchskutte ähnelte.

„Enthülle dich!“, grollte Hoffmann, und tat sogar einen Schritt auf sein Gegenüber zu, doch dieses reagierte nicht. So wurde er noch weiter zur Weißglut getrieben, bis seine Augen voll Wut aufglommen. „Bist du es, Medardus? Der irre Mönch ist gekommen, um mich zu holen?“ fauchte er, und seine Stimme steigerte sich zur Heiserkeit: „Ich verlange es, schert euch des Weges!“. In einem gewagtem Satz riss er die Kappe von dem unbekannten Kopf, nur um wie vom Blitz durchdrungen innezuhalten. Vor ihm hätte eben so ein Spiegel stehen

können, eine solche Ähnlichkeit verband die beiden Männer. Die krumme Nase, verwirbelten Brauen, schiefen Lippen, all dies war wie ein Abdruck im Gesicht des Anderen. „Erkennst du mich nicht?“, flüsterte sein Ebenbild mit einer Stimme wie säuselnder Wind. Hoffmann erwiderte, die Stimme brüchig von Entsetzen sowie Verzückung: „Johannes. Johannes Kreisler habe ich dich benannt.“. Bei seinen Worten spannte sich ein irres Lächeln über die Lippen des Kapellmeisters, welchen Hoffmann immer schon als sich sehr ähnlich erdacht hatte, als sein Gegenstück in einer weit entfernten Welt. „Ganz recht. Doch du weißt, in meiner Brust schlägt dasselbe Herz wie deines.“, sprach Kreisler, und fügte in dem selben erregten Tonfall hinzu: „Hier ist nicht dein Platz, Ernst!“

Hoffmann ächzte derweil unter der Wucht dieser Erkenntnisse. Sein Gesicht war in den Schatten abgeneigt, die Schläfen pulsierten stärker und stärker, bis ihm schließlich gepresst jene Worte entwichen: „Nein, so fehlt mir doch jeder Verstand. Das Licht ist ein Trugspiel“. Wirr murmelnd wich er zur Seite, doch Johannes packte ihn am Arm. „Siehst du es nicht?“, rief er, und in seiner Stimme klang gleichwohl die des Äpfelweibs, des Coppelius, der Undine und hundert weiteren seiner Brüder und Schwestern. „Du bist ein unser Teil!“.

Als hätte ihn diese Berührung elektrisiert, stürzte sich Hoffmann wie ein tollwütiges Biest auf ihn. Sie beide fielen zu Boden, ehe er Kreislers Arme auf die dreckigen Pflastersteine stemmte. „Verschwindet!“, heulte er, von allen guten Geistern verlassen, „Ich werde niemals mit euch gehen!“. So fielen sie übereinander her, unwissend, wo die Glieder des einen begannen und die des anderen aufhörten. Auch ihre Seelen rieben mit aller Kraft aneinander, bis sie schlussendlich einander umschlossen und eins wurden.

V

Verehrte Leserin, verehrter Leser,

Es ist nun der rechte Zeitpunkt, mich als Adressatin der Briefe erkennen zu geben, welche ich, um den Verlauf der Geschichte zu stützen, zur Ansicht beigelegt habe.

Als ich jene wirren Elaborate in Kerzenlicht getaucht vor mir liegen hatte, wurde ich von musischen Winden umspielt, die mich schließlich in den Strudel meiner Imagination haben

rutschen lassen. Denn wahrlich ist dies, was ich niederschrieb, voll und ganz eine Geschichte, die in ihrem Wesen keinen Anspruch zur Wahrheit hegt.

Es heißt, Ernst Hoffmann habe nach mehreren Wochen manischen Verhaltens auf offener Straße einen Nervenzusammenbruch erlitten. Es sei keine Person in seiner Nähe gesichtet worden, doch war er wohl von einigen Verletzungen betroffen, die man später auf ihn selbst zurückführen würde.

Mir steht nun keine Befugnis zu, zu rätseln, welcher Teil meiner Geschichte der Wirklichkeit entspricht, ich habe lediglich die Erlebnisse verfasst, wie Hoffmann sie in den Briefen angedeutet hat. So hoffe ich, dass ich meine Fantasien nicht bloß als Marionette vor Euch habe tanzen lassen, sondern, ganz ähnlich zu seinen eigenen Schöpfungen, Hoffmann ein solch lebendiges Inneres gegeben zu haben, er möge glatt den Schritt aus dem Papier wagen.

Ob es jedoch einen tiefer liegenden Grund gibt, als das schillernde Spiel der Schaffenslust, warum ich diese Geschichte zu erzählen gewagt habe?

Ich vermute ihn in der Verbundenheit, die unsere beiden Seelen teilen, da sie gleichsam von einer Leidenschaft, gar Obsession, ja, von einer Liebe verzaubert sind. Diese Liebe ist eine tosende, atemlose, unerschöpfliche, und so wie Hoffmann nach den schattigen Welten hinter aller strengen Rationalität der unseren trachtet, kann ich das Band zu den Musen nicht trennen. Denn selbst wenn mich mein Geist mit Schweigen strafft, lassen sie nicht von mir ab. Eben diese Verzweiflung, gleichsam Machtgeber und Unterlegener der eigenen Leidenschaft zu sein, klang in seinem Briefe und zupfte mit aller Kraft an meiner Seele, ich konnte nicht umhin, als diesem Leid eine Form zu verleihen.

Ich nötige hiermit also den Leser oder die Leserin zu verstehen, dass das Menschengeschlecht der Kunst aufs Vollste unterlegen ist. Wer dies leugnet, hat wohl noch nie den künstlerischen Geist gespürt. Wir Künstler reißen ein Stück unseres Selbst hinaus, welches sich blutig auf dem Papier windet, nähren und pflegen es, in der Hoffnung, es möge erwachsen, um schließlich über uns zu gipfeln, losgelöst von allen Fesseln des Irdischen. Dann huldigt das Volk den Genies auf dem Parnass und vergessen sind die Abgründe, die dahinter liegen. Wir taumeln an der Grenze zum Wahnsinn, doch Sie können nur ahnen von all den Qualen, welche hinter einer Geschichte, einer Komposition oder einem Gemälde lauern. Darum fühlte ich es beinahe als meine Pflicht, nur kurz den romantischen Schleier zu lüften, den Hoffmann sogar selbst über sein Schaffen legt.

Nun vergeben Sie mir jedoch diese bittere Niederschrift. Die Wunder, die das Künstlertum und gleichsam unsere Imagination umfassen sind hierbei freilich zu kurz gekommen.

Hoffmann selbst schafft derweil Werke, deren Innenleben so bunt und lebhaft ist, seine Figuren mögen noch in Jahrhunderten über die Straßen wandeln.

Es grüßt Sie,

das Fräulein M.

Quellenverzeichnis:

Primärquellen:

- Hoffmann, E.T.A. : Der goldne Topf (1814)
- Hoffmann, E.T.A. : Der Sandmann (1816)
- Hoffmann, E.T.A. : Lebens-Ansichten des Katers Murr (1819)
- Hoffmann, E.T.A. : Die Elixiere des Teufels (1815)
- Hoffmann, E.T.A. : Rat Krespel (1818)
- Hoffmann, E.T.A. : Das Fräulein von Scuderi (1819)
- Hoffmann, E.T.A. : Don Juan (1813)
- <http://www.zbk-online.de/texte/A1094.htm> (Zuletzt abgerufen am: 16.01.23)

Sekundärquellen:

- Wittkop-Ménardeau, Gabrielle : E.T.A. Hoffmann, 1966
- <https://etahoffmann.staatsbibliothek-berlin.de> (Zuletzt abgerufen am: 20.01.23)
- <https://literaturkritik.de/kanzog-faszination-eta-hoffmann-faszination-e-t-a-hoffmann,28870.html> (Zuletzt abgerufen am: 17.12.22)
- https://www.zum.de/Faecher/D/BW/gym/eta_hoffmann/eta_bio.htm (Zuletzt abgerufen am: 10.12.22)
- <https://www.swr.de/swr2/musik-klassik/ernst-theodor-amadeus-hoffmann-undine-swr2-oper-2022-06-26-100.html> (Zuletzt abgerufen am: 16.01.23)
- <https://www.rbb-online.de/rbbkultur/themen/literatur/e-t-a-hoffmann/glossar/das-e-t-a-hoffmann-abc-m.html> (Zuletzt abgerufen am: 03.01.23)
- <https://www.ndr.de/geschichte/chronologie/ETA-Hoffmann-Schriftsteller-der-Romantik,audio60787.html> (Abgerufen am: 20.12.23)
- <https://www.swr.de/swr2/literatur/eta-hoffmann-zum-200-todestag-100.html> (Zuletzt abgerufen am: 28.12.22)
- <https://www.deutschlandfunk.de/an-wochentagen-bin-ich-jurist-und-hochstens-etwas-musiker-100.html> (Zuletzt abgerufen am: 16.01.23)

- <https://www.stadtmuseum.de/artikel/e-t-a-hoffmann> (Zuletzt abgerufen am: 14.01.23)
- <https://www.goethe.de/ins/cz/de/kul/the/sup.html> (Zuletzt abgerufen am: 08.01.23)

Wie eine Nachricht zum Skandal wird



Sarah Knupfer

33. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg 2023

Muriel Schäfer und Charlotte Breuer, Graf-Zeppelin-Gymnasium Friedrichshafen

Thema 3: Wie eine Nachricht zum Skandal wird.



Inhaltsverzeichnis

- 1) Einführung in das Thema Skandale und Nachrichten
- 2) Antisemitismusskandal auf der documenta 15
- 3) Korruptionsskandal im EU-Parlament
- 4) Fazit
- 5) Quellenverzeichnis

1) Einführung in das Thema Skandale und Nachrichten

Unsere Nachrichtenwelt ist voller Skandale. Diese reichen von Promiskandalen über kulturelle Skandale bis hin zu politischen Skandalen, die unsere Demokratie auf die Probe stellen und für internationale Empörung sorgen. Eine entscheidende Rolle spielt hierbei die Übermittlung einer Nachricht über Massenmedien, wie zum Beispiel Zeitungen, Radio, Fernsehen oder das Internet. Nachrichten beinhalten grundsätzlich immer eine potentiell interessante Information für den Rezipienten. Sie sollte „umfassend, sachgerechte und verständliche Informationen überliefern“ (Eckert, 2001). Der englische Begriff „news“ sowie der französische Begriff „nouvelles“ implizieren bereits, dass es sich um eine Botschaft handelt, die dem Leser noch unbekannt ist. Im Fall des Skandals handelt es sich dabei um einen potentiellen Normverstoß, wie beispielsweise Korruption, Untreue oder Diskriminierung. Der Begriff Normen beschreibt Regelmäßigkeiten im sozialen Verhalten und gibt damit Auskunft über Gebote und Verbote, jedoch unterscheidet man zwischen latenten, manifesten, traditionellen und rationalen Normen (Schubert 1, 2020). Wenn wir als Bürger unser Vertrauen in bestimmte Institutionen (Schubert 2, 2020) oder Personen setzen und dieses gebrochen wird, kann das große Wellen schlagen. Unsere Erwartungen bleiben beim Auftreten eines Normbruchs unerfüllt und es kommt folglich zu Empörung. Medien als Vermittler von Nachrichten gewähren die freie Meinungsbildung und den offenen Meinungs Austausch und sichern damit die Partizipation am politischen Diskurs. Da die Medien die Kommunikation zwischen Bürgern und Politikern ermöglichen, ist beim Skandal die Art der medialen Inszenierung von großer Bedeutung. Anhand der Beispiele des Skandales um die documenta 15 und des Korruptionsskandales um Eva Kaili, werden wir nun erklären, wie eine Nachricht zum Skandal wird.

2) Antisemitismusskandal auf der documenta 15

Das Zusammenleben in einer demokratischen Gesellschaft ermöglicht uns, Werte und Meinungen zu vertreten, die eine größere Spannbreite umfassen als je zuvor. Es fällt deshalb immer schwerer, einen gemeinsamen Konsens zu finden, wenn es um politische Fragen,

Nachhaltigkeitsdebatten oder ethische Wertkonflikte geht. Dennoch scheint es Themen zu geben, die häufig diskutiert und schnell als Thema für einen Skandal eingestuft werden. Eins dieser Themen ist zum Beispiel der Antisemitismus, welcher erst vor kurzem in den sozialen Medien, aber auch in der Politik heiß diskutiert wurde.

Anlässlich der Kassler Kunstschau documenta, welche alle 5 Jahre stattfindet, gerieten sowohl die diesjährigen Kuratoren der Künstlergruppe „Ruangrupa“ aus Indonesien als auch die Direktorin der documenta 15, Sabine Schormann, in die Kritik. Letztere musste schließlich das Amt abgeben, da es ihr nicht gelungen war, mit der heiklen Situation umzugehen. Grund für die Vorwürfe waren mehrere Kunstwerke auf der documenta 15, die von Besuchern, Kunstkritikern, aber auch von der israelischen Botschaft in Berlin als hochgradig antisemitisch eingestuft wurden und für großen Aufruhr sorgten. Das höchste Maß an Aufmerksamkeit erregte dabei ein riesiges Wandbild namens „People’s Justice“ der indonesischen Künstlergruppe Taring Padi, welches laut ihren Erklärungsversuchen eine Kritik an der ehemaligen Militärdiktatur darstellen sollte. Laut Padi habe es sich bei den Anhängern des ehemaligen Diktators um Mitglieder des israelischen Geheimdienstes gehandelt, dennoch erinnert die Darstellung von Juden stark an die Propaganda des dritten Reiches in Deutschland, zumal die abgebildeten Juden durch einen Davidstern gekennzeichnet und darüber hinaus mit einem Schweinekopf versehen wurden. Auch der Leiter der Bildungsstätte Anne Frank, Meron Mendel, forderte die sofortige Entfernung des Wandgemäldes.

Nach dieser Kritik öffentlicher Institutionen war bereits die Voraussetzung für die Entstehung eines Skandals gegeben: Die Empörung einzelner wurde für viele Journalisten als interessante Neuigkeit für die Rezipienten eingestuft und es wurden bereits erste Artikel veröffentlicht, noch bevor es zur endgültigen Entfernung des Wandgemäldes kam. Ein Schlüsselbegriff bei der Entstehung eines Skandals ist also die komplexe Emotion Empörung, auch bekannt als Entrüstung. Laut Doktorandin am Institut für Soziologie an der FU Berlin, Monika Verbalyté, handele es sich bei der Empörung im Skandal um eine kollektive Emotion, welche sich in den Massenmedien entfalte und unmittelbar im Zusammenhang mit eingprägten gesellschaftlichen Normen stehe (Verbalyté, 2015). Doch wie kam es während der documenta 15 überhaupt zu einer solchen kollektiven Entrüstung und an welcher Stelle verwandelt sie sich in einen tatsächlichen, handfesten Skandal?

Um dies nachzuvollziehen ist es zunächst notwendig, den Normverstoß auf der documenta 15 einordnen und verstehen zu können, denn zur Verletzung von Werten und dem Verstoß gegen eine Norm gehört stets eine bestimmte Erwartung. Auch die documenta 15 war letztes Jahr mit bestimmten Ansprüchen der Besucher konfrontiert, denn sie sollte ursprünglich unter dem Motto „lumbung“ stehen. Der indonesische Begriff, der von den Kuratoren gewählt wurde, bedeutet auf Deutsch so viel wie „Reisscheune“, welcher ein Symbol für einen bewussten und solidarischen Umgang mit Ressourcen, aber auch mit der auferlegten Verantwortung darstellen sollte. Ironischerweise war es schließlich ein unreflektierter Umgang mit den antisemitischen Darstellungen, für die niemand direkt die Verantwortung übernehmen wollte, welche zum Skandal sowie der Entlassung Sabine Schormanns führten. „Es geht immer wieder darum, bestehende Machtverhältnisse zu hinterfragen und alternative Formen des Wirtschaftens zu (er)finden.“ (Süß, 2022), schrieb die Verfasserin des Artikels „Was die documenta 15 anders macht“, veröffentlicht von der Hessenschau, zu Beginn der Kunstmesse. Doch diese Versprechungen wurden mit der Ausstellung antisemitischer Kunst niedergeschlagen. Statt dem angesprochenen Fortschritt wurde ein Phänomen auf der documenta präsentiert, welches für viele einen Rückschritt in der Geschichte bedeutet. Wichtig ist zudem zu erwähnen, dass die antisemitischen Darstellungen nicht erstmalig auf der documenta gezeigt wurden, sondern zuvor bereits im Ausland ausgestellt worden waren. In Deutschland waren die Reaktionen jedoch so heftig, da aufgrund der antisemitisch behafteten Vorgeschichte des Holocausts allgemein ein großes Bewusstsein für die Darstellung von antisemitischen Motiven, wie der auf der documenta, herrscht, welche gemäß § 46 Abs. 2 Satz 2 StGB „grundsätzlich strafverschärfend wirken“ (Janz, 2020). Viele Betrachter der Darstellungen sehen ihre Wertvorstellungen verletzt, da sie daran festhalten, dass eine Wiederholung der Geschichte auf keinen Fall inszeniert werden darf und sind empört über die propagandaähnliche Darstellung der Juden in „People’s justice“. Mit den Worten "Es handelt sich um klassische, antisemitische Darstellungsformen, die man aus der Propaganda des Nationalsozialismus kennt" (t-online, 2022), brachte Meron Mendel im Gespräch mit t-online die Empörung vieler auf den Punkt und regte die Leser dazu an, sich mit ihm zu empören.

Im Kern ist der Skandal an sich grundsätzlich die Wirkung eines Normverstoßes in der Gesellschaft, doch auch dieser Normverstoß unterliegt wiederum bestimmten Kriterien, um letztendlich zum Skandal zu werden. Um in der Gesellschaft Fuß zu fassen, muss dieser nicht nur von einem Großteil der Empfänger einer Neuigkeit als solcher angenommen werden,

sondern muss zuvor als eine glaubwürdige Verletzung möglicher Normen inszeniert werden. Das klingt erst mal kompliziert, lässt sich am Beispiel der documenta jedoch gut veranschaulichen.

Zwar haben Journalisten bei ihrer Entscheidung, wie sie eine Nachricht verpacken, einen gewissen Spielraum, jedoch liegt es auch am Publikum, ob zum Beispiel antisemitische Kunstwerke auf der documenta 15 skandalisiert werden, oder nicht. Wirft man einen Blick auf die Internetseite des Norddeutschen Rundfunks, so findet man sofort über 30 Beiträge zur documenta 15, in Form von Artikeln, Kommentaren und Interviews, welche die Vorbereitungen, die Eröffnung und letztendlich den Verlauf der Kunstmesse darstellten. Für den Verlauf des Skandals ist dies von Bedeutung, da die documenta aufgrund ihrer hohen gesellschaftlichen und künstlerischen Bedeutung für viele Rezipienten interessant ist. Somit erfüllt die documenta alle Kriterien, um Inhalt der Nachrichten zu werden. Artikel namens „Neue Antisemitismus-Vorwürfe gegen die Documenta: Worum geht es?“ (Weise, 2022), veröffentlicht im September 2022, oder der kurze Bericht des NDRs „Alles zur documenta fifteen in Kassel“ (NDR, 2022) thematisieren die documenta in ihrem Titel wesentlich objektiver und undramatischer, als andere journalistische Beiträge, die die gleiche Neuigkeit behandeln. Die bewusste Auswahl des Titels spielt hier eine Rolle, zumal es einen Unterschied macht, ob der Begriff „Antisemitismus-Vorwurf“ oder andere, deutlich wertende, Formulierungen verwendet werden.

Stellt man die Schlagzeilen „Alles zur documenta fifteen“ in einen direkten Vergleich mit dem Artikel „Das documenta-Debakel: Anhörung im Kulturausschuss“ (Kostolnik, 2022), welcher ebenfalls vom NDR veröffentlicht wurde, lässt sich ein für den Skandal und dessen Inszenierung essentieller Faktor erkennen. Obgleich Journalisten an das Kriterium der neutralen Informationsüberlieferung gebunden sind, die im Sinne der demokratischen, freien Meinungsbildung stehen, wird ihnen ein gewisser Freiraum in der Konnotation gewährt, die für einen Titel von Relevanz ist. Durch die Wahl des Titels „Das documenta-Debakel“ impliziert Kostolnik, dass es sich bei der Ausstellung um etwas Fatales und Chaotisches handelt und deutet auf einen begangenen Normverstoß hin, da die Erwartung an die documenta, verantwortungsbewusste Kunst zu präsentieren, nicht erfüllt wurde. Dennoch verfasst Kostolnik keinen persönlichen Kommentar und ist auf der bewertenden Ebene des Artikels eingeschränkt, da die Information neutral präsentiert werden muss. So verrät der zweite Teil

der Headline bereits, dass eine Schilderung der politischen Debatte folgt, und keine persönliche Argumentation.

Auffällig ist beim Durchsuchen von Nachrichten zur documenta 15, dass sowohl bei dem Artikel „Alles zur documenta 15“ als auch bei den Artikeln „Das documenta-Debakel“ oder „Antisemitisches Gemälde auf der documenta: Was steckt dahinter?“, der potentielle Normenverstoß immanent ist. Er wird öffentlich angeprangert und bietet dem Publikum die Chance, sich zu empören. Dabei kommt Monika Verbalytés Aussage, Empörung stehe in direkter Verbindung zu persönlichen Normen, zur Geltung. Nach Verbalyté handele es sich bei der komplexen Emotion nicht um einen instinktiven Affekt, denn die Empörung bedürfe einer „subjektiven Deutung des Ereignisses, Klärung des Emotionsauslösers und möglichen Konsequenzen; Bewertung des eigenen Emotionsbewältigungspotentials sowie der gesellschaftlichen Erwünschtheit dieser Emotion“ (Verbalyté, 2015). Diesem Prozess wiederum folge eine normative Bewertung des Geschehnisses. Zudem wird in ihrem Essay die Identifikationsfläche angesprochen, die die mediale Inszenierung idealerweise bieten solle, um die Emotionen des Publikums zu erwecken. Anregungen dazu, sich zu empören, können auch in der medialen Berichterstattung existieren und den Rahmen für eine Nachricht bilden. Somit wird ein Skandal von den Medien aus inszeniert, denn Titel wie „Das documenta-Debakel“ oder die Auswahl an Zitaten von Personen, die sich öffentlich entrüsten, werfen nicht selten ein komplett anderes Licht auf die Neuigkeit als neutralere Berichterstattungen. Dies lässt sich am Beispiel eines Zitats Daniel Botmans vom Zentralrat der Juden in Deutschland veranschaulichen, welches von Koslowski in „Das documenta Debakel“ angeführt wird. "Eine offene und ehrliche Auseinandersetzung mit den eigenen antisemitischen Ressentiments kann unangenehm und mitunter schmerzhaft sein. Zu einer derartigen Auseinandersetzung war und ist in Kassel niemand bereit, von den Kuratoren und Künstlern ganz zu schweigen, die sich hinter ihrem amorphen Status als Kollektiv verstecken.", so Daniel Botman. Das gewählte Zitat impliziert eine klare und bestimmte Aufforderung, sich intensiver mit Antisemitismus auseinanderzusetzen, auch wenn dies verlangen würde, die eigene Komfortzone zu verlassen. Wählt ein Journalist ein solches Zitat, stärkt dies die von Verbalyte thematisierte Identifikationsfläche, denn es wird an Werte appelliert, mit denen wir uns emotional identifizieren. Insbesondere bei einem Skandal, der von Werten behaftet ist, kann diese emotionale Identifikation der Schlüssel zur Entwicklung von einer Nachricht zum Skandal werden.

Botman geht sogar noch weiter und zieht das Künstlerkollektiv Taring Padi und die Kuratoren der Ruangrupa für ihre mangelnde Auseinandersetzung mit dem begangenen Normenverstoß zur Verantwortung, jedoch appelliert er vor allem an die Allgemeinheit. Konkreter ausgedrückt handelt es sich dabei um einen Appell an alle die, die die antisemitischen Inhalte auf der documenta 15 gesehen, jedoch nicht hinterfragt oder gar öffentlich kritisiert haben. Die Medien stellen somit gewissermaßen eine Bühne für potentielle Normverstöße und somit potentielle Empörung dar, die die Rezipienten, ähnlich dem Publikum eines Theaterspiels, bewerten und gegebenenfalls annehmen oder ablehnen können. An dieser Stelle inszenieren die Medien einen Skandal, indem sie einer Person, welche sich öffentlich über eindeutigen Antisemitismus empört, eine mediale Plattform im Zuge ihrer objektiven Berichterstattung bieten.

Einen deutlichen Appell durch die Massenmedien stellt zudem ein Artikel namens „documenta-Bilanz: Turbulenzen, die aufgearbeitet werden müssen“ dar. Zumal der Artikel vom NDR erst am 24.09. letzten Jahres veröffentlicht wurde, greift dieser Titel die kollektive Entrüstung auf, welche zu diesem Zeitpunkt bereits in den Medien zu beobachten war. Die im Titel enthaltene Aufforderung appelliert zwar an den Leser, es wird jedoch keine Empörung mehr gefordert. Stattdessen lässt sich der Appell mit den Worten: „Tut etwas gegen den inakzeptablen Antisemitismus, indem ihr dessen Rückstände in der Gesellschaft aufarbeitet!“ vergleichen.

Über die Freiheit der Journalisten beim Verpacken einer Nachricht lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, dass diese dazu beiträgt, einen Skandal zu inszenieren, indem sie eine Plattform für Empörung bieten, welche wiederum die Empörung der Bürger anregen kann. Ebenfalls wird angenommen, dass der angeprangerte Normverstoß für die Leserschaft real und von Bedeutung ist. Da besonders heutzutage in unserer demokratischen und individualistischen Gesellschaft die Werte und Ansichten der Einzelnen stark variieren, spricht man von einer Inszenierung eines skandalösen Normverstoßes, welcher von der Gesellschaft angenommen werden müssen. In Anbetracht der Tatsache, dass es sich bei Normen stets um Regelmäßigkeiten im sozialen Verhalten handelt (Schubert 1), sind Journalisten in der Lage einzuschätzen, dass Themen wie Antisemitismus die Gesellschaft bewegen. Dies bestätigt sich infolgedessen meist in der Resonanz einer Nachricht, indem sie geteilt oder häufig kommentiert wird.

Beim Auftreten eines Skandals spielt jedoch auch die Beteiligung der Bürger am Informationsfluss eine grundlegende Rolle. Besonders auf der documenta 15 kam dies zur Geltung, da die Besucher vor Ort mit eigenen Augen genau das live sehen konnten, was später für massive Empörung in der Gesellschaft sorgte. Beim Anblick antisemitischer Kunstwerke empörten sich Besucher vor Ort und die documenta wurde daraufhin auf Antisemitismus geprüft. Somit stellt das Publikum selbst indirekt ein Empörungsangebot, welches für andere interessant sein könnte, das wiederum in den Nachrichten aufgegriffen wird. Hinzu kommt bei der documenta 15 die Tatsache, dass sich viele Experten im Gebiet Antisemitismus öffentlich über den begangenen Normverstoß empörten und somit die emotionale Reaktion vieler Bürger öffentlich austragen konnten. Unter anderen gehörte dazu der Direktor des "American Jewish Committee Berlin", Dr. Remko Leemhuis, welcher über die Presse den Rücktritt Sabine Schormanns forderte, der erst nach Einmischung der Öffentlichkeit für notwendig befunden wurde. Die Nachrichten, welche von Massenmedien an die Bürger weitergegeben werden, um für sie potentiell wichtige Ereignisse zu enthüllen, werden einerseits für uns Bürger erstellt, andererseits sind es wir, die den Input für Normenverstöße und potentielle Skandale liefern, indem wir dafür sorgen, dass unsere Empörung öffentlich ausgetragen wird. Zu einem tatsächlichen Skandal kann es nämlich erst dann kommen, wenn unsere Empörung als solche über Nachrichten inszeniert und schließlich massiv geteilt wird.

3) Korruptionsskandal im EU-Parlament

Das europäische Parlament wird alle fünf Jahre von den Bürgern der europäischen Union gewählt und repräsentiert diese in politischen Entscheidungen. Durch Wahlen, die die Grundlage einer jeden Demokratie sind, schenkt der Bürger dem gewählten Politiker sein Vertrauen. Von diesen Politikern wird daraufhin erwartet, dass sie Entscheidungen zu Gunsten der Bevölkerung treffen und dass sie dabei unbestechlich und nicht korrupt sind. Korruption stellt daher einen schwerwiegenden Vertrauensbruch dar und gefährdet in Folge dessen die Integrität und Glaubwürdigkeit einer Demokratie.

Der im Dezember 2022 aufgedeckte Korruptionsskandal um die ehemalige Vizepräsidentin des europäischen Parlaments Eva Kaili war ein solcher Vertrauensbruch. Die Glaubwürdigkeit

des europäischen Parlaments wurde daher von vielen in Frage gestellt. Kaili hatte im Interesse des Staates Katar Einfluss auf politische Entscheidungen des EU-Parlaments genommen und im Gegenzug Geld vom WM-Gastgeberland 2022 bekommen, welches später in ihrer Wohnung gefunden wurde (bpb 2022). Ihr und weiteren Personen, unter anderem ihrem Lebensgefährten Francesco Giorgi und dem Chef der NGO "Fight Impunity" Pier Antonio Panzeri, wurde Beteiligung an einer kriminellen Vereinigung, Geldwäsche und Korruption vorgeworfen.

Dass dies in einer funktionierenden Demokratie auf Empörung innerhalb des Parlaments, wie auch in der Bevölkerung stoßen würde war schon zum Zeitpunkt der Aufdeckung abzusehen. In der Vergangenheit waren Korruptionsaffären in der Politik zu Skandalen geworden und so wird es auch in der Zukunft sein, da es sich hier um einen klaren und sogar gesetzlich niedergeschriebenen Normverstoß handelt. Aus soziologischer Sicht beschreiben Normen dennoch grundsätzlich immer, eine Regelmäßigkeit in sozialem Verhalten. So gibt es auch eine Regelmäßigkeit in der öffentlichen Reaktion bei einem Verstoß gegen diese Norm. Die Bevölkerung reagiert mit Empörung, einer „nicht kontrollierbaren und deswegen nicht manipulierbare(n) Reaktion der Gesellschaft“ (Verbalyté 2015), aus der sich ein Skandal entwickeln kann. „Ohne starke Empörung scheint es“ so Monica Verbalyté „keinen richtigen Skandal zu geben“ (Verbalyté 2015) Daher wird der Skandal auch oft durch diese emotionale Reaktion, auf eine Nachricht, des Publikums definiert.

Zudem ist eine Korruptionsaffäre für alle Bürger von großer Bedeutung, da dieser Einfluss auf unser freies, demokratisches Zusammenleben hat. Wenn Personen in der Politik korrupt sind, so führt dies dazu, dass politische Entscheidungen getroffen werden, die nur für bestimmte Personengruppen von Vorteil sind und die Mehrheit der Bevölkerung eventuell als Folge darunter zu leiden hat. Dies verstößt gegen den in einer Demokratie wichtige Gleichheitsgrundsatz.

Aufgrund der Relevanz sowie der Neuigkeit über einen solchen Normverstoß wird der Normverstoß von den Massenmedien aufgegriffen, deren Aufgabe es ist, die Bevölkerung über solche Ereignisse zu informieren. So veröffentlichte auch der SPIEGEL am 9. Dezember 2022 erstmals einen Artikel zu diesem Thema mit der Überschrift: „Korruptionsverdacht erschüttert EU-

Parlament -Vizepräsidentin Kaili im Visier der Ermittler“ (SPIEGEL, 2022). Hier wird die potenziell interessante Information als Verdacht an die Bürger weitergegeben, was die Unklarheit zu dem Zeitpunkt verdeutlicht. Auch wird eine Person hervorgehoben, in dem Fall Eva Kaili, was dem Vorfall ein Gesicht verleiht und somit für jedermann greifbarer macht.

An der Überschrift dieser Nachricht und dem Inhalt lassen sich auch die drei Funktionen der Sprache: Ausdrucksfunktion, Darstellungsfunktion und Appellfunktion des Organon Modells herauslesen. Der Journalist möchte das Interesse des Lesers wecken und gibt dadurch unterschwellig eine eigene Meinung oder ein Gefühl weiter. Dies wird als Ausdrucksfunktion bezeichnet. Aufgabe eines Journalisten ist es allerdings objektiv über ein Thema zu informieren. Die Ausdrucksfunktion wird dementsprechend gedämpft, dennoch liegt sie vor, da es sich um eine Art von Kommunikation handelt. Bei der Darstellungsfunktion steht die reine Information im Vordergrund, in diesem Fall, dass es einen Korruptionsverdacht im EU-Parlament gibt. Diese Funktion der Sprache ist bei Nachrichten in den Massenmedien besonders wichtig. Die dritte Funktion der Sprache ist nach Karl Bühler die des Appells, welche bereits in den zuvor angeführten Schlagzeilen über die documenta 15 aufgegriffen wurde. Bei der Übermittlung einer Nachricht besteht der Appell meistens darin, den Bürger zu einer Reaktion zu motivieren. Hier wäre es die Empörung, die aufgrund eines Vertrauensbruchs entsteht. Die Ausstrahlung der Nachricht über einen Korruptionsverdacht geschah zeitgleich auch über andere Nachrichtendienste, wodurch es zu leichten Abweichungen in der Ausdrucks-, Darstellungs- und Appellfunktion der Nachricht kommen kann. Allerdings bleibt der Kern im Idealfall gleich.

Nach Veröffentlichung weiterer Artikel, die Reaktionen und Ermittlungsvorgänge beschrieben, folgte am 11. Dezember 2022 ein weiterer Artikel im SPIEGEL mit der Überschrift: „Korruptionsskandal im EU-Parlament: Haftbefehl gegen vier Verdächtige“ (Spiegel, 2022).

Die bloße Information über einen Normverstoß reicht nicht aus um zu einem Skandal zu werden. Die anderen Ebenen der Kommunikation sind bei der Entstehung eines Skandals die Hauptakteure. Durch den Appell und den Ausdruck werden Emotionen hervorgerufen, welche den Skandal steuern. Ein Skandal, muss bevor er als solcher bezeichnet werden kann, eine komplexe Entwicklung zurücklegen, die oft schwer nachzuvollziehen ist. Wie zuvor erwähnt spielen die Medien, die die Übermittler von Nachrichten sind, eine entscheidende Rolle in diesem Verlauf. Sie stellen den Normverstoß so verständlich, informativ und interessant für die

breite Bevölkerung dar, wie es ihnen möglich ist. Durch die erste Nachricht wird die Bevölkerung, wenn sie sich denn die Mühe macht, sich zu informieren, auf den Normverstoß aufmerksam. Durch Leserbriefe, Kommentare und Rückmeldung an Politiker können sie sich direkt an der Diskussion beteiligen. Aber auch das passive Zuschauen und die private Diskussion über das Thema ist von Bedeutung, da der Bürger sich dabei, durch den Austausch mit anderen Bürgern, mit dem politischen Geschehen auseinandersetzt. Repräsentativ werden daraufhin Expertenmeinung und Meinungen von Beteiligten von den Nachrichtenagenturen herangezogen, um den Skandal weiter zu inszenieren. Die Aufgabe der Massenmedien ist hierbei, verschiedene Meinungen zu dem Thema darzustellen, sodass jeder sich eine eigene Meinung bilden kann.

Hier kann wieder auf die Metapher der Bühne zurückgegriffen werden, die die Rolle der Medien und der Nachrichten als Schauplatz für Inszenierungen verdeutlicht. Wie eine bestimmte Information oder Meinung in einer Nachricht verpackt wird, beeinflusst das Interesse und auch die Meinungsbildung der Bürger massiv. Das Publikum ist neben dem Bürger im Falle des Korruptionsskandals im EU- Parlament auch dessen Mitglieder, bei denen die Erschütterung besonders groß war, da sie direkt in das Geschehen involviert sind. Was war in der Zeit zwischen der Beschreibung eines Verdachts und der letztendlichen Betitelung als Skandal passiert?

Am 10. Dezember 2022 veröffentlichte der SPIEGEL einen Artikel mit der Überschrift: „Unser Parlament steht entschieden gegen Korruption“ (SPIEGEL, 2022), ein Zitat der Präsidentin des EU-Parlaments, Roberta Metsola. Sie hatte sich auf Twitter mit diesen Worten zu dem Skandal geäußert. Ein weiterer Artikel mit dem Titel: „Baerbock fordert volle Härte des Gesetzes wegen Korruptionsaffäre um Katar“ berichtet über die Äußerung Baerbocks zu dem Skandal. Medien bieten eine Plattform für Meinungsäußerungen, die für die Bürger von Bedeutung sein können. In unserer hochindividualisierten pluralistischen Gesellschaft diene der Skandal als Ort, an dem gesellschaftliche Normkonflikte ausgetragen werden (Verbalyté, 2015). In gewisser Weise brauchen wir Skandale, um uns über unsere Wertvorstellungen klar zu werden und über diese zu debattieren und anschließend eine Veränderung vorzunehmen, die diese Werte schützen. Am Beispiel des Korruptionsskandals ist dies deutlich zu erkennen, da innerhalb des Parlaments, wie auch in der Öffentlichkeit heftig über Antikorruptionsmethoden debattiert

wurden, um weitere Vorfälle in Zukunft zu verhindern. Auch nachdem Kaili abgesetzt wurde und über Weihnachten in Untersuchungshaft war, wurde weiter an dem Fall gearbeitet und immer neue Artikel und Berichte wurden veröffentlicht. Die Aufarbeitung eines Skandals ist der springende Punkt, da sich dort entscheidet, wie mit dem Thema in Zukunft umgegangen wird. Die Medien halten die Bürger auch über diese Entwicklungen auf dem Laufenden, allerdings ist der Skandal zu diesem Zeitpunkt entstanden. Skandale haben oft massive Folgen und sind durch ihre emotionale Dynamik entscheidend für anschließende ehrliche politische Diskussionen.

Politische Skandale dienen neben ihrem Unterhaltungswert vor allem dazu, die Integrität einer Demokratie zu prüfen. Durch Aufarbeitung eines Skandals kann gegen Machtmissbrauch und Korruption in der Zukunft vorgegangen werden. Die Aufarbeitung dient zudem dazu, sich von autoritären Systemen abzugrenzen, wo solche Skandale nicht entstehen können, da sie nicht öffentlich werden. Die Glaubwürdigkeit der Demokratie wird auf die Probe gestellt und im Idealfall geht diese gestärkt aus einem Skandal heraus. Wie Christian Schütze, ein vom SPIEGEL als „Skandal-Kenner“ (Spiegel, 1967) bezeichneter, wissenschaftlicher Redakteur der Süddeutschen Zeitung sagt: „Wo es Skandale gibt ist einiges faul, wo sie fehlen, alles“ (Zintz, 1990). Dies lässt sich auch mit der Presse- und Meinungsfreiheit in Verbindung setzen. Durch diese Freiheiten wird den Medien ermöglicht ihre Nachrichten so zu gestalten, dass sich daraus ein Skandal entwickeln kann. Presse- und Meinungsfreiheit sind daher die Grundlage für einen freien Informations- und Meinungsaustausch aus dem sich, wenn ein Normverstoß vorliegt, ein Skandal entwickeln kann.

4) Fazit

Durch unsere Auseinandersetzung mit dem Thema Skandal sowie den Beispielen der documenta 15 und des Korruptionsskandals im EU-Parlament, ist uns klargeworden, wie wichtig die Rolle der Medien bei der Übermittlung einer Nachricht ist. Dennoch spielen wir als Bürger ebenfalls eine essentielle Rolle, da wir letztendlich für die Reaktion auf die Nachricht, welche im Fall des Skandals die Empörung ist, verantwortlich sind. Wichtig bei unserer Meinungsbildung ist, dass wir uns Bewusst werden, dass Informationen und Meinungen durch die Massenmedien dargestellt und inszeniert werden und wir dementsprechend emotional auf

sie reagieren. Die Möglichkeit der vielseitigen Informationsbeschaffung sollten wir nutzen, um uns eine fundierte und reflektierte Meinung zu bilden, die wird rückmelden oder teilen können. Die Meinungs- und Pressefreiheit in Deutschland ist ein Privileg, welches wir wertschätzen und schützen sollten. Objektive und repräsentative Nachrichten sind eine ideale Voraussetzung, für unsere Teilnahme an der politischen und kulturellen Debatte, die vor allem durch den Skandal angeregt wird. In einer Demokratie werden wir aktiv zur Partizipation aufgefordert und wir bekommen die Möglichkeit Normen durch Skandale neu herzustellen und zu klären.

Quellenverzeichnis

Baumstieger, Moritz (2022). Auf dem Trümmerhaufen. Online: <https://www.sueddeutsche.de/meinung/documenta-schormann-ruecktritt-reformen-1.5622766>, zuletzt geprüft am 28.01.2023

Bergmann, Juliane (2022). documenta-Bilanz: Turbulenzen, die aufgearbeitet werden müssen. Online: <https://www.ndr.de/kultur/documenta-Bilanz-Turbulenzen-die-aufgearbeitet-werden-muessen,documenta254.html>, zuletzt geprüft am 28.01.2023

Bundeszentrale für politische Bildung (2022). Korruptionsskandal in der EU. Online: <https://www.bpb.de/kurz-knapp/deine-taegliche-dosis-politik/516378/korruptions-skandal-in-der-eu/>, zuletzt geprüft am 28.01.2023

Janz, Norbert (2020). Mit der Verfassung gegen Antisemitismus? Online: <https://www.bpb.de/themen/deutschlandarchiv/322425/mit-der-verfassung-gegen-antisemitismus/> zuletzt geprüft am 29.01.2023

Kostolnik, Barbara (2022). Das documenta- Debakel: Anhörung im Kulturausschuss. Online: <https://www.ndr.de/kultur/kunst/niedersachsen/Das-Documnta-Debakel-Anhoerung-im-Kulturausschuss,documenta224.html>, zuletzt geprüft am 28.01.2023

NDR (2022). Alles zur documenta fifteen. Online: <https://www.ndr.de/kultur/kunst/Alles-zur-documenta-fifteen-in-Kassel,documenta192.html> zuletzt geprüft am 29.01.2023

Schubert, Klaus/Martina Klein: Das Politiklexikon. 7., aktual. u. erw. Aufl. Bonn: Dietz 2020. Lizenzausgabe Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. online: <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/politiklexikon/17642/institution/> <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/politiklexikon/17924/normen/> zuletzt geprüft am 28.01.2023

Spiegel Ausland: (2022): Korruptionsverdacht erschüttert EU-Parlament-Vizepräsidentin Kaili im Visier der Ermittler. Online: <https://www.spiegel.de/ausland/korruptionsermittlungen-im-eu-parlament-eva-kaili-im-visier-a-fbc54e0c-76c5-453c-93e8-4c4c809b36bc> ,zuletzt geprüft am 28.01.2023

Spiegel Ausland (2022): Unser Parlament steht entschieden gegen Korruption. online: <https://www.deutschlandfunk.de/entstehung-von-skandalen-im-wandel-100.html> , zuletzt geprüft am 28.01.2023

Spiegel Ausland (2022): Baerbock fordert »volle Härte des Gesetzes« wegen Korruptionsaffäre um Katar. online: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/eu-parlament-annalena-baerbock-fordert-volle-haerte-des-gesetzes-wegen-korruptionsaffaere-um-katar-a-72eaff2d-10df-4d19-be07-cc52d93f14bb> , zuletzt geprüft am 28.01.2023

Spiegel (1967). Vibrierendes Etwas. Online: <https://www.spiegel.de/kultur/vibrierendes-etwas-a-5fe054d8-0002-0001-0000-000046196343> , zuletzt geprüft am 28.01.2023

Stuart Braun, Annabelle Steffes-Halmer (2022). Die documenta 15 endet, die Antisemitismus-Vorwürfe bleiben. Online: <https://www.dw.com/de/die-documenta-15-endet-die-antisemitismus-vorw%C3%BCrfe-bleiben/a-63178310> , zuletzt geprüft am 28.01.2023

Studienkreis: Das Organonmodell von Karl Bühler einfach erklärt! online: <https://www.studienkreis.de/deutsch/organonmodell-karl-buehler/> , zuletzt geprüft am 28.01.2023

Süß, Sonja (2022). Was die documenta 15 anders macht. Online:<https://www.hessen-schau.de/kultur/kollektive-partys-politik-was-die-documenta-15-anders-macht,documenta-faq-kollektiv-100.html>, zuletzt geprüft am 29.01.2023

t-online (2022). Antisemitische Karikaturen lösen massive Kritik an documenta aus. Online:https://www.t-online.de/nachrichten/deutschland/gesellschaft/id_92332232/antisemitische-karikaturen-loesen-massive-kritik-an-documenta-aus.html, zuletzt geprüft am 30.01.2023

Verbalyté, Monika (2015). Die Dynamik der Empörung im politischen Skandal:
https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2014/article/view/185/0, zuletzt geprüft am 27.01.2023

Weise, Katja (2022). Neue Antisemitismus-Vorwürfe gegen die Documenta: Worum geht es?. Online:<https://www.ndr.de/kultur/kunst/niedersachsen/Neue-Vorwuerfe-gegen-die-Documenta-Worum-geht-es,documenta252.html>, zuletzt geprüft am 28.01.2023

Zintz, K., & Roennefahrt, S. (1990). Der politische Skandal im Spannungsfeld zwischen Inszenierung und Kontrolle. Zur „Skandalogie“ am Beispiel der Kieler Affäre. Zeitschrift Für Parlamentsfragen, 21(4), 600–609. <http://www.jstor.org/stable/24224745>, zuletzt geprüft am 28.01.2023

33. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Baden-Württemberg 2023

Thema 3: Wie eine Nachricht zum Skandal wird

Kretschmann und der Waschlappen



von Leonard Timm

Gymnasium Spaichingen

Kurstufe 1

Kretschmann und der Waschlappen

Wie eine Nachricht zum Skandal wurde

Demokratie lebt von der Konkurrenz unterschiedlicher Lösungsideen. Dabei steht oft mehr der Streit zwischen der Regierung und der Opposition im Vordergrund als die eigentlichen Lösungsansätze. Leider finden oft die eher lautereren und streitbareren Argumente mehr Gehör als die inhaltlich besseren Argumente. Dies führt dazu, dass oft harmlose Themen zu Skandalen aufgebauscht werden und über sie aufgeregt diskutiert wird, die zugrundeliegenden Probleme aber hinter der Skandalisierung verschwinden.

Medien sind sehr wichtig für die Vermittlung und Kommentierung des Meinungsaustausches. Deshalb sind sie als „vierte Gewalt“ in der Demokratie unverzichtbar. Dabei bedienen Medienunternehmen allerdings auch oft Eigeninteressen, da sie sich verständlicherweise finanzieren müssen. Bei der Betrachtung von Skandalen verdient ihre Rolle daher gesonderte Aufmerksamkeit.

Beherrschendes Thema zurzeit ist die Energiekrise, die viele Menschen beschäftigt. Dass hierbei die Gemüter schnell hochkochen können, ist deshalb nichts Ungewöhnliches. Im Rahmen dieser Arbeit soll untersucht werden, wie aus einer kurzen, eher nebensächlichen Aussage ein Skandal entstand, der über mehrere Wochen die Medienlandschaft bewegt hat.

Ausgangspunkt ist ein Interview mit dem baden-württembergischen Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann, welches die *Südwestpresse* am 18. August dieses Jahres veröffentlicht hat. In diesem Artikel geht es um die aktuelle Energiekrise. Da Kretschmann danach gefragt wurde, spricht er am Ende des Interviews noch davon, wie er selbst mit der Krise umgehe, woran er noch selbst arbeiten könne und was er aber auch schon getan habe, um selbst dabei zu helfen, diese Krise zu überwinden. Darauf wurde als Anschlussfrage noch thematisiert, ob er selbst unter „die Kaltduscher“ gehen werde. Seine Antwort darauf war, dass man nicht immer duschen müsse, denn auch „der Waschlappen sei eine brauchbare Erfindung.“¹ Diese Antwort wurde von vielen Medien, aber auch von Politikern und Privatpersonen bewusst völlig falsch wiedergegeben, worauf die Gemüter sich ziemlich erhitzen.

Zunächst gehe ich genauer auf die Medien ein, die die Aussage kritisieren. Das erste Medium, das die Aussage von Kretschmann sehr kritisch kommentierte, war der *Tagespiegel*

¹ Roland Muschel: „Kretschmann im Interview – Statt duschen: ‚Auch der Waschlappen ist eine brauchbare Erfindung‘“, in: *Südwestpresse*, 18.08.2022 (URL vgl. Anhang).

am 19.08.2022 in Form eines Kommentares von Adrian Schulz. Er betont in seinem Kommentar „Kretschmanns Waschlappen, Jaraschs Katzenwäsche, die Verzichts-Bekenntnisse sind unangebracht“, dass es wichtigere Themen gebe als jenen Kommentar von Kretschmann. Mit solchen Aussagen verdecke die Politik die soziale Schieflage. Zudem fühlten sich, laut ihm, solche Aussagen für Bürger wie Hohn an. Das Problem an diesem Kommentar ist, dass Medien in der Sache vermitteln sollen. In Kommentaren können Aussagen, die Journalisten kritisch sehen durchaus getadelt werden, aber in diesem Kommentar verdreht Schulz die Aussagen von Kretschmann und stellt Kretschmann hierfür an den Pranger. Kretschmann hat nämlich niemanden zum Verzicht aufgerufen und aus diesem Grund ist der Kommentar von Schulz einfach unseriös und falsch. Es bleibt die Frage: Wenn Schulz das Thema für so unwichtig hält, warum widmet er ihm dann einen Kommentar? Doch nur, um auf der Welle des Politiker-Bashing zu surfen.

Noch weiter gehen andere Medien: Die *Bild*-Zeitung titelte auf die Aussage von Kretschmann am 20.08.2022 „Wollen uns die Grünen das Duschen verbieten?“, aber davon hatte Kretschmann in seiner Antwort gar nicht gesprochen, er hatte lediglich gesagt, dass Waschlappen auch eine brauchbare Erfindung seien, und nie sprach er aus, dass man das Duschen verbieten solle. Dies zeigt, dass hier die *Bild*-Zeitung eine Schlagzeile kreiert, worüber Kretschmann und die Grünen nichts gesagt haben. Die *Bild* ist zwar dafür bekannt, Schlagzeilen zu veröffentlichen, die haarscharf an der Wahrheit vorbei gehen, aber eine solche kann die schon echauffierten Gemüter zum Überkochen bringen, die nur diese eine Überschrift wahrnehmen, aber das eigentliche Interview gar nicht gelesen haben.

In die gleiche Richtung formuliert die Zeitschrift *Focus* in ihrem Internetportal einen Tag später. Am 21.08.2022 veröffentlichte der *Focus* eine Schlagzeile mit der Überschrift „Grünenchef Kretschmann rät vom Duschen ab“, und auch jene stimmt natürlich nicht. Der *Focus* zitierte in diesem Artikel nur die Aussagen von Kretschmann und ein paar andere kritische Stimmen von Oppositionspolitikern. Die Überschrift geht in dieselbe Richtung wie bei der *Bild* und befeuert sogar noch mehr den Skandal, weil jetzt gleich zwei größere Medien einen Artikel mit provokativer Schlagzeile herausgeben. Die meisten Menschen lesen oft nur die Überschrift und setzen sich gar nicht weiter mit dem Artikel auseinander und kritisieren Kretschmann dann auch gleich, obwohl es zu Unrecht geschieht.

Der Skandal hat sogar so eine große Aufmerksamkeit bekommen, dass kleine Regionalzeitungen, wie zum Beispiel der *Lokalkompass* aus Herne eine Meldung oder einen

Kommentar dazu verfasst haben. Diese kleinen Zeitungen erreichen längst nicht so eine große Anzahl an Menschen und so werden jene Nachrichten im Folgenden auch nicht weiter analysiert, aber ich möchte dies trotzdem erwähnen, da es den Umstand bekräftigt, welche Tragweite dieses Interview von Kretschmann angenommen hat.

Auch andere größere Medien, wie die *Welt* oder der *Merkur* und ebenso der *SWR*, haben hierzu eine Meldung verfasst. Es fällt beim Vergleichen der drei Nachrichten auf, dass die Texte nahezu identisch sind: Nicht nur vom Inhalt, sondern auch vom Wortlaut selbst. Ab und zu wurden zwar einzelne Wörter vertauscht oder ein paar wenige Sätze hinzugefügt oder weggelassen. So schrieben alle drei Medien zum Beispiel:

„In Zeiten von Gasknappheit und steigenden Preisen sieht sich Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Grüne) als Energiesparer auf einem guten Weg. Ich habe ein Elektroauto, ich habe eine riesige Photovoltaikanlage auf dem Dach. Seit 25 Jahren erhitze er sein Wasser zu 70 Prozent solar, außerdem habe er eine Pelletheizung bestellt.“

Der Grund dafür, dass alle drei Artikel fast gleich sind, ist, dass alle drei Meldungen von der „Deutschen Pressen Agentur“ (dpa) stammen und die Unternehmen die Meldung der *dpa* einfach übernommen haben, deshalb wird auch bei keiner der drei Nachrichten ein Autor genannt. Aus diesem Grund haben daher auch die *Welt*, der *Merkur* oder der *SWR* eine Falschmeldung veröffentlicht, obwohl diese drei nicht einmal eine selbst verfasste Nachricht dazu geschrieben haben, sondern einfach nur eine Meldung übernommen und diese dann online gestellt haben.

Auch nach dem Abflauen der ersten Welle von Waschlappen-Kommentaren wurde das Thema nicht etwa begraben: Noch im Oktober erschienen Artikel, in denen auf Kretschmann und das Waschlappen-Zitat Bezug genommen wird.

Für Medienunternehmen kommt es vor allem darauf an, Leser anzuziehen. In der Welt des Internets heißt das vor allem, dass Nachrichtenportale möglichst viele Klicks generieren müssen. Seit sich auch traditionelle Zeitungshäuser zu einem großen Anteil über Onlinewerbung finanzieren, ist die Anzahl der Seitenaufrufe die alles bestimmende „Währung“ im Netz. Dabei geht es darum, in Sekundenbruchteilen die Aufmerksamkeit der Leser einzufangen und sie dazu zu bringen, den vollständigen Artikel zu lesen. Daher muss die Schlagzeile möglichst griffig, möglichst auffällig sein. Je deutlicher eine Meldung dabei Aufregung auslöst, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass ein Leser den entsprechenden Link anklickt. Die reine Aussage, dass Ministerpräsident Kretschmann nicht täglich dusche, sondern sich ab und

zu lediglich mit dem Waschlappen wasche, ist dafür natürlich nicht spannend genug. Also muss die Wahrheit so weit „zurechtgebogen“ werden, dass sie ausreichend Interesse erweckt, ohne zugleich als komplette Erfindung entlarvt zu werden.

Hinzu kommt noch ein weiterer Aspekt: Da die Redaktionen im Wettbewerb miteinander stehen, aber nicht mehr wie früher in der reinen Print-Welt durch Redaktionsschluss und den Druck der Zeitung über Nacht „Luft zum Atmen“ bekommen, geht Schnelligkeit oft vor Qualität: Mit einer kleinen Redaktionsmannschaft müssen möglichst viele Artikel veröffentlicht werden, die ein möglichst breites Themenspektrum abdecken. Schon aus diesem Grund wird es nachvollziehbar, dass Journalisten lieber den nächsten Artikel über ein aktuelles Aufregerthema schreiben, als eine aufwändige Recherche zu betreiben.

Nach dem Blick auf die Medien gehe ich im Folgenden genauer auf Aussagen von Politikern ein. Dabei kann schon vorab festgehalten werden, dass alle kritischen Aussagen von Politikern nur aus der Opposition stammen, sei es aus der Opposition im Bundestag oder dem Landtag.

Als erstes betrachten wir zwei Aussagen von Jan Korte von der Partei *Die Linke*. Korte sitzt seit 2005 im Bundestag und ist außerdem noch seit 2017 erster parlamentarischer Geschäftsführer seiner Partei. Seine erste Aussage zu Kretschmanns Interview ist eine *Twitter*-Meldung vom 19.08.2022. In seiner Nachricht schrieb er:

„Also #Kretschmann hat ein Elektroauto, eine ‚riesige Solaranlage‘, dazu gerade noch eine Pelletheizung bestellt und empfiehlt #Waschlappen. Supi! Wie unendlich abgehoben die Bionade-Bourgeoisie mittlerweile von denen ist, die seit Jahren jeden Tag sparen müssen. Kaum zu fassen.“

An dieser Aussage von Korte kann kritisiert werden, dass er hier etwas aufbauscht, was Kretschmann gar nicht so gemeint hat. Kretschmann wurde im Interview nämlich nur gefragt, was die Privatperson Kretschmann so macht, um der Energiekrise entgegenzuwirken und da gibt er eben wahrheitsgemäß als Antwort, dass er schon ein Elektroauto, eine riesige Photovoltaikanlage besitze und sich noch eine Pelletheizung bestellt habe. Er spricht damit aber weder aus, dass sich jedermann diese Dinge anschaffen sollte, noch möchte er damit prahlen. Wie bei den oben genannten Artikeln schreibt Korte außerdem, dass Kretschmann Waschlappen empfehle, und auch das stimmt nicht, weil Kretschmann keine Waschlappen empfiehlt, sondern einfach nur sagt, dass auch Waschlappen eine brauchbare Erfindung seien.

Kortes zweite Aussage zu diesem Thema veröffentlichte er in einer Meldung, welche unter anderem in der dpa-Meldung zu finden ist. Korte schrieb „Die Grünen haben es mit ihrer

Waschlappen-Performance in der Bundesregierung nicht einmal geschafft, das 9-Euro-Ticket verlängert zu bekommen, hauen aber einen Schlaumeier-Tipp nach dem anderen raus“ (zitiert nach *SWR* 20.08.2022). Menschen, die schon seit Jahren sparen müssten, damit sie überhaupt durch den Monat kämen, bräuchten keine „zynischen Energiespartipps“ oder „unendlich abgehobene Best-Practice-Beispiele“ von grünen Ministerpräsidenten. Hier benutzt Korte das Interview jetzt sogar als Fundamentalkritik an der Bundesregierung, da er das Interview in den Kontext 9-Euro-Ticket bringt. An dieser Stelle ist es bewusst falsch gesetzt, da Kretschmann beim Thema 9-Euro-Ticket kaum involviert ist, da er ja an der Landesregierung beteiligt ist und nicht an der Bundesregierung. Deshalb spiegelt Korte hier nicht die Wahrheit, aber Menschen, die diese Meldung von Korte lesen, könnten trotzdem gereizt sein, weil sie nur die Meldung lesen und gar nicht das Interview, und dann völlig zu Unrecht denken, was Kretschmann für eine arrogante Person sei und ihn dann dafür falsch kritisieren.

Die letzten drei Zitate, die ich mir herausgepickt habe, gehen alle in die gleiche Richtung und üben alle am selben Punkt Kritik an Kretschmann. Christian Jung, der als Abgeordneter der FDP im Landtag von Baden-Württemberg sitzt, schrieb am 20.08.2022 auf *Twitter* Folgendes: „An welchen #Waschlappen in der grün-schwarzen Landesregierung dachte Winfried #Kretschmann genau, als er damit begann, anderen Ratschläge zu erteilen?“ Der stellvertretende Ministerpräsident von Bayern, Hubert Aiwanger von den Freien Wählern, schrieb am 19.08.2022 auf *Twitter*: „Putin kann sein Gas behalten. Wir haben #Waschlappen.“ Aiwanger kritisiert hier Kretschmann auf satirische Weise, aber er schießt in dieselbe Richtung wie die anderen beiden. Das letzte von den drei Zitaten stammt von Christian Dürr, der als Abgeordneter für die FDP fungiert und für sie seit 2021 im Bundestag sitzt. Dürr äußerte folgendes Zitat am 22.08.2022 in der Fernsehsendung *Hart aber Fair*: „Was Kretschmann da gesagt hat, löst auch in meinem Kopf erstens komische Bilder aus und ich finde es zweitens offen gestanden herablassend. Denn Menschen wissen sehr genau, gerade bei den gestiegenen Preisen, dass zurzeit sparen leider angesagt ist. Die achten sehr genau darauf, ob das Wohnzimmer noch die Temperatur haben muss, wie im letzten Jahr. Ziehen sich tatsächlich im Zweifel einen Pulli an. Und dieses Herablassende von oben, nach dem Motto ‚Ich empfehle euch Kindern mal sich so und so zu verhalten‘ finde ich absolut merkwürdig und offen gestanden angesichts der Krise unangebracht.“

Alle drei Zitate beinhalten, dass Kretschmann angeblich Ratschläge verteilt hätte, aber das trifft nicht zu. Diese drei letzten Zitate sind den anderen Beispielen ähnlich, denn sie zeigen

nochmal deutlich auf, wie viele Medien und auch Politiker hier dieses Interview nutzen, um vollkommen andere Themen zu platzieren. Damit wird aber eine große Zahl an Menschen erreicht, die sich eine falsche Meinung über Winfried Kretschmann bilden, ohne das Interview je gelesen zu haben.

Natürlich greifen nur Politiker aus den Reihen der Opposition Kretschmann an. Das ist vom Grundsatz her nicht verwerflich, sondern liegt in der Rolle der Opposition in der Demokratie begründet: Die Aufgabe der Opposition besteht schließlich darin, eine Art von Kontrollfunktion auszuüben und Alternativen zur amtierenden Regierung anzubieten, und das geht nur, wenn man sich von der Regierung sichtbar unterscheidet. Dies führt dazu, dass Oppositionspolitiker jede sich bietende Möglichkeit nutzen, Stimmung gegen die Landesregierung zu machen. Dabei geht oft Schlagfertigkeit und Kampagnenfähigkeit vor inhaltlicher Auseinandersetzung auf Basis von Argumenten. Diese Eigenarten des politischen Wettstreits befördern also die Skandalisierung.

Dieses Beispiel zeigt im Fazit, dass Medien und Oppositionen zwar Hand in Hand arbeiten, wenn es darum geht, eine Aussage zu skandalisieren. Die Opposition verfolgt hauptsächlich das Ziel, die Regierung zu schwächen und zu kritisieren und ihr Image zu verbessern. Die Intention der Medien hingegen liegt darin, so viel Aufmerksamkeit wie möglich zu generieren und dies geschieht oft dadurch, wenn eine Aussage deutlich aufgeblasen wird. Es lässt sich aber auch erkennen, dass solche Skandale wie auch bei meinem Beispiel meist nur von kurzer Dauer sind. Entweder ist ein neues Thema dann aktueller und wird zum Topthema oder die Menschen erkennen nach und nach, dass es sich um eine Verfälschung handelt.

Bevor ich als Person selbst Kritik übe, gilt es, sich intensiv mit einem Thema zu beschäftigen und gut zu recherchieren, bevor ich unbedacht und vorschnell dahin geschmetterten Nachrichten von Medien und Politikern Glauben schenke.

Quellen

Original-Interview mit Winfried Kretschmann

Roland Muschel: „Kretschmann im Interview – Statt duschen: ‚Auch der Waschlappen ist eine brauchbare Erfindung‘“, in: *Südwestpresse*, 18.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL <https://www.swp.de/baden-wuerttemberg/ministerpraesident-von-baden-wuerttemberg-im-interview-kretschmann-krisenbewaeltigung-wird-fuer-sehr-lange-zeit-der-normalzustand-sein-66076983.html#modal-tab-anmeldung>)

Weitere Quellen

Adrian Schulz: „Kretschmanns Waschlappen, Jaraschs Katzenwäsche: Die Verzichtsbekenntnisse sind unangebracht“, in: *Tagesspiegel*, 19.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL <https://www.tagesspiegel.de/politik/die-verzichts-bekenntnisse-sind-unangebracht-8592517.html>)

„Kretschmann: ‚Waschlappen ist auch brauchbare Erfindung‘“, in: *Merkur*, 19.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL <https://www.merkur.de/politik/kretschmann-waschlappen-ist-auch-brauchbare-erfindung-zr-91733997.html>)

„Nicht so viel duschen – Kretschmann empfiehlt Bürgern den Waschlappen“, in: *Welt*, 19.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL <https://www.welt.de/politik/deutschland/article240571217/Kretschmann-empfiehl-Buergern-den-Gebrauch-von-Waschlappen.html>)

Hans-Jörg Vehlewald, Benedikt Weimer und Elias Sedlmayr: „Pläne für Herbst und Winter: Wollen die Grünen uns das Duschen verbieten?“, in: *Bild*, 20.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL <https://www.bild.de/bild-plus/politik/inland/politik-inland/politiker-in-bild-erzuernt-wollen-die-gruenen-uns-das-duschen-verbieten-81059464.bild.html>)

„Auch der Waschlappen ist eine brauchbare Erfindung‘ – Kritik an Kretschmanns Spartipp“, in: *SWR*, 20.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL <https://www.swr.de/swraktuell/baden-wuerttemberg/kretschmann-waschlappen-100.html>)

Helmut Zabel: „Ist das nicht umsichtig und süß: Energiespartipps, mit Waschlappen, wie in den 50ziger Jahren“, in: *Lokalkompass*, 21. August 2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL: https://www.lokalkompass.de/herne/c-politik/energiespartipps-mit-waschlappen-wie-in-den-50ziger-jahren_a1768948)

„Grünen-Mann Kretschmann rät vom Duschen ab: ‚Der Waschlappen ist eine brauchbare Erfindung‘“, in: *Focus*, 21.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL: https://www.focus.de/politik/deutschland/gibt-sich-als-energiesparer-minister-kretschmann-raet-vom-duschen-ab-waschlappen-ist-eine-brauchbare-erfindung_id_136744397.html)

„Bei ‚Hart aber Fair‘: Wirtschaftsexperte zerlegt Kretschmanns Waschlappen-Tipp, FDP-Politiker legt nach“, in: *TV Spielfilm*, 22.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL: <https://www.tvspielfilm.de/news/tv/bei-hart-aber-fair-wirtschaftsexperte-zerlegt-kretschmanns-waschlappen-tipp-fdp-politiker-legt-nach,11035750,ApplicationArticle.html>)

Anne-Marie Glaser: „Ganz schön praktisch, diese zwei Politiker“, in: *Der Guller*, 15.10.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL: https://www.stadtanzeiger-ortenau.de/ortenau/c-panorama/ganz-schoen-praktisch-diese-zwei-politiker_a81211)

„Streiflicht“, in: *Süddeutsche*, 21.10.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL: <https://www.sueddeutsche.de/politik/glosse-das-streiflicht-1.5679418>)

Twitter-Meldungen

Hubert Aiwanger, 19.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL: <https://twitter.com/HubertAiwanger/status/1560690345419149313>)

Jan Korte, 19.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL: <https://twitter.com/jankortemdb/status/1560583060130828290>)

Christian Jung, 20.08.2022; zuletzt abgerufen am 06.12.2022. (URL: https://twitter.com/c_jung77/status/1560897401086410753)

Aufgebrochen

Gestalten Sie eine Situation.



Veronika Jacke



Doch hüte dich vor dem großen Kolroh

Diesmal würde Issanael in den Wald gehen. Das hatte er sich vorgenommen. „Der Madrim-Wald ist einer der letzten Orte auf dieser Welt, in denen die Magie, mächtig wie in den alten Zeiten, noch zu Hause ist“, hatte seine Großmutter gesagt, die faltige Hand auf seine Schulter legend.

„Warum ist die Magie nicht hier bei uns Menschen?“, hatte er gefragt.

„Menschen machen Fehler“, hatte sie nur geantwortet und ihre Augen hatten gegläntzt.

Und nun steht er vor den majestätischen Tannen, wie so oft in den letzten Wochen, die wie Riesen dort stehen, mit weit ausgebreiteten Ästen. Sie vermitteln Freundlichkeit, Geborgenheit.

Und trotzdem klopft Issanaels zwölfjähriges Herz wie wild, als er den ersten Schritt hineinwagt.

Siehst du nicht die Hasen? Die Vögel?, denkt er sich, sie alle gehen hier ein und aus und keinem von ihnen ist je etwas passiert. Und doch...

Vorsichtig bahnt er sich einen Pfad durch das moosige Unterholz, stets darauf bedacht, keine Geräusche zu machen, die ihn verraten könnten. Er zittert ein wenig, obwohl die Sonne die Luft schon lange erwärmt hat. Seine schwitzigen Hände wischt er sich wiederholt an der Hose ab. Die Stimme seiner Mutter frisst sich in seinen Kopf. „Hüte dich vor dem großen Kolroh“, sagt ihre Stimme, immer und immer wieder.

„Der Kolroh ist hoch wie ein Riese“, hatte Irwan zu ihm gesagt, „Er besitzt eine Haut, wie Stein, so fest“. „Er fängt und verschlingt Kinder, in seinem Wald“ hatte Nachbar Birkel ihm zugeraut.

„Niemand, niemand kann Gnade erwarten vom bösen Kolroh“, hatte Meister Eldoren verkündet.

Die Stimmen werden lauter in Issanaels Kopf. Sie schwellen an zu einem Chor, immer die Worte „doch hüte dich vor dem großen Kolroh“ wiederholend. Das Gras scheint zu ihm zu wispern „kehr um, kehr um“. Die Bäume versuchen ihn mit ihren langen, dünnen Fingern am Weitergehen zu hindern. Ihre dichten Kronen verdunkeln den Himmel.

Und doch schiebt sich Issanael bedächtig weiter. Das weiche Moos seufzt unter seinen Schuhen. Er schafft es, das hatte er sich vorgenommen.

Die Worte seiner Großmutter, was waren sie?

„Nur wenige erkennen die wahre Schönheit des Waldes, die Magie, die von jedem Gewächs ausgeht. Von den größten Baumriesen so wie vom kleinsten Grashalm. Sie erfüllt die Luft und lässt leben. Große Geschöpfe, kleine Geschöpfe. Starke Wesen, schwache Wesen. Und so manches Tier, das noch nie von einem Menschen gesehen wurde.“

Die Magie, wo ist die Magie? Sie muss hier doch sein, irgendwo in diesem dunklen Wald. Issanael schließt die Augen und atmet einmal tief durch. Stille.

Dann ... ein Zwitschern. Vögel? Der Gesang wird lauter. Mut umfasst sein Herz, breitet sich aus von dort, durch den ganzen Körper. Er hebt vorsichtig die Arme, nach vorne vorne gerichtet, die Finger weit ausgestreckt, gespannt. Seine Augen sind immer noch geschlossen. Issanael dreht sich langsam um sich selbst, doch seine Fingerspitzen können die Bäume nicht fühlen, die ihn doch eben noch umfassten, ihn in starrer Umarmung hielten. Er wagt einen Schritt vorwärts. Fast erwartet er, in einen Baum zu laufen. Doch nichts dergleichen geschieht. Stattdessen wird der Vogelgesang noch lauter, und er meint die Helligkeit der Sonne durch seine geschlossenen Lider wahrzunehmen. Nun endlich öffnet er die Augen und was er sieht verschlägt ihm den Atem.

Er steht inmitten einer kleinen Lichtung. Die Sonne steht hoch am Himmel und er spürt die Wärme in seinem Nacken. Dunkelgrünes Gras raschelt, überall verteilt wie ein Teppich.

Und in der Mitte vom Grasteppich steht ein Fels, majestätisch und moosbewachsen und wunderbar groß. Die Bäume, die in einiger Entfernung den Rand der Lichtung markieren, sind nun nicht mehr bedrohlich, eher beschützend, gute Geister, die auf ihn achtgeben.

In stummer Bewunderung geht Issanael einige Schritte rückwärts. Noch nie hatte er etwas so schönes gesehen. Augenblicklich vergisst er seine Befürchtungen, vergisst für einen kurzen Moment sogar den großen Kolroh, der ihn doch in so vielen Nächten schlecht schlafen ließ. An einem so schönen Ort kann einfach nichts Böses existieren. Nur die Vögel, die munter zwischen den Baumkronen hin und her flattern. „Danke, Großmutter“, flüstert Issanael. Er zieht Schuhe und Socken aus und legt sie im Gras ab. Dann geht er barfuß zu dem Felsen. Er spürt das feuchte Gras und die weiche Erde zwischen seinen Zehen und eine leichte Brise verweht sein schulterlanges

braunes Haar. Der Fels ist rau und kantig, und so ist es für Issanael ein Leichtes, ihn zu erklimmen. Nun sitzt er dort oben, auf der warmen Steinoberfläche und versucht sich vorzustellen, wie sein Zuhause von hier oben aussehen würde, wenn die Bäume nicht im Weg stünden. Kleine reedbedeckte Häuser wären dann da, unbefestigte Straßen, der See und natürlich die Felder. Vielleicht würde er seinen Vater zusammen mit seinen großen Brüdern sehen, wie sie arbeiten, dort auf dem Feld. Und er stellt sich vor, sie könnten ihn sehen, dort allein, mutig auf dem großen Felsen, mitten im Wald. Doch der Gedanke gefällt ihm nicht. Nein, das ist sein Ort. Er würde ihnen nicht davon erzählen.

Ein Geräusch reißt Issanael aus seinen Gedanken. Ein Brummen? Auf einmal beginnt der Fels unter ihm zu vibrieren. Erschrocken springt Issanael auf. Er verliert das Gleichgewicht und fällt, doch das weiche Gras fängt ihn auf. Der Fels vibriert nun nicht mehr, er zittert reglrecht. Einzelne Steine und Moosbüschel lösen sich und fallen herab, als der Fels sich aufrichtet. Atemlos vor Schrecken sieht Issanael mit an, wie aus dem, was er für einen Felsen gehalten hatte, eine hühnenhafte Gestalt wird, ganz aus Stein, die ihn um Meter überragt.

Und dann kommt die Verzweiflung.

Es ist alles wahr und es ist alles wahr und der Wald ist böse und dort steht der große Kolroh ganz aus Stein und er wird mich töten und dann ist alles aus und das Ende aller Dinge, denkt Issanael und er kann sich nicht bewegen vor Angst. Die Gestalt steht nur da, mit alten Augen, herunterblickend.

Natürlich würde der Junge wegrennen, so wie es alle anderen getan hatten.

Issanael blickt die Kreatur voll Schrecken an. Langsam kehren seine Lebensgeister zurück und er könnte fliehen. Er könnte es, jetzt und sofort, auf der Stelle. Doch was ihn abhält, sind die Augen der Gestalt. Es sind alte Augen, keine bösen Augen. Und für einen Moment denkt er, er hat nichts zu verlieren. Er erhebt seine Stimme: „Seid Ihr der große Kolroh?“ Das Wesen blickt ihn nur an aus trüben traurigen Augen. Issanael nimmt all seinen Mut zusammen, spricht weiter. „Warum seid Ihr so böse?“

Der Riese schweigt.

Der Junge kommt aus dem Dorf und aus dem Dorf kommen nur Verachtung und Hass. Und doch, da ist Menschlichkeit in seinen Augen...

Der Felsgigant beugt sich langsam hinunter und seine Stimme ist tief und brüchig, als er zu sprechen beginnt. „Böse? Das bin ich also für euch Dorfmenschen? Böse?“ Issanael hält die Luft

an. Er hatte erwartet, zerschmettert zu werden von steinernen Fäusten, zertrümmert von riesigen Füßen.

Das Wesen hockt nur, dort vor ihm, unbewegt, als wäre es eine Statue seiner selbst. Die Stille ist unerträglich für Issanael, die Hitze prickelt auf seiner Haut. „Wa... Warum habt Ihr die Kinder ent... entführt und gefressen?“, stammelt er, „Warum, oh großer Kolroh?“

Schwach setzt die Stimme des steinernen Giganten wieder ein. „Nie habe ich einem Menschen etwas getan. Nie habe ich sie bedroht, nie verletzt. Die Leute aus dem Dorf, sie erzählen Lügen. Siehst du das kleiner Mensch? Sie erzählen Lügen und Märchen, weil sie selber die Wahrheit vergessen haben.“

Ein Schauer durchfährt die Erde, als ein großer schwarzer Felsbrocken sich aus der Seite des Riesen löst und donnernd neben ihm zu Boden fällt. Issanael starrt den Felsen an, der ihn hätte töten können, und es doch nicht getan hatte. Dann gleitet sein Blick zurück zu dem Wesen, der riesigen, gebeugten Kreatur, direkt vor ihm. Alt und unbeweglich. Das ist kein Mörder, denkt er.

Er richtet sich auf.

Jetzt geht der Junge. Er geht, für immer... Alle gehen, niemand bleibt.

„Großer Kolroh?“ spricht Issanael, fast fragend.

„Dies ist nicht mein Name“, sagt der Riese. Weitere, kleinere Steine fallen aus seinem Haupt.

Issanael beachtet sie kaum, gebannt hängt er an den Lippen des Giganten. „Die Menschen aus dem Dorf nennen mich so. Und auch früher haben sie mich so genannt.“ Graue Steine, groß wie Kürbisse, fallen aus seiner Schulter und aus seinem Rücken. Sie prallen auf dem Boden auf und schlagen lautstark gegeneinander.

„Doch mein wahrer Name ist Utareson. Und nie war ich jemand anderes.“ Ein Schauer von Kieselsteinen prasselt wie Hagel auf die Erde. Issanael weicht kein Stück zurück, denn sie treffen ihn nicht. Fast scheint es ihm so, als wäre da ein unsichtbarer Schutzwall, der ihn abschirmt.

„Ich sehe dich, Utareson“, flüstert er. Und Utareson sieht ihn, den Jungen, den ersten Menschen, der erkennt, wer er wirklich ist.

Und dann bricht er auf.

Worte fallen aus Utaresons steinernen Mund, fließend wie Wasser. Und gleichermaßen fallen Felsen aus seiner Gestalt und bleiben neben ihm liegen, ohne jedoch den Jungen zu treffen. „Du musst verstehen“, beginnt Utareson, „Ich bin einer der alten Seelenwanderer. Ich lebte unten in dem Dorf, aus dem auch du kommst. Und auch war ich ein Mensch, denn ich war unter Menschen geboren.“ „Dann seid Ihr nun kein Mensch mehr?“ fragt Issanael erstaunt.

„Alle Seelenwanderer sind Teil des Menschengeschlechts“ spricht Utarefson, „doch sie werden von ihnen gleichermaßen gefürchtet wie verabscheut, denn ihre Magie ist den Menschen unbegreifbar. Das, was die Menschen nicht verstehen, das lehnen sie ab.“ Utarefsons Gestalt verändert sich, mehr und mehr Steine brechen aus ihm heraus. Doch er lässt sich davon nicht beeinflussen. „Und so verschwieg ich mein wahres selbst lange. Ich leugnete es anderen und mir selber. Aber es wurde von Jahr zu Jahr unerträglicher.“

Issanael steht nur schweigend da. Die fallenden Steine türmen sich rechts und links von ihm auf zu Hügeln. Den Fleck, auf dem er steht, lassen sie unberührt.

„Ich kannte einmal ein Mädchen“, fährt Utarefson fort, „und ich kannte sie schon lange und vertraute ihr, so dass ich beschloss, es ihr zu erzählen. Doch ihre Eltern fürchteten die Magie und verdrängten sie. Sie hatten ihr gesagt, Seelenwanderer wären nur Schwindel und Lüge, es gäbe sie nicht. Das Mädchen hatte ihnen mehr geglaubt als mir. Ich war zunächst hoffnungsvoll, sie vom Gegenteil zu überzeugen, ich war doch schließlich einer von ihnen und ich versuchte alles. Aber es endete damit, dass sie sich von mir abwandte und kein Wort mehr mit mir sprach.“

Mitleid erfasst Issanael. Mitleid mit diesem Mann aus Stein, der einmal ein Mensch war. Er ist groß, aber nicht mehr riesig. Er sieht verloren aus in dem Haufen aus Steinen.

„Das war der Moment, als die ersten Steine sich an meiner Haut bildeten,“ fährt Utarefson fort. „Sie waren damals ein Schutz für mich und ich versteckte mich hinter ihnen. Niemand konnte mehr erkennen, was ich fühlte. Für einen Moment ging es mir besser.“

Mit einem Krachen fällt der linke Arm der Felsgestalt zu Boden. Utarefsons menschliche Form löst sich mehr und mehr auf. Er ist nun mehr ein sich windender Turm aus Steinen. Und trotzdem spricht er weiter. „Und so ging es weiter. Jedes Mal, wenn ich mich selbst verleugnete, wenn ich meinen wahren Namen verschwieg, wenn ich mich für mein Sein als Seelenwanderer verfluchte, dann wuchsen die Steine. Sie wurden mehr, sie wurden größer, sie trennten mich von der Welt um mich. Nach dem einen Mal hatte ich nie wieder den Mut, mich jemandem anzuvertrauen. So blieb ich allein. Allein mit den Steinen, die mich bedeckten. Die mich immun machten gegen das Sprechen der anderen Menschen, die nun mitbekamen, das Etwas nicht stimmte. ‚Bist du ein Seelenwanderer?‘, fragten sie ‚Bist du einer von ihnen? Denn wir hassen sie. Wir hassen die Seelenwanderer und wir verabscheuen sie.‘ Ich war allein und ich zog in den Wald, um ihr Geschrei nicht mehr hören zu müssen. Nie wieder habe ich einen Fuß in das Dorf gesetzt“

Utarefsons Stimme schwindet mit diesen Worten. Die letzten Felsen haben nun aufgehört, sich zu bewegen. Issanael sitzt vor dem riesigen Berg aus Steinen. Nichts kann darauf hindeuten, dass

gerade eben noch Leben in ihnen war. Es ist still und kühl und kein Vogel zwitschert mehr. Sollte er es tun?

Er springt auf. Läuft zu dem Steinhauken, klettert daran empor und beginnt, die Steine zu bewegen. Mit aller Kraft schiebt er sie runter, einer nach dem anderen. Der Schweiß klebt salzig an seinen Lippen. Seine Arme werden schwach, doch Issanael wird nicht aufgeben.

Endlich sieht er etwas: Eine menschliche Hand ragt zwischen den Felsen hervor, bleich und von der Zeit gezeichnet. Mit großer Anstrengung schiebt Issanael die letzten Felsstücke beiseite und greift nach der Hand. Er zieht einen alten Mann in das Licht der untergehenden Sonne. Die Haare des Mannes sind weiß und verfilzt, die Augen trübe, und er ist in Lumpen gekleidet.

Er weint, aufgrund der vielen Jahre, die er verloren hat.

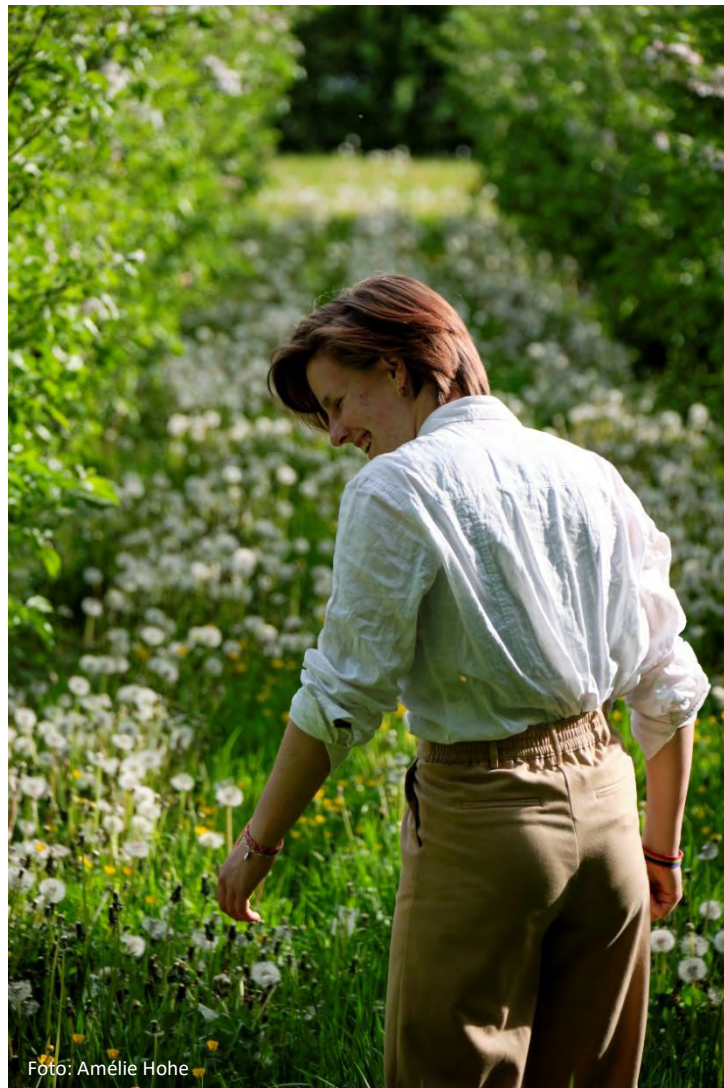
Er ist aufgebrochen, vor den Augen des Jungen. Er fühlt sich nackt.

Die beiden brechen auf, Hand in Hand, der Junge und der Seelenwanderer.

Der Wald macht Issanael keine Angst mehr.

Heute würde er seiner Großmutter einen Freund vorstellen.

33. Landeswettbewerb für Deutsche Sprache und Literatur Baden-Württemberg



Katja Hohe, Erasmus-Gymnasium Denzlingen

Thema 5:

Aufgebrochen.

Gestalten Sie eine Situation.

Für dich Mama, weil du noch immer hier bist.

Aufgebrochen.

Würde genau jetzt die Sonne scheinen und ihre Strahlen im genau richtigen Winkel durch das Fenster auf den Schreibtisch lenken, dann würde sich das Licht in dem Glas genau so brechen, dass die Scherben tausend kleine Regenbögen auf die kleinlich saubere Oberfläche werfen würden. Aber die Sonne schien nicht. Dieser Tage fragte man sich zuweilen, ob sie je wieder scheinen würde, da doch seit Wochen dunkle Wolken den Himmel schwer und die Welt klein machten. Geregnet hatte es in dieser Zeit nie und so war die Luft dick und zäh wie Honig. Es hatte ein goldener Oktober werden sollen, jede Vorhersage hatte warme, sonnige Tage prophezeit, bunte Blätter und Kaffee auf der Terrasse. Stattdessen war es, als sei jemand mit einer Leiter zum Himmel hinaufgeklettert und habe mit dunkelgrauer Farbe die Wolken in die Windstille gemalt. Schreibende und Dichtende hielten sich in den frühen Morgenstunden zu Hauf in den Wäldern rund um die Stadt auf und kritzelten eifrig in ihre Notizbücher, was in ein paar Jahrhunderten die Worte von Retter*innen der Welt sein würden, verehrt, interpretiert, kopiert, gestohlen und irgendwann in noch fernerer Zukunft vergessen und für immer im Staub vergraben. Zu ebendieser frühen Stunde, irgendwo in ebendieser Stadt, irgendwo in der Mitte der Welt war auf einem Schreibtisch eine gläserne Vase zerbrochen. Die hölzerne Oberfläche glich nun einem Tatort, man könnte die Scherben zum DNA-Abgleich ins Labor geben, sie vorher rasch mit weißer Kreide umreißen und dann fein säuberlich in kleine Plastiktüten packen, gelbe Schilder in scheinbar logischer Reihenfolge aufstellen und das Ganze fotografieren. Die Fotos könnte man in irgendeinem Büro an die Wand hängen oder im Kollegium herumreichen, sie mit Linien verbinden, mit dem dazugehörigen Stift herumwedeln, mit lautem Scheppern die Kaffeetasse auf den Tisch knallen und den anderen dramatisch unterbreiten, man habe den Täter gefunden. Doch da es nun einmal kein Tatort war, würde weder in dem Zimmer noch auf irgendeiner Polizeistation etwas dergleichen passieren. Es war nur die Katze gewesen. Sie hatte in der Fensterscheibe ihr Spiegelbild angreifen wollen in der festen Überzeugung, es sei ein feindliches Wesen, das in ihr Revier eindringen wolle, und war dabei gegen die Vase gestoßen. Ein unglücklicher Zufall. Und doch lagen sie nun dort, die Scherben, und schienen mehr Bedeutungsschwere zu haben, als man auf den ersten Blick zugeben würde. Sie spiegelten eine Ambivalenz wieder, auf eine Art und Weise, wie es sonst nur die Tageszeitung konnte.

Die wollte man zu dieser Stunde noch gar nicht in die Hand nehmen, es war zu früh für schlechte Nachrichten. So hatte sich die Katze nun schuldbewusst auf den Worten niedergelassen, die tiefe Abgründe unter ihrem Hinterteil auftaten, in die sie niemals hineinstürzen könnte. Über Nacht war draußen Nebel aufgezogen, was eigentlich einen strahlenden Tag ankündigte, doch konnte man dem kaum Glauben schenken. Und trotzdem breitete sich tief drinnen in der Brust die Hoffnung aus, es könnte doch noch irgendwie, irgendwann gut werden, war es doch paradoxer Weise ebendiese Brust, in der an diesem nebligen Morgen irgendwo in dieser Stadt eine gläserne Vase zerbrochen war. Sie war zuvor bereits etliche Male repariert worden, man hatte versucht, sie mit Tesafilm zu kleben, mit Sekundenkleber, sogar mit Nadel und Faden. Doch schon ein kleiner Riss, der sich bekanntlich auf verschiedenste Ursachen zurückführen ließe, brachte die Vase zum Zerbersten.

Hastige Schritte eilten über den gepflasterten Gehweg in Richtung Bushaltestelle. Heute waren sie nicht eilig, weil sie mit Regen rechneten und davor zu Hause sein wollten, sondern weil sie mit Sonnenschein rechneten und davor den kleinen Bach erreichen wollten, der im goldenen Licht wunderschön glitzerte. Doch ausgerechnet in diesem kurzen Moment der Vorfreude, der Hoffnung auf die wärmenden Strahlen der Oktobersonne, brach der Himmel auf. Es regnete, wie es seit Monaten nicht mehr geregnet hatte, ganz plötzlich, als der Bus gerade das Zentrum für Radiologie passierte. Manchmal zuckten ihre Waden immer noch, bevor sie sich erinnerte, dass das nicht mehr die richtige Haltestelle war. An der dreckigen Busfensterscheibe lieferten sich Regentropfen ein Wettrennen, wie früher. Die junge Frau blickte durch das Fenster hinaus auf die Straße, beobachtete die Menschen, wie sie sich vom Regen überrascht in Hauseingänge oder unter Markisen flüchteten, gerade noch hoffend, es wäre nur ein kurzer Schauer. Doch die Frau mit der zerbrochenen Vase in der Brust wusste, es würde nicht aufhören zu regnen, nicht heute, nicht morgen, nie wieder. Man musste eben lernen, beim Rausgehen an einen Regenschirm zu denken.

Und es war, wie bei jedem guten Krimi, doch nicht die Katze gewesen, die die Vase zerbrochen hatte. Sie war bloß eine Unschuldige, zur falschen Zeit am falschen Ort. Man würde die Ermittlungen wieder aufnehmen müssen und alsbald herausfinden, dass die Vase bereits vor Jahren zerbrochen war und dass es keinen Täter gab. Sie war einfach so kaputtgegangen, aufgeplatzt, als wäre aus dem Nichts in ihrem Inneren ein Druck

entstanden, der die gläsernen Wände immer weiter nach außen gedrückt hatte, bis sie nicht mehr hatten standhalten können. Doch auch wenn es keinen Täter gab, so gab es einen Tatort, der auch nicht wie vermutet der Schreibtisch war, sondern ein Haus am anderen Ende der Stadt, nicht abgelegen, aber doch so weit außerhalb, dass man die Trauer, die von diesem Ort ausging, nicht ohne Weiteres zu finden vermochte. Die junge Frau, die gerade aus dem Bus in den Regen hinausgetreten war, hatte an diesem Ort die Sonne aus den Augen verloren, die ihr so lange ins Gesicht geschienen hatte. Sie erinnerte sich mit allen Sinnen an das endlose Gepiepse, das Rascheln der sterilen Kleidung, die hastigen Schritte auf den Gängen, das gleißend helle Licht, das beim Nachahmen der Sonne wirklich schlechte Arbeit leistete und die Stimmen, die in ihrer Erinnerung zu einem reißenden Fluss geworden waren, der sie jedes Mal von Neuem mit in die Tiefe zog. Es war ein merkwürdiger Moment gewesen, ganz anders als man ihn sich vorstellen würde, bevor sie an diesen Ort gekommen waren.

Sie war noch klein, gerade einmal elf Jahre alt, und versuchte auf dem Wohnzimmerteppich ihre Hausaufgaben zu machen, während ihre Schwester um sie herumsprang und ihr immer wieder an den Haaren zog. Gerade hatte sie angefangen zu schreien, weil das Kind doch tatsächlich zurückgeschlagen hatte, als ihre Mutter auf das Sofa niedersank. Etwas an der Art, wie sie das tat, brachte die beiden Geschwister zum Schweigen und sie betrachteten ihre Mutter erwartungsvoll, damit rechnend, dass sie ihnen eine frohe Botschaft zu überbringen hatte. Ich möchte, dass ihr beide mir jetzt ganz genau zuhört, sagte sie eindringlich, ihr müsst jetzt sehr mutig sein.

Und dann war der Himmel aufgebrochen, die Vase war aufgebrochen, das Mädchen war aufgebrochen. Sie war in diesem Moment um Jahre gealtert, wie kein Kind es jemals sollte. Tief drinnen hatte sie genau dann gewusst, dass dies der Anfang vom Ende war. Und trotzdem war sie zu ihrer Mutter hinübergegangen, hatte sich auf ihren Schoß gesetzt, ihre Arme um ihren Hals geschlungen und ihr ins Ohr geflüstert, dass sie keine Angst haben müsse. Du musst keine Angst haben, hatte sie gesagt, so leise, dass ihre Schwester es niemals hören würde, du musst auch mutig sein. Und auch wenn diesem Tag noch viele weitere gefolgt waren, an denen draußen die Sonne geschienen hatte, so hatte der Regen im Herzen des Mädchens niemals aufgehört. Sie hatte immer unerschütterlich gehofft, dass doch noch alles wieder gut werden würde, doch der Regen und die Scherben waren immer

geblieben. Sie hatte sich eingeredet, dass es doch nicht so schlimm war, sie war in die Schule gegangen, hatte sich mit anderen Kindern angefreundet und ihnen die Sonne im Herzen geschenkt. Und es war besser geworden. Sie hatte eine ganze Nacht lang wachgelegen und darauf gewartet, dass das Telefon klingeln würde. Sie hatte den ganzen Tag in der Schule gesessen und darauf gewartet, dass sie aus dem Unterricht geholt werden würde. Sie hatte endlose Stunden gewartet. Und dann hatte ihre Großmutter angerufen und gesagt, dass die Operation erfolgreich gewesen war. Und da hatte sie gedacht, es würde alles wieder gut werden. Für eine Weile war es das auch gewesen. Sie hatte groß werden dürfen, hatte mit ihrer Mutter gestritten und sie in den Arm genommen, sie hatte mit ihr Erinnerungen geschaffen, die sie niemals vergessen würde. Aber dann wurde es wieder schlimm. Es war genau derselbe Moment wie das erste Mal, der Wohnzimmerteppich, das Sofa, die Vase und der Himmel. Und wieder lief sie zu der kleinlich fleckenlosen Couch, umarmte ihre Mutter und flüsterte ihr ins Ohr, dass sie keine Angst haben müsse und dass sie auch mutig sein müsse. Und sie waren beide unglaublich mutig gewesen. Doch dieses Mal wurde es nicht alles wieder gut. Es war schlimmer, hatte sich ausgebreitet, bis schließlich niemand mehr lächelnd ins Zimmer kam, um eine Tasse Tee zu bringen. Sie hatte irgendwann aufgehört zu zählen, wie oft sie am Zentrum für Radiologie ausgestiegen war und wie oft sie den anderen Bus bis ans andere Ende der Stadt genommen hatte. Und irgendwann stieg sie zum letzten Mal in diesen Bus, ging zum letzten Mal zur Rezeption und fuhr zum letzten Mal mit dem Aufzug nach oben. Es war anders als die anderen Male, kälter. Als sie auf dem Gang durch das Fenster zum Innenhof hinausschaute, regnete es. Die Regentropfen lieferten sich an der Scheibe ein Wettrennen, wie früher. Und bevor sie das Zimmer überhaupt betreten hatte, erreichte das schlechte Wetter ihre Augen. Sie ging trotzdem hinein und blickte sich unsicher um. War sie im richtigen Zimmer? Es standen keine Geräte hier, kein Piepsen, kein helles weißes Licht. Die Wände waren bunt bemalt und es roch nach frischem Tee. Aber die Ärztin lächelte sie traurig an und trat zur Seite. Sie wusste, dass sie im richtigen Zimmer war.

Du musst keine Angst haben, hatte sie geflüstert, du musst mutig sein.

Heute stellte sie sich gerne vor, dass ihre Mutter bloß auf Reisen gegangen war. Sie stellte sich vor, dass sie auf ein Schiff gegangen war, den Leuten am Hafen gewunken hatte und davongefahren war, aufgebrochen zu neuen Ufern. Sie glaubte nicht an Götter oder Geister, aber sie wollte doch glauben, dass ihre Mutter noch irgendwo dort draußen

umherwanderte. Sie wollte glauben, dass sie gegangen war, weil sie mutig war. Sie wollte glauben, dass der Krebs ihr nicht dieses Leben genommen, sondern ein neues irgendwo anders geschenkt hatte. Sie wollte glauben, dass irgendwie, irgendwann alles wieder gut werden würde. Doch all diese Dinge glaubte sie nur, um über den prasselnden Regen hinwegzutäuschen, den sie hinter ihrem Trommelfell hörte, darüber, dass sie ihre Mutter so schrecklich vermisste, dass ihr ganzer Körper schmerzte und darüber, dass auf ihrem Schreibtisch noch immer eine zerbrochene Vase lag. Ein letztes Stück zu Hause, das sie nicht wegwarf, nachdem die Katze es umgestoßen hatte, weil sie es vermissen würde. Sie konnte nicht aufbrechen. Sie ließ die Scherben ihres Herzens dort auf dem Schreibtisch liegen als sie das Zimmer verließ, in dem früher ihre Mutter geschlafen hatte. So sah es nicht ganz so einsam aus.

Julie Höll

Thema 5:

Aufgebrochen.



Teil I

Dieter Kreikemeier drehte den Schlüssel und mit einem lauten, protestierenden Gurren erwachte sein treuer Gefährte aus dem Schlaf. Die dampfende Kaffeetasse vollführte einen zirkusreifen Balanceakt auf dem Armaturenbrett, während der durchschnittlich große, jedoch nicht durchschnittlich breite Mann vor ihr seinen Kompagnon mittels präziser Zentimeterarbeit Stück für Stück aus seinem Schlafzimmer manövrierte. Mit dem dichten Schnauzer, der wie auf das aufgequollene Gesicht aufgeklebt wirkte, konnte er beinahe die Moderation von „Bares für Rares“ übernehmen.

Die Garage war nicht gerade geräumig, eine Entscheidung, die Dieter jeden Morgen aufs Neue bereute. Das Busunternehmen Kreikemeier wurde auf großen Träumen gegründet: Von Sonnenstrahlen gekitzelte, funkelnde Seeszenen, kilometerlange lila Lavendelwunder, gebirgshohe Dünen aus feinem, weißem Sand. Mit 26 erschien ihm das als eine grandiose Geschäftsidee: Fernreisen. Gratis Urlaub machen. Seiner großen Leidenschaft dem Busfahren nachgehen zu können. Gegen ungewöhnliche Arbeitszeiten hatte er nie etwas gehabt. Dieter Kreikemeier war ein abenteuerlicher risikobereiter junger Mann gewesen: Bereit, die Welt zu sehen.

Niemals hätte sich sein 26-jähriges Ich ausmalen können, so zu enden. Als Linienbusfahrer im öffentlichen Personennahverkehr, eingesetzt im Shuttlebetrieb von kleinen Kaffs (und von denen gab es reichlich, wie Dieter in den letzten fünfundzwanzig Jahren schmerzlich lernen musste) in die nächstgelegene große Stadt. Ein paar Jahre lief es gut, er bereiste die Autobahnen vieler verschiedener Länder, lebte seinen Traum. Doch dann... Er wusste gar

nicht mehr, wie er und sein Bus in die Abwärtsspirale gelangt waren, aber als diese sie schließlich wieder ausspuckte, stand er vor dem gewaltigen Schreibtisch eines großen Busunternehmens, den Stift angesetzt auf dem Kaufvertrag. Dieter unterschrieb. Mit knirschenden Zähnen und dem Ausbleiben einer Alternativlösung.

Seitdem ließ Dieter Kreikemeier die Dorftrottel morgens, mittags und abends an heruntergekommenen Bushaltestellenschildern mitten im Wald einsteigen, die von Woche zu Woche schiefer zu stehen schienen und beobachtete, wie sie an den überfüllten Haltestellen der Innenstadt mit einer Prise Erstaunen über die schier endlosen Möglichkeiten versehen in das Getümmel untergerührt wurden. Nach ein paar Minuten gab er auf, den Mehlkörnern mit den Augen zu folgen, sie waren alle zu einer homogenen Masse verblendet worden, dem Teig, der der losen Kuchenform aus Betonbauten, Teerstraßen und Steintreppen Form verlieh.

Als Busfahrer entwickelte man schnell ein gesteigertes Interesse für seine Fahrgäste, schließlich war das Busfahren an sich auf der immer selben Strecke keine sehr spannende Aufgabe. Und Dieter hatte seinen Beruf schließlich aus Abenteuerlust, aus Neugier gewählt. Der träge Alltag drohte ihn zu ertränken. Er wollte Beschäftigung. Unterhaltung.

In einem Bus konnten allerlei ungewöhnliche Dinge passieren. Manchmal war es sogar besser als Horst Lichters Bart zu examinieren und mit seinem Exemplar zu vergleichen. Wenn er zum Beispiel an den armen Vogel dachte, der seinen Verlobungsring in einem Linienbus der Firma verloren hatte und ihm deshalb drei Mal an einem Tag dieselbe Geschichte erzählt hatte als Entschuldigung für seine kopflose Suche, in der Annahme, es handele sich um einen anderen, noch nicht durchsuchten Bus. Er war sogar unter Sitze gekrochen und hatte Fahrgäste gebeten, aufzustehen. Es hatte Dieter zu sehr amüsiert, als dass er ihm erzählen konnte, dass er diesen Bus bereits zum dritten Mal inspizierte.

Am wenigstens leiden an seinem Beruf konnte Dieter Kreikemeier jedoch dreckige Schuhe und Müll, der nicht ordnungsgemäß im dafür vorgesehenen und schriftlich gekennzeichneten Abfallbehälter entsorgt wurde. Leider Gottes vereinten Kinder beide ungern gesehenen Angewohnheiten in sich. Außerdem waren sie einfach nur nervtötend. Konnten noch nicht richtig denken, aber mussten trotzdem überall laut ihre Meinung bekunden. Der Gipfel waren allerdings staatlich angeordnete Versammlungen von

Rotzbengeln, allein geschaffen, um ihn, Dieter Kreikemeier, zur Weißglut zu treiben: Schulausflüge.

Für diesen Tag jedoch, an dem Dieter seinen Bus pfeifend aus seiner Garage auf die Straße lenkte, waren nur reguläre Linienfahrten eingetragen. Ein Tag wie jeder andere.

Er stoppte einhändig an dem ersten Punkt auf seiner alltäglichen Route. Neben dem schiefen Haltestellen Schild befanden sich sogar ein paar überdachte Sitze. Naja. Beinahe überdacht. Wäre das Dach intakt und würde die Sitzenden vor Regen abschirmen, wäre diese Haltestelle beinahe ein Upgrade zu der Ausstattung, die es in den fünf Nachbardörfern gab. Erst als er näher heranfuhr, bemerkte er zu seinem Entsetzen die kleine Gestalt, die sich auf einem der mehr oder weniger überdachten Sitze niedergelassen hatte. Ein Kind.

Ein Mädchen in einem knallpinken engen Shirt, von dem Dieter 14 schwarze Augen anstarrten. Etwas verwirrt trank er einen Schluck Kaffee und bremste. Hatte One Direction nicht fünf Mitglieder? Oder waren es vier? Er öffnete die Türen per Knopfdruck und hastig sprang das Mädchen auf. Ungekämmtes dunkles Haar umrahmte das runde Gesicht mit den speckigen Wangen. Ihr Oberteil war, von so nahe betrachtet, alles andere als schmeichelnd. Sie erinnerte Dieter eher an eine Wurst in der Pelle. Über den sieben Köpfen standen in verschnörkelter Schrift die Buchstaben „BTS“. Batterie Trennschalter? Was sollte das nun schon wieder?

Schüchtern trat das Mädchen zu ihm heran und legte das Geld passend auf die Ablage. Er winkte sie wortlos durch. In jedem Fall war sie eine von diesen verrückten, hormongesteuerten kleinen Gören, die sich kreischend gegen Zäune warfen, um Aufmerksamkeit von ihrem Idol zu generieren. Wer auch immer dieses Idol nun war.

Den vordersten Sitz beanspruchte sie, immer noch gut für ihn durch diverse Spiegel sichtbar. Zunächst stellte sie ihren schwarzen Jutebeutel, den sie zuvor getragen hatte, ab und kramte dicke Kopfhörer mit einem Walkman hervor. Ein Walkman! In der heutigen Zeit! Warum nahm sie nicht ihr Handy? Wollte sie sich besonders hip fühlen? Als nächstes kam eine blaue Plastiktüte zum Vorschein. Oh Gott. Eine Spucktüte. Hoffentlich konnte sie zielen. Er hatte keine Kapazitäten nach seiner Schicht noch den gesamten Bus zu schrubben!

Dieter warf ihr einen strengen Blick zu und sie schaute verängstigt wie ein kleines Häschen zurück.

Eine Weile saßen sie so da, bis Dieter Kreikemeier nach einem Blick auf seine schief hängende Armbanduhr den Bus antrieb. Um das nächste Haltestellenschild, dessen Aufschrift kaum noch zu erkennen war, drängte sich eine regelrechte Traube von Menschen. Für den dortigen Durchschnitt von Menschen auf einem Quadratmeter zumindest.

Die erste Person, die den Bus betrat, war eine junge Frau mit tiefen Augenringen und einem riesigen To-Go-Becher, aus dem der Kaffee dampfte. Hatte wohl eine lange Partynacht hinter sich. Sie kramte hektisch in ihrer Tasche, augenscheinlich auf der Suche nach ihrem Geldbeutel, und klemmte dafür ihren Kaffeebecher unter den linken Arm.

Das nächste, was Dieter spürte, war der gerade noch so verführerisch duftende heiße Kaffee auf seiner Haut. Das rot karierte Hemd, welches sich über seinen Bauch spannte, war komplett durchnässt und seine Haut fühlte sich verbrannt an.

„Haste se noch alle?“, pampfte Dieter Kreikemeier die eingeschüchterte Frau an.

„Oh mein Gott, es tut mir so leid! Ich bin so schusselig in letzter Zeit, ich kann-“ Sie verfiel in einen hastigen Monolog, stolperte über ihre Worte, wischte durcheinander mit ihrem Ärmel auf der in Kaffee ertrinkenden Geldablage herum, und stolperte erneut – und dieses Mal nicht auf der metaphorischen Ebene. Sie fing sich schnell, nicht aber das Portemonnaie in ihrer Hand, welches in einem hohen Boden durch die Luft trudelte, bis-

Das helle Klirren von Münzen auf dem dunkel gesprenkelten Linoleum.

Jetzt hatte sie auch noch ihren Geldbeutel fallen gelassen! Er stieß einen überaus genervten Seufzer aus und warf ihr einen giftigen Blick zu. „Verdammte Weiber! Erst die Nacht durchmachen und dann den Busfahrer belästigen, nh?“

Eine Antwort erhielt er nicht und ihren Gesichtsausdruck sah er ebenfalls nicht, da sie augenblicklich unter sein Sichtfeld abgetaucht war, um das viele Kleingeld aufzusammeln.

Hinter ihr in der Schlange ertönte ein leises Räuspern und ein dunkelhäutiger Arm tauchte auf, um ebenfalls nach den Geldmünzen zu greifen. Nervös richtete sich Dieter gerade auf. Der dachte auch, was auf dem Boden lag, gehörte einem! Man kam damit vielleicht durch, da, wo er herkam. Aber nicht in Deutschland! Nicht in seinem Bus!

Erregt kam Dieter Kreikemeier auf seine Beine, die harschen Worte bereits auf der Zunge liegend.

Nur um einen Anzug tragenden farbigen Mann mittleren Alters zu sehen, welcher der übermüdeten Teenagerin freundlich lächelnd ihr Geld reichte. Diese konnte nun endlich ihre Fahrt bezahlen und verschwand mitsamt ihrem nur noch zur Hälfte gefüllten To-Go-Becher und einem letzten entschuldigenden Blick zu Dieter hinter dem Sitz des Mädchens im pinken Shirt, welches angestrengt aus dem Fenster starrte.

Dieter setzte sich wieder. Argwöhnisch starrte er den Mann vor sich an, der ihm – wieder freundlich lächelnd – einen 50-Euro-Schein hinhielt. Für den Prozess des Bezahlens stellte er seinen Aktenkoffer zwischen den Beinen ab. Sein ganzes Auftreten kam Dieter Kreikemeier verdächtig vor. Das war doch bestimmt alles nur eine Fassade. In Wahrheit war dieser *freundlich lächelnde* Mann ein Bankräuber auf der Flucht. Ganz sicher sogar. Wer würde denn sonst in einem Bus mit 50 Euro bezahlen? Nur äußerst unsympathische Fahrgäste – oder Bankräuber, die ihre ersten gestohlenen Scheine in den Umlauf brachten. Der Rest der Beute befand sich wahrscheinlich in dem großen schwarzen Koffer.

Murrend und immer noch misstrauisch klaubte er das Wechselgeld zusammen und übergab es mit spitzen Fingern. Sein Blick heftete an den Schuhspitzen des Farbigen, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Anschließend trieb er seinen Gefährten wieder an.

An den nächsten Haltestellen stiegen vereinzelt Fahrgäste zu. Dieter Kreikemeier war gerade dabei, endlich den Kaffee von seinem Bauch zu wischen, als eine brüchige Stimme ertönte.

„Pardon! Könnten Sie uns mit dem Rollstuhl helfen? Die automatische Rollstuhlrampe an der hinteren Tür fährt nicht aus.“

Die Stimme konnte er schnell einer alten, weißhaarigen Frau mit Strickjacke und Patchworkdecke über den Knien zuordnen, die aus ihrem Rollstuhl in den Bus hineinlugte. Wieder eine von diesen Hochbetagten, die zugepumpt mit Medizin ihr Gnadenbrot im Altersheim gereicht bekamen und dem Staat nur sein Geld kosteten.

Entnervt stand Dieter Kreikemeier erneut auf. Diese vermaledeite elektronische Rampe zickte schon seit dem Tag ihres mühsamen Einbaus. Die Manuelle war da immer sehr zuverlässig gewesen, aber nein. Einheitliche Erneuerung im ganzen Betrieb.

Wie er seinen Arbeitgeber doch hasste. Noch heute rieb er ihm bei jeder Sitzung sein längst verjährtes Versagen mittels stichelnder Kommentare und überheblichen Benehmens unter die Nase.

Ächzend stieg er die zwei Treppen hinunter und stapfte an dem Rollstuhl vorbei zur zweiten Tür. Dort sah er bereits einen kräftigen, breitschultrigen Mann knien, der an der Rampe hantierte. Ha! Vielleicht konnte er einen würdigen starken Kumpanen und Beschützer des Busses im Kampf gegen den Bankräuber gewinnen. Doch als der junge Mann sich drehte, blickte er direkt in das Gesicht eines Japaners.

„Konnichiwa“, grüßte Dieter. Keine Reaktion. Toll. Er verdrehte die Augen. Mit dem konnte er im Kampf nichts anfangen, er würde ihn ja nicht einmal verstehen, wenn er versuchen würde, die Gefahr zu erklären.

Dieter Kreikemeier drehte sich zu der heranrollenden Weißhaarigen herum. „Nix zu machen. Rampe is' zickig. Wir müssen Sie reinheben. Der da“, er deutete auf den Japaner, der scheinbar versuchte, dem Gespräch zu folgen, „soll mit anpacken.“

„Kann er“, versicherte ihm die alte Frau, legte dem Japaner eine Hand auf den Unterarm und rollte direkt vor die Schiebetür. Sie blockierte die Räder und gab das Startsignal.

Dieter krempelte die Ärmel hoch und ergriff das große Rad mit beiden Händen. Dann hieften sie den Rollstuhl samt Insassin in den Bus. Er keuchte schwer. Dieselbe Kondition wie früher hatte er auch nicht mehr.

Vielleicht sollte er mal wieder seiner Hockey Mannschaft einen Besuch abstatten. Sein gewölbter Bauch störte ihn zwar nicht, aber die Atemlosigkeit, die ihn seit einiger Zeit bei den leichtesten Aufgaben, wie beim Treppensteigen befahl, behinderte ihn immer öfter im Alltag. Es war, als ob ein Druck auf seiner Brust läge, er bekam nur schwer Luft und musste husten.

Auf dem Weg nach vorne kam ihm eine Frau mit schwarz-rotem Kurzhaarschnitt entgegen, die wohl versucht hatte, sich wie ein Mann anzuziehen. Aus ihrer Stofftasche blitzte die Ecke einer Regenbogenflagge hervor. Er betrachtete die ihm hingehaltene Bahnkarte mit der Aufschrift „Alexander“ und den schwarzen Nagellack der Hand, die sie hielt.

Dieter brummte genervt und warf der älteren Frau einen Blick zu, die inzwischen ihren Rollstuhl ordnungsgemäß dort geparkt hatte, wo er nicht störte. Sie schaute ebenfalls kritisch.

Er verstand den ganzen Wirbel der Jugend um ihre Geschlechter einfach nicht. Gegen Schwule hatte er nichts. Sein bester Freund aus Jugendzeiten hatte auch schon mal einen Mann geküsst. Aber diese Leute, die willkürlich zwischen den Geschlechtern wechselten oder gar noch neue Kategorien erfanden ... Was war denn so schwer zu verstehen an den Geschlechtern? Hast du einen Penis, bist du ein Mann.

Dieter Kreikemeier packte erneut der Husten am Kragen und schüttelte ihn ordentlich durch. Er sog tief Luft ein und atmete mit einem Pfeifen wieder aus. Er beeilte sich, wieder nach vorne, auf seinen Fahrersitz zu kommen. Er gab Gas. Doch das Stechen in seinem Brustkorb wurde immer stärker. Dieter bekam keine Luft mehr. Es war, als würde er durch einen Strohhalm atmen. Er hustete erneut, dieses Mal stärker und dann blockierten Sternchen seine Sicht. Schwach drückte er auf die Bremse.

Teil 2

Ein Ruck geht durch den Bus, als seine Schnauze mit dem Baum kollidiert. Zwar ist es kein starker Ruck, da sie keine hohe Geschwindigkeit hatten, aber er reicht, um eine junge Frau aus ihrem Schlaf zu reißen, ein paar Stifte von dem Schoß eines Schwarz-Rot-Haarigen rutschen zu lassen, den Aktenkoffer eines Geschäftsmannes umzustoßen, eine alte Dame ihr Hustenbonbon verschlucken und einen Pfleger die Griffe des Rollstuhls stärker umklammern zu lassen, Kurt Cobain zu erschrecken und einen großen Kopfhörer von einem kleinen Kopf gleiten zu lassen.

Er reicht, um die Fahrgäste zu beunruhigen.

Das Getuschel wird lauter und lauter. Jana Rosenmann spricht angestrengt mit sich selbst und kippt Kaffee runter, Alexander sammelt seine verschieden farbigen Eddings vom Boden auf, Leslie Turner philosophiert über den Grund des Rucks und schiebt seinen Aktenkoffer zurück auf den Sitz neben ihm, Edith versucht, Tim-Theodor zu beruhigen, Tim-Theodor nimmt sich ein Beruhigungsbonbon.

Jedoch bleiben alle auf ihren Plätzen sitzen, niemand steht auf.

Greta blickt mit großen Augen auf den hustenden und nach Luft ringenden Busfahrer. Da sie ganz vorne sitzt, kann sie alles genau beobachten. Ihr kleiner Bruder hat Asthma. Deswegen hat sie schon etliche Asthmaanfälle durchlebt und kennt die Anzeichen. Sie weiß, was zu tun ist. Also normalerweise.

Denn der Busfahrer sieht nicht so aus, als würde er demnächst Asthmaspray aus der Hose ziehen. Auch verwendet er nicht die Lippenbremse oder geht in den Kutschersitz. Irgendwas stimmt hier ganz und gar nicht.

Vorsichtig geht sie näher ran. „Hallo. H-hören Sie mich? Wo ist ihr Spray?“

Keine Antwort. Nur ein weiterer Hustenschwall. Greta fallen die blauen Lippen auf. Der Busfahrer sieht gar nicht gut aus. Sie fragt nochmal. Keine Antwort. Nimmt er sie überhaupt wahr? Röchelnd fasst er sich an die Brust. Eine plötzliche Panik ergreift Greta. So schlimm ist es bei ihrem Bruder noch nie gewesen. Sie reibt ihre schwitzigen Hände an ihrer Jeans ab. Wird er sterben?

Für einen kurzen Moment blinkt der Gedanke eines regungslosen kalten Mannes, der mit einem gruseligen Grinsen das Lenkrad für die Ewigkeit umklammert, in ihrem Kopf auf. Ein Schauer fährt ihr über den Rücken und sie schüttelt sich. Greta muss an den schlimmen Film denken, den ihre große Schwester unbedingt hat anschauen wollen. Es ging um eine wandelnde Leiche, die sich an den Personen rächen wollte, die sie ermordet haben. Würde der tote Busfahrer sich an ihr rächen wollen? Weil sie nur danebengestanden ist und ihn beim Sterben beobachtet hat?

Ein zweites Mal überkommt Greta ein Schütteln. Der Busfahrer ist nicht tot. Noch nicht.

Schnell wendet sie den Blick von dem um Luft ringenden Mann ab, dreht sich auf dem Absatz um und rennt in den hinteren Teil des Busses. Notarzt. Der Busfahrer braucht den Notarzt. Sie müssen den Krankenwagen rufen. 112. Ein Handy. Sie braucht ein Handy! Sie muss telefonieren!

Gretas scannender Blick wandert über die Fahrgäste. Ein Buch hinter Locken, unzählige Kopfhörer, ein huschender Bleistift über einem Notizbuch, eine Hand mit großer Uhr, die eifrig in ein kleines Gerät tippt. Ein Handy.

Ihre überraschend resolute Stimme tönt leicht schrill durch den Bus. Mehrere Personen schauen auf.

„Rufen Sie den Notarzt! Der Busfahrer hat einen Asthmaanfall!“

Der Mann stellt nicht viele Fragen, sondern seinen Aktenkoffer ab, zückt sein Handy und wählt, während er aufspringt und Greta hinterhereilt, das tutende Gerät am Ohr.

„Mein Name ist Leslie Turner, ich befinde mich in einem Linienbus auf der Landstraße zwischen ...“, beginnt er hastig mit amerikanischem Akzent zu sprechen und nimmt den Busfahrer unter die Lupe.

Greta ist auf einen Schlag so froh, dass sie sich auf den Boden sinken lässt. Er wird nicht sterben. Der Notarzt wird kommen und ihn retten. Hoffentlich.

Leslie Turner lauscht sorgfältig den Anweisungen, die er über Telefon gesendet bekommt.

Der Telefonist fragt ihn nach dem Verbleib eines Asthmasprays. Er tastet erfolglos die Taschen des noch immer schwer atmenden Busfahrers ab. Dann beugt Leslie Turner wie angewiesen den Oberkörper des Busfahrers nach vorne und vielleicht bildet er sich das auch nur ein, aber die Stellung scheint dem Mann das Atmen tatsächlich zu erleichtern. Eine Schweißperle rollt ihm über die Stirn.

Derweil verlangt Leslie Turners Handy nach ihm. Schnell klemmt er es zurück unter sein Ohr. „Ja?“

„Schicken Sie am besten jemanden nach draußen, um den Krankenwagen zum richtigen Ort zu lenken. Die Kollegen kommen aus der Richtung, in die Sie unterwegs waren. Sie sind schon auf dem Weg.“

Erleichtert legen sie auf und er sieht sich suchend um. Soll er einfach jemanden ansprechen? Ihm fällt die junge Frau ins Auge, der er zuvor mit ihrem Geld geholfen hat. Sie läuft geradewegs auf ihn zu. Besorgnis steht über ihr nun waches Gesicht geschrieben. Der übrig gebliebene Kaffee hat wohl seinen Dienst getan.

„Kann ich helfen?“, fragt sie, ein Ton Unruhe in der Stimme.

„Sie kommen wie gerufen“, nickt er befreit und erklärt ihr, was Sache ist. Nachdem sie den die Türen öffnenden Knopf gefunden haben, steigt sie mit einem letzten aufmunternden Lächeln aus dem Bus.

Leslie Turner hält den Busfahrer nach vorne gebeugt und beobachtet ihn ganz genau, bereit, das kleinste neue Anzeichen direkt weiterzugeben. Der Krankenwagen wird bald hier sein, denkt er.

Nahezu alle Insassen des Busses sind Zeugen von dem spektakulären Auftritt des kleinen Mädchens geworden. Einige Neugierige drängen sich nun nach vorne, doch eine ist schneller als alle anderen.

Edith hat ihre Handbremse schon gelöst, als das Mädchen in dem pinken Shirt so panisch durch den Bus gerannt ist. Nun blockiert sie mit ihrem Rollstuhl den Durchgang nach vorne zum Busfahrer. Mittlerweile versucht der halbe Bus, sich an ihr vorbeizudrängen, doch Edith hält sich auf beiden Seiten an Sitzen fest und bleibt standhaft.

„Arbeitet irgendjemand von Ihnen in der Medizin oder ist mit Asthma vertraut?“, schreit sie der aufgeregten, Krach machenden Menge ins Gesicht. Augenblicklich Stille. Keiner meldet sich.

„Na bitte, dann zurück auf Ihre Plätze und benehmen Sie sich!“ Ihrem harschen Befehlston zu dank gehorcht die wilde Masse und verteilt sich wieder über den gesamten Bus.

Allein ihr Pfleger Tim-Theodor bleibt, wo er ist. „Eddy“, sagt er anklagend.

„Was?“ Sie ist ganz unbehelligt von den in die Hüften gestemmtten Händen und dem bohrenden Blick. „Schau mich nicht so an, Theo, sondern kümmer’ dich lieber um das Kind.“ Sie lenkt – wiederum – erfolgreich von sich ab, wie Theo feststellen muss, und zeigt so unauffällig wie eine Eddy das kann auf das zusammengekauerte Mädchen.

Manchmal weiß Theo nicht mal, warum er auf seinen ein halbes Jahrhundert älteren Schützling hört. Dieser ganze Ausflug ist auf ihrem Mist gewachsen, er hat noch nie so lange auf seine Arbeitgeberin wegen irgendeinem von Eddys Extrawünschen einreden müssen.

„Eine Demonstration?“ Sie ist wirklich aus allen Wolken gefallen.

Was wirklich überraschend ist, wenn man bedenkt, was die liebe Edith sich in ihrem zweijährigen Aufenthalt schon alles geleistet hat. Alles fing an mit einem illegal installierten Waffeisen in ihrem Zimmer, das eines Tages beunruhigende Rauchschwaden aus dem Fenster sandte, sodass jemand dachte, das Altersheim würde brennen und die Feuerwehr rief.

Inzwischen sind auch die Aufstände, die sie regelmäßig mithilfe von Flugblättern und Kettenbriefen auf WhatsApp anzettelt, Teil der Probleme geworden, um die sich die Leitung

kümmern muss. Der nächste Schritt sind dann die „geheimen“ Versammlungen, die sie als Bastelkurse tarnt.

Edith rollt vor diese sieben bis zehn streitbereiten Alten wie die Galionsfigur einer Revolution und verkündet ihre Thesen. Im letzten Treffen, so hat sie ihm verraten, ging es um die Köchin, die ihnen jetzt schon seit einer Woche den Nachtsch verweigert. Warum sie das allerdings tut, hat Eddy nicht in ihre revolutionären Überlegungen einbezogen. Die Küche der armen Frau hat vor genau einer Woche unter nächtlicher Fremdherrschaft ein riesengroßes Chaos sowie eine schiefe, dreistöckige Torte produziert.

In diesem Fall jedoch lässt er sich bereitwillig von ihr herumkommandieren. Langsam gleitet Theo an der Wand hinunter neben das Mädchen, welches auf dem Boden sitzt. Ihr starrer Blick bohrt sich in die dreckigen Schnürsenkel ihrer abgetragenen, schwarzen Chucks. Er rückt seine weinroten Turnschuhe, denen man die tägliche Nutzung ebenfalls ansieht, in ihr Blickfeld. Das Mädchen blinzelt.

„Hi“, sagt er leise, „ich bin Theo.“ Sie schaut auf. „Greta.“

Greta hat eine wilde schwarze Mähne und einen Pony, der ihr bis über die Augen hängt und ihre Sommersprossen zu verdecken versucht. Theo zupft an der Haut um seinen rechten Daumen herum, bis er blutet und rückt seine Brille zurecht. Er hasst es, Gespräche zu beginnen. „Magst du BTS?“, fragt er schließlich und deutet auf ihr T-Shirt.

„Nein, nicht wirklich.“ Er ist überrascht.

Die beiden unterhalten sich lange. Theo ist neugierig und fragt, warum sie ein T-Shirt von einer Band trägt, die sie nicht mal mag. Greta erklärt ihm, dass sie das eigentlich auch nicht so genau weiß. Dass das T-Shirt eben jeder in ihrer Freundesgruppe hat. Und dass man das eben haben muss, um mitreden zu können. „Wie ein Freundschaftsarmband.“

Theo versteht das nicht. Er wirft weiße T-Shirts und Stofffarbe in den Raum.

In Gretas Freundesgruppe würden sie sowas nie machen. Generell machen sie nie Sachen, die sie auch cool findet. Sie gibt sich selbst die Schuld. Warum mag sie auch kein BTS?

„Hast du jemals daran gedacht, das Problem nicht bei dir, sondern bei deiner Freundesgruppe zu suchen?“, fragt Theo sie sachlich.

Greta zuckt mit den Schultern, aber insgeheim weiß sie, dass sie nicht mit diesen Mädchen befreundet ist, weil sie sich alle so gut leiden können. Im Gegenteil. Eher aus Mangel an Alternativen.

Theo erzählt ihr von seinen Eltern, die immer wollten, dass er einen „richtigen“, männertypischen Beruf erlernt. Er hat aber sein eigenes Ding durchgezogen und hat die Ausbildung zum Altenpfleger angefangen.

Seine Eltern haben sich zwar inzwischen damit abgefunden, aber es gibt immer noch Menschen, meistens Verwandte, die nicht verstehen, was für einem wichtigen Beruf er eigentlich nachgeht. Alles, was zählt, ist sein Image als typischer Frauenberuf.

Theo bringt Greta mit lustigen Geschichten aus dem Altersheim zum Lachen. In einer geht es um ein qualmendes Waffeleisen, unnütz angerückte Feuerwehrmänner und eine verzweifelte Chefin.

Schließlich fragt Theo sie ehrlich interessiert, welche Musik sie denn nun wirklich hört und deutet auf den riesigen Kopfhörer, der ihr immer noch um den Hals hängt.

Greta drückt den Play Button und Nirvana ertönt.

Während Greta und Theo, nebeneinander auf dem dunkel gesprenkelten Linoleum Boden sitzen, mit Kurt Cobain „Come as you are“ singen und sich leise ein Versprechen geben (es ist eine Verschwörung nach Eddys Art gegen Freundinnen, die vielleicht gar keine sind und Verwandte, die es vielleicht gar nicht sein sollten), stürmen zwei Rettungssanitäter durch die Tür und laden den Busfahrer auf eine Trage.

Nachdem die Rettungssanitäter samt ihrem Patienten Richtung Krankenhaus abgedüst sind, betritt die junge Frau wieder den Bus.

„Hier muss irgendwo die Telefonnummer des Busunternehmens liegen. Man hat mir geraten, dort anzurufen und Bescheid zu geben. Sie schicken dann im Normalfall einen anderen Busfahrer per Taxi“, wendet sie sich ohne Umschweife an Leslie Turner. Die Nummer ist schnell gefunden und laut der Zentrale dauert es höchstens fünfzehn Minuten, bis der neue Fahrer mit einem Taxi bei ihnen ankommt.

Leslie Turner ist erleichtert, dass alles nun doch gut ausgegangen ist und setzt sich wieder auf seinen Platz. Die junge Frau folgt ihm. Er bietet ihr den freien Sitz neben sich an. Sie nimmt das Angebot dankend an.

„Mein Name ist Leslie Turner“, stellt er sich vor.

„Jana Rosenmann. Freut mich, Sie kennenzulernen.“

Er kann sehen, dass sie sich tatsächlich freut, also antwortet er: „Ebenso.“

„Darf ich Sie nach ihrem amerikanischen Akzent fragen?“ Ehrliches Interesse spricht aus ihren Augen.

„Das tun Sie doch schon“, lacht er und berichtet, wie er nach Deutschland ausgewandert ist, um sein eigenes Unternehmen zu gründen. Jana Rosenmann erkundigt sich nach der bisherigen Bilanz und er kann ihr versichern, dass er bereits erste Erfolge verzeichnet hat.

Seine Gesprächspartnerin seufzt. „Wenn ich es doch nur auch so leicht auf dem Arbeitsmarkt hätte. Aber mit einem gegen Ende hin abgebrochenen Informatikstudium und meinen zwei Rabauken daheim ist es schwer. Weil ich alleinerziehend bin, kann ich nicht Vollzeit arbeiten. Ich war heute auch eigentlich zu einem Vorstellungsgespräch unterwegs, aber das“, stellt sie nach einem Blick auf die Uhr fest, „kann ich jetzt auch vergessen.“

„Informatikstudium, sagten Sie?“, Leslie Turner kratzt sich nachdenklich am Bart. „Mir fehlt ein Systemadministrator. Wenn sie Interesse haben, könnte ich Ihnen mein kleines Unternehmen zeigen und Sie schauen sich das alles mal an.“

Jana Rosenmann ist ganz aus dem Häuschen. „Ist das Ihr Ernst?“

„Natürlich“, lacht Leslie Turner. „Ich würde mich geehrt fühlen, Sie in meinem Unternehmen begrüßen zu dürfen. Ein gutes Team geben wir ja schon mal ab.“

Der Ersatzbusfahrer lässt nicht lange auf sich warten. Nach einem kurzen Blick auf den Bus beschließt er „fahrtüchtig“ und schon bald nehmen sie wieder Fahrt auf. Erleichterung schlängelt sich durch die Sitze. Vielleicht wird die eine oder der andere doch noch pünktlich kommen.

Beim Anfahren schafft es Alexander ein weiteres Mal nicht, seine Stifte festzuhalten. Einer von ihnen kullert Eddy direkt vor den Rollstuhl. Sie hebt ihn auf. „Ist das Ihr Edding, junger Mann?“

Alexander nickt erfreut und bedankt sich. Da fällt Eddys Blick auf das große Stück Karton auf seinem Schoß, ein Plakat, das er gerade verziert. Darauf fliegt eine Regenbogenbiene mit der Aufschrift „BEE PROUD“.

„Ohh, was für eine goldige Idee!“, ruft Eddy aufgeregt quietschend. „Wollen Sie etwa auch zum CSD?“

Als Alexander erstaunt bejaht, kann Eddy ihre Vorfreude nicht in Schach halten und reißt sich in einer energischen Bewegung die Strickjacke von der Brust. Sie richtet sich strahlend gerade auf und präsentiert stolz ihr selbstgestaltetes T-Shirt, welches in schreienden Farben verkündet: „EAT PUSSY, IT’S VEGAN.“

Teil 3

Dieter Kreikemeier drehte den Schlüssel und mit einem lauten, protestierenden Grunzen erwachte sein treuer Gefährte aus dem Schlaf. Die dampfende Kaffeetasse vollführte einen zirkusreifen Tango mit dem Asthmaspray auf dem Armaturenbrett, während der durchschnittlich große, jedoch nicht durchschnittlich breite Mann vor ihr seinen Kompagnon mittels präziser Zentimeterarbeit Stück für Stück aus seinem Schlafzimmer manövrierte.

Dieter stoppte einhändig an dem ersten Punkt seiner alltäglichen Route und ließ mit hochgezogenen Augenbrauen das Mädchen mit struppigen Haaren ein. Heute starrten ihn nur sechs Augen an, sie trug ein weites graues Shirt mit der Aufschrift „Nirvana“.

Ausgesprochen radikaler Musikwechsel. Er hatte es doch gewusst, insgeheim war es der Göre egal, wen sie anhimmelte. Hauptsache, sie hatte jemanden zum Anhimmeln. Selbstbewusst verlangte sie eine Fahrkarte, reichte ihm das Geld und besetzte den vordersten Platz. Er fand sie arrogant.

Dieter warf ihr einen strengen Blick zu und sie schaute ihn herausfordernd an.

Eine Weile saßen sie so da, bis Dieter Kreikemeier nach einem Blick auf seine schief hängende Armbanduhr den Bus antrieb. Um das nächste Haltestellenschild, dessen Aufschrift kaum noch zu erkennen war, drängte sich eine regelrechte Traube von Menschen.

Schon bald erspähte er zwei, die er kannte. Eine junge Frau mit einem Kaffeebecher und ein Farbiger mit Aktenkoffer unterhielten sich angeregt. So war das also. Komplizen. Hätte er sich von vorneherein denken können. Wenn man Dieter fragte, heckten die beiden gerade ihr nächstes Verbrechen aus. Führt der gerade etwa eine Minderjährige in die Welt der Kriminalität ein? Dieter war entrüstet! Dieser dunkelhäutige Möchtegern-Geschäftsmann wurde ihm immer unsympathischer.

Um zu bezahlen, stellte die junge Frau ihren Kaffeebecher auf der Anrichte ab, was Dieter kritisch beäugte und schützend seine Hände über seinen Bauch hielt. Er konnte sehen, dass ihr die Situation unangenehm war. Auch ihre Begleitung reichte ihm Geld. *Freundlich lächelnd*. Auf dem Weg nach hinten grüßte der Bankräuber das Mädchen mit den Kopfhörern, die so groß waren, dass sie es zu verschlucken drohten. Dieter wurde nervös. Der Kriminelle suchte sich schon sein nächstes Opfer! Er hatte sich wohl auf Minderjährige spezialisiert. Und sowas in Deutschland! In seinem Bus!

Die beiden setzten sich nebeneinander und führten ihr Gespräch fort. Der Farbige zog sogar ein Blatt Papier aus seinem Aktenkoffer, über welchem sie die Köpfe zusammensteckten. Das Ganze war Dieter sehr suspekt. Trotzdem trieb er nach einigen Minuten des Wartens seinen Gefährten wieder an.

Ein paar Haltestellen weiter hörte er eine brüchige Stimme. „Pardon! Die automatische Rollstuhlrampe fährt schon wieder nicht aus.“ Die bekannte Gestalt der alten Frau mit Strickjacke und Patchworkdecke über den Knien saß vor dem Bus.

Schwerfällig erhob sich Dieter Kreikemeier. „‘S liegt dran, dass sie nich‘ mehr automatisch is‘.“

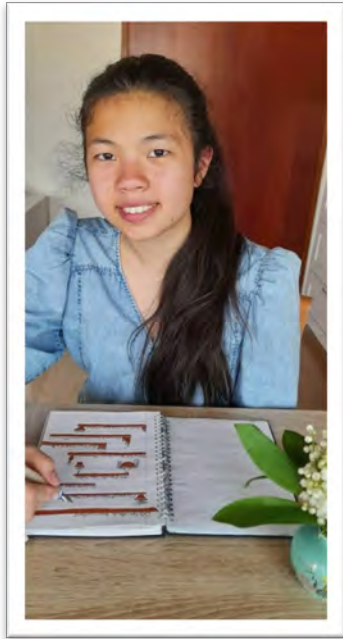
An der hinteren Tür begegnete er dem Japaner, der ihn nicht verstand. „Konnichiwa“, grüßte Dieter.

„Hallo!“, rief der Japaner zu seiner Überraschung. „Sie sind Japaner? Sieht man Ihnen gar nicht an! Essen Sie wirklich jeden Tag Sushi?“

Dieter war baff. Sprachlos. Was sollte das denn bitte? Er ließ sich doch nicht verulken! Irritiert erklärte er der Alten, dass sie wieder die manuelle Rollstuhlrampe haben einbauen lassen und führte ihre Funktion vor.

„Oho!“, sagte sie und fuhr glucksend in den Bus. Drinnen traf sie auf die Frau mit der grässlichen rot-schwarzen Frisur, die sich wie ein Mann anzog. Die beiden tauschten einen superkindischen Handschlag aus.

Schnaubend stapfte Dieter Kreikemeier zurück zu seinem Lenkrad und brauste los, um Dorftrotteln von kleinen Kaffs in die nächstgelegene größere Stadt zu transportieren, wie er es jeden Morgen, Mittag und Abend tat.

**Aufgebrochen.**

Es kommt nicht alle Tage vor, dass man in den Scherben seines Lebens sitzt. Wenn alles, was einen ausmacht, unwiederbringlich verloren ist und man gewissermaßen nur in diesem einen Moment existiert. Die Vergangenheit scheinbar belanglos und die Zukunft ungewiss. Es sind Gefühle, die sie nicht an einem so frühen Zeitpunkt erwartet hat, eher mit Mitte 40 in der Midlifecrisis, in die jeder früher oder später hineingerät. Vor allem hat sie sich diesen Zeitpunkt auch etwas würdevoller vorgestellt. Was spräche denn gegen ein weißes Kleid, das an ihrer Hüfte bauscht, die Haare aus undefinierbaren Gründen immer noch perfekt gestylt und flatternd im Wind, während die Tränen schwarze Spuren aus Mascara auf ihren Wangen hinterlassen. Wäre das nicht ideal, um das Auseinanderbrechen eines Lebens gebührend zu zelebrieren? Ein Auseinanderbrechen, das zwar in gewisser Hinsicht erwartet, aber dennoch so unaufhaltsam ist wie die schiere Gewalt eines Tsunamis.

Aber sie kann es nun einmal nicht ändern und jetzt sitzt sie hier. Hier, auf dem hellbraunen Laminatboden ihres Zimmers, der auch schon bessere Zeiten gesehen hat, in einem ausgeleierten, nichtssagenden grauen T-Shirt. Sie nestelt an dessen Saum herum, der mit Sicherheit nicht mehr lange intakt ist, wenn sie so weitermacht. Diese Möglichkeit kommt ihr aber in Anbetracht der Umstände verhältnismäßig bedeutungslos vor. Nicht einmal ihre Haare haben den Anstand, so auszusehen, wie es sich für einen anständigen Nervenzusammenbruch

gehört. Denn statt im Wind flatternder Haare fallen ihr jetzt fettige Strähnen ins Gesicht. „Für voluminöse Haarpracht“ hat auf der L'Oréal Packung gestanden. Davon ist jetzt reichlich wenig zu sehen. Mit einem Seufzer der Frustration streicht sie ihre Haare hinter die Ohren und schaut sich um.

Ja, sie sitzt wahrlich in den Scherben ihres Lebens. Das ist keine geniale Metapher, die sie sich soeben ausgedacht hat. Genaugenommen sitzt sie inmitten von Holzsplittern. Sie weiß nicht mehr so genau, was sie sich dabei gedacht hat. Vermutlich nichts, wie immer. Als ob das daran angebrachte Vorhängeschloss mit bloßen Händen so leicht aufzubrechen wäre. Vermutlich hat sie die Kiste irgendwann mit vor heißen Tränen verschleiertem Blick von sich geworfen. Hätte ja keiner ahnen können, dass dieses verfluchte Teil so einfach zerbrechen würde. Man wollte ja meinen, dass sie beide etwas robuster wären.

Blödes Holz, blöde Kiste, blöde Splitter.

Sie muss den aufkommenden Drang unterdrücken, zynisch aufzulachen, denn jetzt kommt sie sich doch tatsächlich vor wie die melodramatische Protagonistin eines lehrreichen Romans. Irgendeines lehrreichen und höchst bedeutsamen Romans. Einem der in den Spiegel-Bestseller-Listen auftaucht. Ihr wird heiß und der Kloß in ihrem Hals scheint von Minute zu Minute zu wachsen. Sie schluchzt trocken auf.

Bedeutsam.

Natürlich.

Sie hat nicht mal den Schimmer einer Ahnung, was sie eigentlich will vom Leben. „Lassen Sie Ihrem Kind den nötigen Freiraum“. Ja, sie hat die Elternratgeber selbst gelesen. Es ist fast schon sadistisch, wie ihre Eltern nicht mal versuchen, subtil zu sein. Oder den Anschein zu bewahren, sie hätten kein Kind, das ihnen schlaflose Nächte bereitet. Die Ratgeber so offensichtlich im Regal stehenzulassen, ist vermutlich nicht das Sensibelste, was man tun kann. Trotzdem scheint ja dennoch keiner der Ratgeber geholfen zu haben, denn dann wäre sie jetzt woanders.

Stattdessen sitzt sie jetzt hier auf kaltem Laminat.

Mit 18 Jahren.

Mit 18 Jahren und ohne Plan.

Ohne Freunde.

Und ohne Leben.

In Wahrheit rottet sie hier nur so vor sich hin, vegetiert hinter sorgfältig errichteten Mauern. Stein um Stein hat sie die aufgezogen, wobei ihre Einsamkeit der Mörtel ist, der sie zusammenhält.

Poetisch.

Jetzt ist sie schon wieder abgeschweift.

Weg von der Realität.

Dabei sollte sie sich doch eigentlich um das Chaos kümmern. Sie greift nach einem großen Splitter und streicht behutsam über das Holz. Wenn man genau hinsieht, kann man die feine Maserung noch erkennen. Es ist eine schöne Kiste gewesen.

Ihr Blick wandert zu der hellblauen Kommode, auf der die Kiste mal gestanden ist. Die Kommode ist auch schön. Oder zumindest hat sie das gedacht, als sie im Möbelhaus gestanden und ihre Eltern angefleht hat, sie zu kaufen. Als das Stück endlich bei ihr zu Hause gestanden ist, hat sie stundenlang davor gesessen und sie bewundert. Hat über die abgerundeten Schubladenknäufe gestrichen, die eine Schattierung dunkler sind als der Rest der Kommode.

Jetzt liegt der Knauf auf dem Boden, neben den unzähligen Splittern. Das leise „Plong“ beim Auftreffen auf dem Boden, ist untergegangen in dem schrecklichen Geräusch der Kiste, als sie diese gegen die Kommode geschleudert hat. In diesem schrecklichen Geräusch ist die Kiste aufgebrochen und zersplittert. Das schreckliche Geräusch, als auch sie gebrochen ist. Unter dem ständigen Druck sind ihre Mauersteine langsam mürbe geworden und haben sich gelöst. Auf einmal, mit diesem Geräusch, ist alles aufgebrochen, wie ein Staudamm, der der Last des Wassers nicht länger standhalten kann und sich den Kräften der Natur beugt. Und mit den Tränen ist alles andere aus ihr herausgebrochen. All das, was sie die letzten Wochen, Monate, gar Jahre nachts wach gehalten hat.

Aus der Kiste hingegen ist lediglich ein Haufen Papier herausgefallen. Post-Its, To-do-Listen und Summer-Bucket-Lists neben Bildern aus Zeitschriften mit Reisezielen. Brasilien, Kroatien, Japan. Darüber Hochglanzflyer von verschiedenen Universitäten. Heidelberg, Bremen, Konstanz. Ein vollständig durchgeplantes Leben, das nun um sie herum ausgebreitet ist. Aber

das war damals und das, was hier vor ihr liegt, ist nicht mehr ihr Leben. Wenn sie ehrlich zu sich selbst ist, dann war es das auch nie. Es kommt ihr so vor, als wäre das ein Leben, das sie jemand anderem gestohlen hat, nicht wie ihr eigenes. Irgendjemand anderem könnte dieses Leben gehören. Das wäre ein Mensch, der genau weiß, was er will. Der eine Persönlichkeit hat, die sich von Erwartungen abgrenzt und nicht nur ein reines Spiegelbild von Wünschen ist. Sie weiß aber auch nicht, wie ihr Leben jetzt aussehen soll, sie weiß ja nicht einmal wer sie ist. Sie weiß nur, dass sie hier auf diesem scheußlich kalten Boden sitzt. Ihre Finger schließen sich um den Splitter in ihrer Hand, winzige Spreißel bohren sich in ihre Handfläche und es tut weh.

Dieser hier ist ein anderer Schmerz, und aus einem unerklärlichen Grund, heißt sie ihn willkommen. Die letzten Monate hat sie nur den anderen Schmerz gekannt, der dumpf pochend durch ihre Adern pulsiert ist, jeden Tag ein wenig stärker. Und mit jedem Tag ist so auch der Druck, der stetig von innen gegen ihre Mauersteine gewirkt hat, gewachsen.

Natürlich ist dieser Druck nicht von irgendwo gekommen, das weiß sie selbst. Dessen Ursprung herauszufinden, ist strenggenommen keine Glanzleistung, denn vermutlich kann jeder mit gesundem Menschenverstand erkennen, dass das ständige Streben nach Perfektion langfristig in keiner Hinsicht gesund sein kann. Woher dieser Drang rührt, immer die Beste sein zu wollen, weiß sie jedoch nicht so genau. Zumindest einer Sache ist sie sich sicher: „Genug“ ist eben einfach nicht gut genug. Es ist ja auch gar nicht so, als käme dieser Druck explizit von außen, denn niemand hat je Erwartungen ihr gegenüber geäußert.

Aber sie ist kein Kind mehr und sie kennt diese winzigen Regungen in den Gesichtern ihrer Eltern, wenn sie nicht deren Hoffnungen entsprechen kann. Sie hat dieses enttäuschte Flackern in den Augen ihrer Eltern gesehen, als sie das Stipendium nicht bekommen hat, obwohl diese ihr davor versichert hatten, dass sich bestimmt noch andere Möglichkeiten ergeben würden, dass sie sie trotzdem immer lieben würden. Ob sie dieses Stipendium und das damit einhergehende Studium überhaupt will, das haben ihre Eltern nie hinterfragt. Nicht, dass sie jemals den Wunsch geäußert hat, zu studieren, doch sie hat dem nie widersprochen und so sind ihre Eltern auf Sammeljagd gegangen und haben ihr stets neue Broschüren und Flyer mitgebracht.

Mittlerweile ist das Bedürfnis in ihr, besser als nur „gut“ zu sein, soweit vorangeschritten, dass es schon existenziell ist, wie die Luft zum Atmen. Wenn sie versagt, schnürt sich ihre Kehle zusammen, sie spürt diesen Schmerz wieder pulsieren und die Mauer in ihr leistet Widerstand

gegen die Welle aus Enttäuschung und Dunkelheit. Sie hat immer gewusst, dass diese Mauer stehen bleiben muss. Schließlich ist diese das Einzige, was sie zusammenhält. Oder besser gesagt das Einzige, was sie zusammengehalten hat.

Vergangenheit.

Denn das war nur eine Welle unter vielen Wellen aus enttäuschten Blicken, „wir lieben dich trotzdem“s und „du brauchst dich nicht für uns zu verbiegen“s, die schlussendlich zu dem Sturm, dem Tsunami in ihr geführt hat, woraufhin ihre Mauern in diesem hässlichen Geräusch geborsten sind, ein Staudamm, der irgendwann aufbricht.

Sie erinnert sich daran, wie sie in dem einem Moment vorsichtig alle Zettel und Flyer in diese wunderschöne Kiste gelegt hatte, in der festen Entschlossenheit, sie würde jetzt endlich ihren eigenen Weg gehen. Mit ihren schmalen, zitternden Fingern hat sie das schwere, hässliche Vorhängeschloss daran angebracht und ist abgerutscht. Dabei ist ihr weißer Nagellack abgeblättert und sie hat einen hohen, frustrierten Laut von sich gegeben, auch wenn ihr durchaus bewusst gewesen ist, dass dieser Kratzer ihren ohnehin schon abgekauten Nägeln keinen Schaden getan hat. Anschließend hat sie das Schloss mit einem befriedigenden leisen „Klick“ geschlossen. Sie hat sich gerade umgedreht gehabt und die Schlüssel mit einer dramatischen Geste in die nächste Ecke geworfen, da ist sie im nächsten Moment schon wieder herumgewirbelt und hat die Kiste gepackt. Mit bloßen Händen hat sie versucht, das Schloss aufzubrechen. Dass sie nur 3 Schritte gehen hätte müssen, um diesen Schlüssel aufzuheben, hat sie in ihrer blinden Wut und Verzweiflung verdrängt. Mit schierer Brutalität hat sie am Schloss gerüttelt, das natürlich unnachgiebig und unbeschädigt an Ort und Stelle verharret ist. Schlussendlich hat sie die Kiste gegen die Kommode geschmettert, bevor sie herzerreißend schluchzend auf die Knie gesunken ist.

Welch unglückliche Verkettung von Ereignissen das doch gewesen ist, die sie hierhergeführt hat. Das ist eine Realisation, die ihr dann doch sehr abstrakt vorkommt, denn es fühlt sich eher so an, als wäre das alles jetzt passiert. Als hätte sie kaum geblinzelt und ihr Leben wäre in lauter kleine Teile zersprungen. Mit einem Wimpernschlag alles ausgelöscht. Doch augenscheinlich ist es ja ein weiter Weg bis hierhin gewesen, so eine Mauer bricht ja nicht durch ein bloßes Blinzeln auf. Von einem plötzlichen und unerfindlichen Fluchtimpuls gepackt, richtet sie sich auf. Kerzengerade sitzt sie da und starrt auf ihre Zimmertür. Sie kann das alles

nicht mehr, sie muss hier weg. Weg von den Erwartungen ihrer Eltern und vor allem weg von ihren eigenen.

Einfach raus hier.

Auf Zehenspitzen steigt sie über den Splitterhaufen und reißt die Tür auf. Stufe um Stufe steigt sie die Treppe hinunter, wobei die 3. wie immer verräterisch knarzt.

Unten angekommen, schlüpft sie in ihre Schuhe und hat schon ihre lachsfarbene Softshell-Jacke vom Haken genommen, als sie einige Dinge begreift.

Erstens mochte sie diese Jacke noch nie. Fast angewidert hängt sie die Jacke zurück und öffnet die Tür. Zweitens merkt sie, wie absurd diese ganze Situation doch ist. Selbst ihre Abkehr von der Perfektion soll perfekt sein. Wenn sie durch die Haustür geht, wird nicht alles auf wundersame Weise wieder in Ordnung sein. So funktioniert das Leben nicht, denn dass das hier kein Spiegel-Bestseller Roman ist, ist eine Tatsache.

Es steht jedoch fest, dass sie trotzdem dort rausgehen muss, denn hier kann sie jetzt nicht sein. Sie muss damit aufhören, auf der Stelle zu treten und muss sich von hier loseisen. Sie wagt also diesen ersten und den schwersten Schritt. Und so tritt sie hinaus in die Kühle, schließt die Tür leise hinter sich und bricht auf.

Thema 5: Aufgebrochen

33. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Baden- Württemberg 2023

Matilda Reimer

Robert- Bosch- Gymnasium, Wendlingen



Aufgebrochen.

Ihre Enkel wurden gerade von ihrer Tochter abgeholt. Sie ging zurück ins Wohnzimmer, schaltete die „Tagesschau“ an und fing an, das Blumenquartett aufzuräumen, das auf dem gesamten Tisch ausgebreitet war und ihre Enkel so liebten zu spielen. Sie fuhr mit dem Finger die sauber gezeichneten Linien eines violettfarbenen Vergissmeinnichts nach. Die Karte war etwas gelblich angelaufen durch den häufigen Gebrauch, doch sowohl dieser Makel als auch der kleine Kaffeefleck im unteren Eck änderten nichts an der Bedeutung der Karte für sie.

Mit schweren Beinen lief sie zum Sofa. Ihr Rücken schmerzte an diesem Abend schlimmer als er es sonst tat, doch für ihre zwei Enkel hatte sie das in Kauf genommen. Lächelnd dachte sie daran, wie sie drei Verstecken gespielt hatten und an das Kindergelächter, das durch das sonst so einsame Haus geklungen war. Während Thorsten Schröder die aktuellen Nachrichten vorstellte, nahm sie sich ihr Strickzeug von der Kommode neben ihr. Geschützt durch einen undurchdringlichen Panzer, den sie sich vor langer Zeit aufgebaut hatte, berührten sie derartige Meldungen schon lange nicht mehr. Ihre trüben und müden Augen hatten schon zu viel gesehen. Derzeit war sie daran, einen grünen Wollpulli für ihre Tochter zu stricken, die sich einen neuen zu ihrem Geburtstag gewünscht hatte. Gedankenverloren führte sie die Stricknadeln durch die weiche Wolle, ein Prozess, den sie in und auswendig kannte.

„Erneut hat es im Mittelmeer eine Katastrophe mit einem Flüchtlingsboot gegeben“, las gerade der Nachrichtensprecher vor. Langsam erhob sie ihren Kopf und blickte auf den Bildschirm. „Laut UNHCR ertranken fast 100 Migranten, nachdem ihr völlig überfüllte Boot gekentert war.“

Bilder von schreienden Menschen, die orangefarbene Rettungsjacken trugen, wurden eingeblendet. *Aufgebrochen* waren sie, flohen vor den Problemen in ihrem Land.

Ausgehungerte Flüchtlinge, deren Rippen zu sehen waren, so sehr waren sie von der Überreise abgemagert. Die Kamera schwenkte auf ein Kind, das im Wasser trieb und seine Hände hoffnungsvoll nach Hilfe ausstreckte, mit festem Glauben daran, dass es gerettet werde. Große, verwunderte Augen schauten direkt in die Kamera, deren lebensfroher Blick langsam erlosch. Sie kannte diesen Blick, von damals. Ihre Hände fingen an zu zittern. Das

Strickzeug fiel zu Boden und die Wolle rollte unter das Sofa. Doch das bekam sie gar nicht mehr mit.

Denn nun war sie wieder das fünfzehnjährige Mädchen im Winter 1945 mitten im Krieg, das gerade erst ihren Vater im Kampf in Stalingrad verloren hatte und nur Tage später allein mit ihrem kleinen Bruder und ihrer Mutter in das Unbekannte *aufbrechen* musste, nicht wissend was sie erwartete, nur weg von Mehlsack, ihrem Zuhause in Ostpreußen.

„Er starb mit blanker Waffe gegen den Feind“, hieß es in dem Brief, der ihnen eines morgens von einem Todesboten überreicht wurde. Und genau dieser wütende Feind war nun nur noch Kilometer weit entfernt. Die Bomben, die die Russen auf ihr Nachbardorf schossen, spürte sie bis in ihre Fingerspitzen, während sie achtlos Dinge in einen kleinen Koffer packen musste. Es war ein einziger feuriger Brand, der über dem gesamten Himmel loderte. Die krachenden Einschläge brachten die Fenster des Hauses und Mutters gutes Geschirr in den Regalen zum Klirren, eine ständige Erinnerung daran, dass die rote Armee bald direkt vor ihrer Haustüre stehen würde. Ihre Mutter sagte ihr und ihrem Bruder nur, dass die Russen böse Dinge mit den Frauen machen würden und sie die Männer des Dorfes nicht mochten. Doch sie wusste, dass es mehr als „nicht-Mögen“ war. Sie wusste, dass es Gründe waren, Angst zu haben. Es waren Gründe, um alles, was man liebte, liegenzulassen, um zu überleben. Ihr Bruder jedoch verstand nicht, wieso sie wegmussten.

„Wir können doch einfach mit ihnen reden und sie bitten nicht mehr so gemein zu sein.“, erklärte er uns hoffnungsvoll.

„Kindchen, ich glaube das geht nicht so einfach“, seufzte die Mutter und streichelte ihm über seine Backe. Sanft schob sie die beiden mit ihren Koffern aus dem Haus, vor dem ein Wagen wartete, auf dem ihr Onkel, ein älterer Mann mit einem grünen Filzhut, bereit saß um die kleine Familie aus ihrem Heimatsort wegzubringen. Aufs zugefrorene Frische Haff soll es gehen, hieß es. Nicht einmal Zeit für einen Abschiedsblick war geblieben, Zeit für einen letzten Blick in die Zimmer ihres Hauses, in dem sie so viele Erinnerungen gesammelt hatte, blieb ihr verwehrt. Fliehend vor den Russen und den leeren Versprechen Hitlers.

Und nun die Hände und Füße taub vor Kälte, nur geschützt durch eine einfache Wolldecke. Die Luft so kalt, dass das Atmen kaum möglich war und die Münder Eiswolken bildeten. Wie ein Mantel aus schwerem Stoff hatte sie sich um die Menschen gelegt. Ein Mantel ohne die Löcher, die sie selber in ihren dünnen Jacken hatten. Nur wärmte er nicht.

Ihr Onkel saß vor ihnen auf dem Kutschbock und lenkte zwei Pferde, die den Wagen zogen. Hinter ihm saßen die zwei Kinder und ihre Mutter und beobachteten ihre Umgebung.

Gerade eben wurde der Wagen der Familie von Soldaten, die am Ufer standen, auf das Eis geleitet. Dies sei der einzige Weg der russischen Armee zu entkommen, beteuerte ihr Onkel öfters. Eine Reise über das kilometerlange Eis, die fast zwei Tage dauert.

„Gäbe es einen anderen Weg, auf dem wir anstatt dessen fliehen könnten, würde ich diesen nehmen. Aber wir sind eingekesselt von den Russen, sie sitzen uns direkt im Rücken. Der einzige Weg geht nur über die Ostsee“, hörte sie ihn leise zu ihrer Mutter sagen, welche die endlose Schlange weiterer Gefährte beobachtete, die sich vor ihrem Wagen über das Eis des Frischen Haffs wandte. Gezogen von Pferden, welche weißen, heißen Dampf aus ihren Nüstern bliesen. Umhüllt waren die Tiere von Wolken, die sich einen Weg durch die Wägen bahnten und ihre warmen Finger tröstend auf die Schultern der verfrorenen Flüchtlinge legten. „Als wäre man schon im Himmel“, dachte sie sich. Das Scharren ihrer Hufen war zu hören, hervorgerufen durch die Kälte, die vom Eis hervorkam und den Tieren die Eisen am Boden festfrieren ließ. Kleine schwarze Punkte bewegten sich neben der im Horizont verschwindenden Reihe, Flüchtlinge, die die Kälte nicht mehr aushalten konnten und ihre tauben Glieder bewegen mussten, um sich etwas zu erwärmen.

Große Löcher waren neben der Strecke aufgerissen. „Von Bomben“, erklärte ihr Onkel ihr. „Jagdflyer der Roten Armee waren es. Sie haben die Order bekommen auf die Flüchtlinge zu schießen.“

Er hatte schon im Krieg 1914 gekämpft und dabei ein steifes Bein bekommen, weshalb er nun nicht mehr einberufen wurde wie ihr Vater. Ein Holzstock, der ihn stützte war die einzige Erinnerung an die Zeit. Er kannte das alles schon. Er kannte den Schrecken des Krieges. Und er kannte die Leichen, die wie Wegweiser direkt neben den Wägen lagen, als würden sie den Flüchtlingen den Weg in das Verderben zeigen. Regelmäßig tauchten sie auf, starrten einen an mit toten, schwarzen Augen, wollten einen warnen und bitten, dass die Wägen sofort umdrehen sollen. Doch niemand achtete darauf, jeder Wagen fuhr weiter und schaute weg, weg von dem Grauen, das jeden erwarten könnte.

Auch sie schaute auf ihre Hände, die eine Karte hielten. Abgebildet war ein violettfarbenedes Vergissmeinnicht, ihre Lieblingsblüte. Gerade hatte sie sich noch mit ihrem kleinen Bruder um diese Karte gestritten. „Das ist meine Karte“, hatte er gesagt. Doch es war ihre

Lieblingsblume, also versuchte sie ihm die Karte abzunehmen, indem sie den Arm mit der Karte so lange drehte, bis er sie vor Schmerzen loslassen musste.

„Aua, du tust mir weh!“, schrie er sie an.

„Was ist denn jetzt schon wieder?“, seufzte die Mutter. Betreten schauten ihre Kinder zu Boden.

„Nichts ist“, murmelte ihr Bruder und rieb sich den Arm. Ihre Mutter hatte die Vergissmeinnicht-Karte und weitere Karten von Hand gemalt und den Kindern vor ein paar Jahren zu Weihnachten geschenkt. Ein kleines Lächeln stahl sich auf die Lippen ihrer Tochter, als sie an die gutmütigen, klaren Augen ihrer Mutter dachte. Diese waren umringt von dutzenden von Lachfältchen, die sanften Meereswellen ähnelten. Ihre Arme dabei immer offen für ihre Familie, die sie so oft zum Lachen brachte. Doch von dem glücklichen Gelächter, das durch das gesamte Haus erklang, war nun nicht mehr viel übrig. Eine Zornesfalte hatte sich in die Stirn der Mutter eingebrannt, wie ein schmerzhaftes Brandmal, das nie wieder weggehen wird. Verursacht durch den Schmerz des Todes ihres Mannes und die Sorge um ihre Kinder.

Auch ihr Sohn hatte bemerkt, dass es seiner Mutter nicht gut ging und wollte sie nicht weiter mit irgendwelchen kleinen Streitereien belasten, petzte also nicht, dass seine Schwester ihm seine Karte weggenommen hat. Er kuschelte sich lieber an diese heran, eingemummelt in die Decke wie ein Kokon. Außer Sätzen wie „Mir ist kalt!“ und „Wann sind wir endlich da?“ hatte er nicht viel zu sagen. Die lange Fahrt hatte ihn müde gemacht und er schlief an der Schulter seiner Schwester ein. Sie streichelte ihm über seine zotteligen, roten Haare, die ihm in alle Richtungen vom Kopf abstanden. „So ein unschuldiger, kleiner Junge hat es doch gar nicht verdient dieses Elend zu erfahren“, dachte sie sich.

Ihre ausgelaugten Augen schauten über das Eis, über abgemagerte, erschöpfte Menschen, welche schnell an das Ufer wollen, das sich unerreichbar anfühlte. Generationen saßen zusammen, Großeltern, die sich kaum noch aufrecht halten konnten, hielten ihre Enkel und Kinder warm und versuchten ihren Nachkommen Hoffnung zumachen. So auch ihr Onkel, der seiner Nichte und seinem Neffen Spiele vorschlug, um die Zeit zu vertreiben. „Wer zuerst alle Wägen gezählt hat, hat gewonnen!“, grinste er sie an, wissend, dass sie für die nächste halbe Stunde beschäftigt waren. Während also ihr Bruder eifrig daran war, die Wägen zu zählen, beobachtete sie ihr Umfeld. Die Flüchtlinge waren eingemummt in ihre Schals, nur ihre Augen schauten heraus, welche seit langem ihr Funkeln verloren hatten. Nur die Farbe

Weiß umgab den nicht endenden Zug. Als wären sie umgeben von einer weichen Nebelschwade, die die Wagen sanft schützte, wie eine Blase, die sich nicht zerplatzen lässt. Die Pferde und Menschen wollten ankommen, dehydriert und erschöpft suchten sie mit blassen Augen nach dem Ufer. Immer wieder bildete sie sich ein, das Festland zu sehen, Dünen aus Strandhafer, dessen Rispen sich durch den eiskalten Wind hin und her wiegten, als würden sie das Mädchen willkommen heißen. Doch es war nur eine Luftspiegelung, ein Hirngespinnst. Denn nicht einmal der Horizont war zu sehen.

Die Kutscher hetzten. Die zuvor vorgeschriebenen, großen Lücken zwischen den Wagen wurden deshalb immer enger. Sie beobachtete, wie Wagenabstände zu dreißig Metern, zu zwanzig Metern, zu fünf Metern schrumpften. Die hochgezogenen Augenbrauen ihrer Mutter bestätigten ihr, dass diese sah, was ihre Tochter sah: das Wasser über der brüchigen Eisdecke stieg, drückte das Eis hinab, zusammen mit den Wagen.

Ein Summen war zu hören. Im Sommer wären es Hummeln gewesen, die sie so sehr liebte, auf der Suche nach Nektar. Oft war sie ihnen gefolgt, hatte ihre Flügelbewegungen nachgeahmt. „Doch dies konnten keine Hummeln sein, es war ja Winter“, dachte sie sich. Und dann hörte sich das Geräusch auch nicht mehr an wie Hummeln, sondern wie ein ganzer Hornissenschwarm, auf der Suche nach seinem nächsten Opfer. Langsam drehte sie sich um. Schwarze Punkte am Himmel flogen schnell auf sie zu. „Nein, auch kein Hornissenschwarm“, beobachtete sie. Die Flugobjekte sahen anders aus. So etwas hatte sie noch nie gesehen. „Ein russisches Jagdgeschwader!“, schrei ein Mann.

Ihre Mutter fing an zu weinen. Ihr Onkel schluckte, sein Adamsapfel hüpfte auf und ab. Sein Grinsen war verschwunden, das er die ganze Zeit aufrecht gehalten hatte, um die Kinder aufzuheitern. Menschen fingen an zu schreien. Wagen brachen aus der Linie aus, die die Gefährte bildeten und versuchten, die anderen zu überholen. Versuchten, ans Ufer zu kommen welches nirgends zu sehen war.

„Die Russen!“, flüsterte ihre Mutter. Tränen strömten ihr Gesicht herunter und hinderten sie daran, laut zu sprechen. Das Weinen schüttelte ihren Körper, während sie die Hände ihrer zwei Kinder nahm und ihnen tief in die Augen schaute. Vielleicht das Letzte, was sie je sehen wird.

Und dann geschah es. Ein Pfeifen war zu hören das immer lauter wurde. Immer näher kam. Und dann. Schlug die erste Bombe ein. Ein Knall. Ihr Wagen ruckelte. Sie fiel gegen ihre

Mutter. Sah, dass sich ihre Lippen bewegten, aber hörte nichts. Außer diesen nervigen Piepston in ihrem Ohr, der einfach nicht wegging. Ein leises Flüstern.

„Mama! Mama!“

Ihr Bruder schrie, doch sie hörte kaum etwas. Langsam wendete sie sich dorthin, wohin sein Finger zeigte. Erschrocken musste sie dabei zusehen, wie der Wagen vor ihnen anfang zu wanken. Ein Knirschen war zu hören, als sich Risse unter den Rädern bildeten und sich in alle Richtungen wie ein Spinnennetz bewegten, auf der Suche nach weiteren Opfern, welche sie fangen können. Die Eisdecke, über der sich das Wasser immer mehr staute, gab nach und der Wagen brach im gleichen Moment unter lautem Krachen und Gurgeln in das Wasser unter ihnen ein. Sie musste dabei zusehen, wie um Hilfe schreiende Menschen in das aufgebrochene Eis hereingezogen wurden. Hände versuchten sich an glitschigen, nassen Eisstücken festzuhalten. Rutschten weg. Verschwanden in dem eiskalten Loch unter ihnen. Ihr Onkel schaute seine Familie bestimmt an und brüllte: „Das Eis *bricht auf*! Wir müssen sofort runter von unserem Wagen!“

Sie sah klar, als hätte ihr jemand einen Eimer eiskaltes Wasser ins Gesicht geworfen, als würde selbst gerade in dem dunklen Nass schwimmen, in dem die Menschen innerhalb von Sekunden verschwanden. Entschlossen packte sie die frostblauen Hände ihrer Mutter und ihres kleinen Bruders, beide starr vor Angst, und schrie wiederholt, dass sie sofort runter vom Wagen müssen. Sie sprang mit ihrer Mutter vom Gefährt, doch die Hand ihres kleinen Bruders entglitt ihr. Der nasse Eisboden, auf den sie zuraste, empfing sie hart, ein scharfer Schmerz fuhr ihr durch die Schulter.

Doch das bemerkte sie gar nicht, denn ihre Augen waren auf ihren Bruder gerichtet, der noch immer stockstarr auf dem Wagen saß. Wie eine Statue, wie erfroren durch die schneidende Grabeskälte, blickte er auf das Loch vor ihnen, das sich immer weiter ausbreitete und seine Arme ihrem Bruder entgegenreckte. Mutters wilde Augen huschten hin und her, immer mehr Tränen strömte aus ihnen heraus. Erfroren. Eisige Perlen fielen herunter. Zerschellten auf dem Boden unter ihnen.

„Komm runter, Sohn! Schnell! Der Wagen!“

Heisere Stimmen versuchten Worte zu formen, die den kleinen Jungen retten sollten. Doch dieser saß nur reaktionslos da, traumatisiert. Immer weiter schaute er auf das sich ausbreitende Loch, das die Wägen vor ihnen nach und nach verschluckte.

Sie versuchte sich aufzurappeln, ignorierte den immer stärkeren Schmerz, doch rutschte nur wiederholt mit ihren Händen und Füßen weg. Die zuvor vereiste Decke wurde zunehmend flüssig und matschig. Unmöglich, sich darauf fortzubewegen. Doch sie gab nicht auf, für ihren Bruder wollte sie kämpfen. Sie kroch zu dem Wagen, auf dem Bauch. Er war zum Greifen nah und fast war es möglich, ihn zu erfassen. Sie streckte die Hände zu ihrem Bruder aus. Er würde überleben, redete sie sich immer weiter ein.

Doch dann hatten sich die Risse schon zu dem Wagen ausgebreitet, sie hatten ihn in ihrer Gewalt und zerrten an dem Eis unter ihrem Bruder. Zerrten so lange, bis sie den Boden aufgerissen hatten. Zerrten so lange, bis dieser *aufbrach* und der Wagen versank.

Das Eis unter ihren Beinen verschwand, sie fühlte sich schwerelos für eine Millisekunde. Bevor sie das schmerzhaft kalte Wasser empfing, das ihr den Atem raubte. Das den Wagen raubte. Das ihren Bruder raubte.

Sie versuchte sich festzuhalten, an der Eisplatte, auf der sie eben noch gekrochen war. Ein grüner Hut fiel neben ihr zu Boden und eine kräftige Hand ergriff sie. Zog sie aus dem bodenlosen Loch. Atem floss wieder durch ihre Lunge, keuchend rang sie danach.

„Mein Bruder“, schoss es ihr in den Kopf. Sie schaute direkt in seine großen Augen.

Erschrocken und verwundert schauten diese sie an. Sein Blick verriet ihr, dass er nicht wusste, was gerade passiert. Der Wagen unter ihm war weg, er hatte keinen Halt. Er konnte nicht schwimmen. Sie starrte ihn an, wie er voller Hoffnung versuchte, seine Arme und Beine zu bewegen. Doch sie wurden langsamer. Die Kälte hatte ihnen ihre letzte Kraft genommen. Sie konnte nicht schreien. Ihr Mund war zugefroren. Sie konnte sich nicht bewegen. Ihr Blick war festgefroren an dem kleinen Jungen, der inmitten eines riesigen Lochs paddelte, sich etwas suchte, wo er sich festhalten konnte. Langsam unterging. Ihr Onkel, der gerade eben noch sie aus dem Wasser gezogen hatte, sprang in das schwarze Loch und versuchte zu seinem Neffen zu gelangen. Ihre Mutter schrie. Sie stand nur da, konnte nichts machen. Sie konnte nichts machen, als ihr Onkel zu dem kleinen Jungen schwamm und ihn versuchte, zu fassen zu bekommen. Sie konnte nichts machen, als dieser kurz bevor er erreicht wurde, absank. Sie konnte nichts machen, als der Onkel verzweifelt nach ihm tauchte, um ihn in dem schwarzen Wasser zu finden. Sie konnte nur an die verwunderten Augen ihres Bruders denken, deren lebensfroher Blick langsam erlosch. Sie konnte nur auf die aufgebrochene Stelle im Eis starren, in der ihr Onkel noch immer mit seinen Händen nach seinem Neffen

suchte und als Antwort nur kleine Blubberblasen hochstiegen, bis diese vollkommen verschwanden. Nur Schwärze war zu sehen. Nur ihr Bruder nicht.

Die Wellen waren geglättet, der Sturm war vorbei. Ruhe herrschte, nichts war mehr zu hören. Langsam drehte sie sich im Kreis, beobachtete ihre Umgebung. Die Pferde rannten weg, die ihr Onkel vom Wagen losgemacht hatte bevor dieser eingebrochen war. Frei waren sie. Sie richtete den Blick auf den grauen Himmel, der alles beobachtet und nicht geholfen hatte. Der zugelassen hatte, dass es Bomben regnete. Sie starrte ihn an. Er sah sie, der Himmel. Blickte höhnend auf sie herunter. Hatte ihren Bruder genommen aber sie nicht. Und er *brach auf*. Licht schien durch die unheilvolle Wolkendecke. Beleuchtete das Eis, beleuchtete den Ort, zerstört und durchlöchert durch die Bomben der Russen und den eingebrochenen Wägen, als würde er ihr genau zeigen wollen, wo ihr Bruder gerade gestorben war. Ihr Bruder. Seine Augen sind das Einzige, woran sie denken konnte. Ihre Hände umklammerten die Spielkarte, die sie noch immer in der Hand hielt. Klammerten sich fest, als wäre sie die letzte Rettung. Ihr letzter Halt. Trotzdem konnten ihre Beine sie nicht mehr halten. Die Erschöpfung bahnte sich einen Weg durch ihren Körper.

Ihr alter Körper brach in sich zusammen. Ihre Rückenschmerzen merkte sie nicht mehr, als sie auf den Boden fiel, neben ihr Strickzeug. Ihre faltige Hand umgriff den grünen Wollpulli, drückte ihn mit aller Kraft, hielt sich daran fest. Ein Schrei bahnte sich durch ihre Kehle, wurde immer lauter und nahm immer mehr zu. Platze heraus aus ihr wie ein reißender Strom, ein Tsunami, der viel zu lange zurückgehalten wurde. Wie ein Geheimnis, das nie erzählt wurde und nun hervorbrach. Der Schmerz ergriff ihren geschwächten Körper, ergriff ihren Panzer, den sie so lange aufrecht erhalten hatte, um sich zu schützen, und *brach ihn auf*. Er zerplatze in tausende Stücke, rieselte auf sie herab. Konnte sie nicht mehr schützen. Sie schrie ihren Schmerz heraus, den sie so lange in sich tragen musste. Die Schwäche sollte eigentlich von niemandem gesehen werden. Jahrzehntelang.

Doch ein einziger Blick eines kleinen Jungen im Fernsehen führte dazu, dass ihr ganzer Körper erbebt vor Weinen. Ihre Falten waren Regenrinnen, ihre Hände Seen, die das Wasser auffingen. Sie wollte ihren Bruder noch einmal sehen. Nur noch ein einziges Mal. Hoffnungsvoll schaute sie auf den Bildschirm, an den sie zuvor herangekrochen war. Hoffnungsvoll, ihren kleinen Bruder noch einmal in dem Kind zu sehen. Es schaute nach wie vor in die Kamera, schaute ihr tief in die Seele. Kleine Hände streckten sich aus. Und wurden

von großen Männerhänden erfasst. Wurden von ihnen herausgezogen. Sanitäter umringten das Kind, das lebte. Das lebendig auf dem Land lag. Um das sich gekümmert wurde.

„Es lebt!“, flüsterte sie mit rauer Stimme. Sie legte ihre faltige Hand auf den Bildschirm, auf das Gesicht des Kindes. Seine Augen glänzten wieder. Das Leben war wieder in ihm.

Und langsam bildete sich ein Lächeln auf ihren Lippen. Wurde größer. Lachfältchen breiteten sich über ihr altes, tränenüberströmtes Gesicht aus. Es lebt.

Schreiben Sie
eine unheimliche Geschichte.



Daria Dobler



Mohnblumen

von Jelena Ćupić

Als Poppy Alice zum ersten Mal begegnete, war diese gerade dabei, einen Kerl zu vögeln. Poppy war neu in dem Wohnkomplex, gerade erst eingezogen. Die Wände waren grau, es roch nach Zigarettenasche und kaltem Fett und Poppys Schritte hallten laut in den Fluren wider. Trotzdem war sie froh, dort zu sein. Ihr machten der Gestank und die schimmeligen Flure nichts aus. Solange sie eigens darüber entscheiden konnte, wie ihre Wohnung aussah, war alles okay.

Das erste, was sie für die Gestaltung ihrer neuen Unterkunft ausgewählt hatte, war eine Fußmatte, bedruckt mit rotem Klatschmohn. Das zweite war ein Türschild, welches sie mit einem Nagel an ihrer Tür anbrachte.

Alice besaß weder eine Fußmatte noch ein Türschild. Stattdessen standen ausgetretene Turnschuhe vor ihrer Wohnung. Das alles bemerkte Poppy, als sie vor Alice' Tür stand, die geballte Hand erhob, weil sie soeben angeklopft hatte. Auch das Stöhnen und Poltern, das bis nach draußen drang, hatte sie bemerkt. Aber es hielt sie nicht davon ab, sich bei ihrer neuen Nachbarin von gegenüber vorstellen zu wollen.

»Wer ist da?« Alice hielt in ihrer Bewegung inne und stützte sich auf die Unterarme, rammte dabei unabsichtlich dem Kerl unter sich einen Ellbogen in die Seite. Ihre Haut war verschwitzt, ihre schwarzen Haare verknotet. Lippenstift, Lidschatten und Mascara waren verschmiert.

»Poppy«, drang es dumpf durch ihre Wohnungstür. Alice kannte keine Poppy. Und Leuten, die sie nicht kannte, gewährte sie keinen Eintritt.

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Typen unter sich zu, lächelte ihn breit an und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Ließ sich erneut auf ihn sinken und verschwendete keinen weiteren Gedanken an Poppy. Nicht, bis es ein zweites Mal klopfte. Und ein drittes Mal. Da sprang sie auf, rutschte von ihrem Bett und klaubte auf dem Weg zur Tür BH und Slip vom Boden auf. Trat dabei auf einen Zigarettenstummel, der an ihrer nackten Fußsohle hängenblieb. Fluchend schüttelte sie ihn ab.

»Das war das letzte Mal. Du kennst die Regel: Keiner raucht in meiner Wohnung. Kannst dich schon mal anziehen«, sagte sie über die Schulter zu dem Kerl in ihrem Bett. Dieser stöhnte auf. »Verklemmte Tusse.«

Alice zeigte ihm den Finger. Dann öffnete sie die Tür. Vor ihr stand ein Mädchen, es trug Jeans und T-Shirt und silberne Sandalen. Außerdem hatte es langes rotes Haar und grüne Augen. Alice konnte es auf den ersten Blick nicht ausstehen.

»Hi«, sagte das Mädchen. »Ich bin Poppy.«

»Das sagtest du bereits.« Alice starrte Poppy an. Sie verzog den Mund und verschränkte ihre Arme. Poppys Blick zuckte von Alice' Gesicht zu ihren Brüsten. Alice' Brauen sprangen in die Höhe. Sie ließ ihre Arme, wo sie waren.

»Ich bin neu eingezogen. Gegenüber«, sagte Poppy und zeigte auf die Tür hinter sich. Alice sah ein neues Türschild und eine Fußmatte mit Blumen, die da gestern noch nicht gewesen war.

»Ich wollte mich vorstellen.«

»Das hast du ja jetzt.« Alice drückte gegen die Tür. Aber Poppy erkannte, was Alice vorhatte, sie griff nach vorne und schloss ihre Finger um Alice' Handgelenk. Sie waren kalt und Alice bekam eine Gänsehaut.

»Du musst mir sagen, wie du heißt«, sagte Poppy.

Alice starrte auf Poppys Finger, sie setzten sich hell von ihrer dunklen Haut ab, dann sah sie in Poppys Gesicht und wieder auf Poppys Finger. »Lass mich los.«

Poppy griff fester zu. Ihr Blick war fest auf Alice gerichtet. Indem sie Finger für Finger nach oben bog, löste Alice Poppys Hand von sich. Dann fiel die Tür laut ins Schloss und Poppy verstand kaum, was Alice noch sagte. Sie sagte nur ein Wort.

Sie sagte: Alice.

Drei Monate später klopfte es erneut an einer Tür, diesmal an Poppys. Diese hängte gerade ihre nasse Wäsche auf, die sie vorhin aus dem Waschraum geholt hatte. Neben ihr auf einem Stuhl stand die Wäschekiste.

»Ich komme!« Poppy klippte die zweite Wäscheklammer an ein T-Shirt, dann öffnete sie die Tür. Vor ihr stand Alice, eine Papiertüte in der Hand.

»Ich hab Frühstück geholt«, sagte sie.

Poppy strahlte. »Du bist die Beste.« Sie lehnte sich vor und gab Alice einen Kuss auf die Lippen, ehe sie sie an der Hand nahm und in ihre Wohnung zog.

Alice kannte sich hier inzwischen gut aus, trotzdem fühlte es sich jedes Mal ungewohnt an, Poppys Reich zu betreten. Das lag daran, dass es sich stark von all den anderen Zimmern in ihrem gemeinsamen Wohnkomplex unterschied: Die Möbel waren ausnahmslos weiß, es gab frische Blumen und es roch immer nach Sauberkeit. Alice mochte Sauberkeit.

»Steht unser Date noch?«, fragte sie, während sie Teller aus Poppys Küche holte und auf die Theke neben ein Brettchen mit einem Schneidemesser darauf stellte.

»Ja klar. Ich freue mich schon!«, sagte Poppy und hängte weiter die Wäsche auf. Alice half ihr damit, sie nahm einen von Poppys Röcken und klemmte ihn mit einer roten und einer blauen Klammer am Wäscheständer fest.

»Oh.«

Alice blickte auf und zu Poppy, die den Blick auf den Rock gerichtet hatte. Alice runzelte die Stirn.

»Alles okay?«, fragte sie.

Poppy nickte. »Ja. Natürlich. Aber du darfst die Klammern nicht mischen.« Sie streckte eine Hand aus, Alice bemerkte, dass sie etwas zitterte, und tauschte die blaue Klammer gegen eine zweite rote aus. »Siehst du? So ist es viel besser. Jetzt passen sie zusammen.« Sie schaute wieder nach oben, in Alice' Gesicht. Sie lächelte. »Essen wir jetzt?«

»Hast du gut geschlafen?«, fragte Poppy, während sie sich Schokocreme auf ein Croissant strich. Alice brauchte einen Moment, um auf die Frage antworten zu können. Sie war in Gedanken noch immer bei der Szene am Wäscheständer. Sie war sich manchmal nicht sicher, was in Poppys Kopf vorging.

»Hm«, machte sie, als sie merkte, dass Poppy sie anschaute. »Nicht so. Der Köter aus Nummer elf hat die ganze Nacht gekläfft. Ich hätte nichts dagegen, wenn der eines Tages einfach tot umkippen würde. Auch, weil ich langsam genug davon habe, seine Scheiße aus dem Flur zu wischen.«

Alice hasste diesen Hund mit großer Leidenschaft. Und noch mehr hasste sie seinen Besitzer, einen Mitvierziger, der Alice' Kopf nicht von ihren Brüsten unterscheiden konnte. Manchmal, wenn sie mit ihm reden musste, schien es ihr, als dachte er tatsächlich, ihr Mund befände sich einige Zentimeter weiter unten.

»Deshalb solltest du dir Ohrstöpsel besorgen, Süße.« Poppy schlief immer mit Ohrstöpseln und sie schlief fantastisch.

»Ohrstöpsel? Nee, danke. Dann bemerke ich dich doch gar nicht, wenn du an die Tür klopfst.«

Vielleicht schlief Poppy aber auch nur so fantastisch, weil sie die Hälfte ihrer Nächte in Alice' Bett verbrachte.

»Ich schenke dir trotzdem irgendwann welche.«

Alice lächelte sie schief an.

Am Abend desselben Tages lag Poppy mit offenen Augen und zugestöpselten Ohren in ihrem Bett. Stille umfing sie, auch das Rascheln ihrer eigenen Decke konnte sie nicht hören, egal, wie oft sie sich umdrehte.

Sie hatte nicht gelogen: Sie schlief wahnsinnig gut. Außer sie hatte etwas auf dem Herzen. Vielleicht würde es helfen, wenn sie rüber zu Alice ging.

Sie ging nicht rüber zu Alice.

Stattdessen schlug sie die Bettdecke zurück, setzte sich auf und stellte ihre nackten Füße auf den Boden. Sie ging zu dem Fenster gegenüber von ihrem Bett. Durch die Scheibe konnte sie auf einen weiteren Wohnkomplex, ähnlich dem ihren, sehen. Viel erkannte sie nicht, da es bereits dunkel war und die Straßenlaternen nicht funktionierten. Sie brauchte aber auch nichts zu sehen, sie wusste, wie es draußen war. Rissiger Asphalt, magere Bäume, Müll in der Seitenrinne der Fahrbahn. Manchmal ein Penner, der zwischen den Abfallcontainern lag.

Es sah fast genauso aus, wie zu Hause. Einzig Alice machte den Unterschied. Sie machte Poppy glücklich. Und Poppy wollte Alice glücklich machen. Aber sie wusste nicht, wie, hatte es noch nie gewusst. Menschen glücklich zu machen, das war schwer für sie.

Poppy nahm ihre Gießkanne vom Fensterbrett. Sie lief im Kreis durch ihr Zimmer, goss jede Pflanze. Am liebsten mochte sie die kleine Zimmerpalme direkt neben ihrem Bett. Sie hatte sie kürzlich erst umtopfen müssen, da ihre Wurzeln sich in dem kleinen Kübel nicht hatten ausbreiten können. Alice hatte ihr dabei geholfen und zusammen hatten sie einen von Poppys schönsten Tagen verbracht. Deshalb überkam sie immer das Bedürfnis, sich besonders gut um die Palme zu kümmern. Sie hatte den Großteil des Wassers bereits verbraucht, die anderen Pflanzen hatten es bekommen. Also ging sie in die Küche, um die Gießkanne wieder aufzufüllen. Dabei fiel ihr Blick auf das Schneidebrett, das neben der Spüle lag. Das Messer darauf lag ein wenig schräg. Das musste Alice gewesen sein, als sie heute Morgen die Teller aus dem Schrank geholt hatte. Mit gerunzelter Stirn richtete Poppy das Messer so aus, dass es parallel zu der linken Kante des Bretts ausgerichtet war. Die Spitze zeigte nun direkt auf sie. Poppy ging in ihr Schlafzimmer zurück, um ihre Palme zu bewässern. Danach war die Gießkanne nur noch halb voll. Und weil Poppy gerne bestmöglich vorbereitet war, ging sie erneut in die Küche.

Poppy und Alice waren auf dem Weg in die Stadt. Das Wochenende war vorbei und mit ihm gemütliche Frühstücksmorgende. Trotzdem war Alice guter Laune. Seit kurzem musste sie nicht mehr alleine in die Stadt fahren. Sie nahm auch Poppy mit, die in einem Blumengeschäft arbeitete. Alice selbst ging einem Aushilfsjob bei McDonalds nach.

»Einen Schwarzen bitte und eine heiße Schokolade mit Sahne zum Mitnehmen«, sagte Alice zu dem jungen Mann hinter der Theke. Wie jeden Montag holte sie in dem kleinen Café nicht weit entfernt von dem Blumengeschäft zwei warme Getränke. Für sich einen Kaffee, für Poppy die Schokomilch, weil sie keinen Kaffee vertrug. Er machte sie nervös. Außerdem mochte sie den Geschmack nicht.

»Hier, für dich.« Alice beugte sich in das geöffnete Fenster des Beifahrerplatzes. Poppy, die bis eben aus der Frontscheibe gestarrt hatte, zuckte zusammen, als sie Alice' Stimme hörte. Dann nahm sie Alice mit einem Lächeln im Gesicht ihren Becher aus der Hand und streckte den Kopf durch das Fenster.

»Danke.« Sie küsste Alice und Alice atmete schneller.

»Bitte. Und jetzt setz dich wieder richtig hin und verschütte bloß keine Schokomilch auf die Sitze.« Alice Stimme klang ein wenig schroff, es war ihr unangenehm, wie leicht Poppy sie aus dem Takt bringen konnte.

Sie lief um das Auto herum, klemmte den Kaffee in die Halterung und sich hinter das Lenkrad. Während sie zum Blumengeschäft fuhren, bemerkte Alice, dass Poppy erneut aus dem Fenster starrte. Sie hatte ihre heiße Schokolade kaum angerührt. »Alles gut bei dir?«, fragte Alice.

Poppy blinzelte. Poppy lächelte. »Ja, sicher. Ich bin nur etwas müde. Hab nicht gut geschlafen.«

Jetzt fielen Alice die Ringe unter Poppys Augen auf. »Trotz der Ohrstöpsel?«

Poppy streckte ihr die Zunge raus. »Ja, trotz der Ohrstöpsel.«

»Du hättest zu mir kommen sollen. Du weißt, ich liebe es, dich in meinem Bett zu haben.« Sie liebte es generell, Poppy um sich zu haben. Mit Poppy war sie nicht so allein. Und Poppy bestand nicht aus Chaos und Aussichtslosigkeit wie ihre bisherigen Beziehungen.

Erneut huschte Poppys Blick hinaus zum Fenster. Sie biss sich auf die Unterlippe. »Ich wollte dich nicht schon wieder vom Schlafen abhalten. Nicht, nachdem du so müde warst.«

Alice runzelte die Stirn. Sie hätte Poppy nicht davon erzählen sollen. »Lieber hab ich dich bei mir, als dass ich penne. Außerdem: Letzte Nacht habe ich genug Schlaf für eine Woche bekommen. Der Köter aus Nummer elf hat ausnahmsweise mal sein Maul gehalten. Vielleicht wurde mein Wunsch erhört und er ist tot umgekippt. Du kannst also ohne schlechtes Gewissen bei mir klopfen.« Sie zwinkerte Poppy zu. Diese grinste. Ihr Gesicht wurde endlich lebendiger.

»Es freut mich, dass du gut schlafen konntest«, sagte sie. Ein Moment der Stille trat ein, in dem Poppy Alice von der Seite betrachtete. Sie öffnete erneut den Mund, wollte noch etwas hinzufügen, doch da brachte Alice das Auto zum Stehen.

»Wir sehen uns heute Abend?«, fragte Alice und Poppy nickte. Sie würde mit der Bahn nach Hause fahren.

Mit einer Umarmung verabschiedeten sie sich voneinander, aber nicht für lange. Abends wollten sie einen Film schauen, einen, den Poppy ausgesucht hatte. Sie hatte dafür alles vorbereitet. Hatte ihre weiße Bettwäsche aufgeschüttelt und die weißen Kissen auf dem Bett ausgebreitet. Der Laptop stand aufgeklappt am Fußende und die Lichterkette über Poppys Schreibtisch strahlte warm. Sogar an Popcorn hatte sie gedacht. Was jetzt noch fehlte, war nur eines: Alice.

Poppy wartete direkt an der Tür, um dieser schnellstmöglich öffnen zu können. Sie wippte auf ihren Fußballen, und als es schließlich klopfte, riss sie die Tür so heftig auf, dass sie beinahe gegen ihre Stirn schlug.

»Hi«, sagte sie, klang atemlos. Alice blickte ihr mit hochgezogenen Augenbrauen entgegen. Sie hatte noch nicht einmal die Hand gesenkt.

»Das ging aber schnell.« Sie betrat Poppys Wohnung, warf ihre Schuhe ab und bemerkte, dass Poppy einen Schlafanzug mit aufgedruckten Blümchen trug. Sie selbst steckte noch immer in dem schwarzen T-Shirt und den Shorts von heute Morgen. »Hübscher Schlafanzug«, kommentierte sie. Poppy strahlte. »Danke!« Sie nahm Alice bei der Hand und zog sie in ihr Zimmer auf ihr Bett. »Wir schauen *Susi und Strolch*«, verkündete sie. »Um zu feiern, dass dich der nervige Hund nicht geweckt hat.«

Alice' Mundwinkel zuckten nach oben. »Ich mag deine Art von Humor«, sagte sie. Sie beugte sich zu Poppy rüber, zupfte am Kragen ihres Pyjama-Oberteils. »Und weißt du, was ich noch mag?« Poppy neigte sich zu Alice. »Was?«, fragte sie. Alice legte ihre Lippen an Poppys Ohr. Sie sagte ihr, was sie mochte. Und dann zeigte sie es ihr.

Eine halbe Stunde später hatten sie den Film immer noch nicht begonnen und das Popcorn nicht gegessen. Dieser Abend war nicht nach Plan verlaufen. Trotzdem verzog sich Poppys Mund zu einem Lächeln. Sie kuschelte sich eng an Alice, die ihre Finger über Poppys Arm wandern ließ.

»Das war toll«, sagte Poppy.

Alice grinste. »Das war es.« Ihre Finger hielten inne. »Aber es hat mich durstig gemacht. Ich hole mir schnell was zu Trinken. Willst du auch was?«

»Ja, bitte. Einmal Traubensaft.«

Alice rollte sich von Poppy weg, hinterließ eine kalte Stelle. »Wird gemacht.« Mit Schritten, die ein wenig mehr federten, als gewohnt, verließ sie das Zimmer. Ging in die Küche, schenkte sich und Poppy zwei Gläser ein, Traubensaft und Wasser. Stellte die Flasche Saft zurück in den Kühlschrank, registrierte dabei aus dem Augenwinkel das Schneidemesser, welches in der Spüle lag. Mit den gefüllten Gläsern in den Händen machte sie sich wieder auf den Weg zu Poppy. Vielleicht hatten sie ja noch genügend Zeit, um den Film anzuschauen.

Alice kam von ihrem Aushilfsjob bei McDonalds zurück. Es war früher Abend sie warf ihre Tasche auf das Bett, die Jacke in die Ecke. Auch die Schuhe wollte sie ausziehen, kam durch das Klopfen an der Tür aber nicht dazu. Sie gähnte und schlurfte durch den Raum, damit sie Poppy öffnen konnte.

Dabei erinnerte sie sich an den Filmabenden von vor zwei Tagen. Sie war erschöpft, aber Gedanken an Poppy machten sie glücklich.

»Ich weiß, dass du es warst.« Die Stimme, die ertönte, sobald sie die Tür ein Stück geöffnet hatte, ließ sie zusammenfahren. Sie war tiefer, wütender, lauter als Poppys Stimme. Sie bewirkte, dass Alices Schläfrigkeit von jetzt auf gleich verflog.

»Was war ich?«, fragte sie, überkreuzte die Arme und blickte zu dem kahlköpfigen Mann aus Nummer elf hinauf.

»Du Schlampe hast meinen Timmy umgelegt.«

Alice runzelte die Stirn. Sie kannte keinen Timmy.

»Erstochen hast du ihn, du Monster.« Das Gesicht des Mannes vor ihr war rot angelaufen und sie musste an die Blumen auf Poppys Türvorleger denken. Die hatten dieselbe Farbe.

Schau doch mal in den Spiegel, wollte sie sagen. Aber das wäre unklug. Stattdessen sagte sie: »Ich kenne keinen Timmy.«

Doch auch das schien nicht die richtige Wortwahl gewesen zu sein – der Mann verlor jegliche Selbstbeherrschung. Er machte einen Schritt auf Alice zu, die nicht schnell genug die Tür knallen konnte, packte sie am Arm. Bohrte seine dicken Finger so hinein, dass Alice die Zähne zusammenbeißen musste.

»Mein Hund!« Er riss sie nach vorne. Alice' Augen wurden groß, einerseits, weil sie fürchtete zu stürzen. Andererseits weil sie verstand: Ihre Gebete waren tatsächlich erhört worden. Der idiotische Kläffer war tot. Umgebracht.

»Hab ihn blutend vor der Couch gefunden, aufgeschlitzt, als wollte man ihn ausnehmen. Hast ihn wohl extra dort platziert, damit ich ihn sofort finde, was? Und was sollte der Scheiß mit der Mohnblume? Fandest du es etwa lustig, ihm damit das Maul zu stopfen, du kleine Ratte?«

Die Spucke des Mannes traf Alice' Gesicht und er zog sie immer näher zu sich, drückte sie an die Wand ihm Flur.

»Lass mich los.« Alice' Stimme war ruhig, ihre Gedanken nicht. Sie drehten und drehten sich, drehten sich um den toten Köter, die Mohnblume, die festen Finger an ihrem Arm.

Der Mann hörte sie nicht. Er schloss seine Finger um ihren Hals. Alice' Finger zitterten, als sie versuchte, sich aus seinem Griff zu befreien.

»Lassen Sie mich los!« Lauter diesmal, nachdrücklicher. Der Mann reagierte noch immer nicht. Alice' Blick zuckte umher, suchte nach Rettung. Der Flur war leer. Ihr Kopf knallte gegen die Wand, einmal, zweimal.

Ihr Blick fand Poppys Fußmatte. Rot.

Thema 7: Schreiben Sie eine unheimliche Geschichte



Lorenz Heint

Elisabeth-Selbert-Gymnasium Filderstadt

Siebzehn nach vier

Bradley schlug die Augen auf. Sein Kopf lag auf dem Lenkrad, er musste eingeschlafen sein. Langsam richtete er sich auf und warf einen Blick nach draußen, wo ein heftiger Schneesturm über das Land tobte. Das Auto stand am Straßenrand. Wo er genau war, wusste er nicht. Die vom Schnee bedeckte Landstraße sagte nichts über die Region aus. Keine Straßenschilder, keine Lichter und kein Anzeichen auf Leben. Ein rascher Blick auf seine Taschenuhr: Siebzehn nach vier. „*Muss wohl stehengeblieben sein.*“, dachte er sich. Erst jetzt merkte er, wie sehr er unter der Kälte litt, seine Jacke konnte ihn wenigstens ein bisschen warmhalten. Die Autoheizung wollte er schon lange reparieren lassen. Seine rechte Hand griff langsam nach dem Autoschlüssel und drehte ihn um. Dann trat er aufs Gaspedal und fuhr los. Der Mond war durch die vielen Wolken kaum zu erkennen und er war auf die Autoscheinwerfer angewiesen. Die Straße führte in einen Wald. Es war ein Nadelwald und die Bäume waren stark von Schnee bedeckt. Langsam kamen seine Erinnerungen wieder zurück. Er war unterwegs, unterwegs zu einem wichtigen Treffen. Aber wohin wollte er genau? Es schien, als würde ihm etwas fehlen, ein wichtiger Teil seiner Erinnerungen wollte einfach nicht mehr in seinem Kopf auftauchen. In der Ferne konnte er etwas erkennen. Bradley war nicht mehr der Jüngste, im Gegenteil sogar, doch seine Sehkraft war ihm erstaunlich gut erhalten geblieben. Nicht besonders deutlich, doch durch den heftigen Schneefall konnte er eine Brücke erkennen. Ihre gigantischen steinernen Pfeiler ragten aus einem Fluss heraus, der etwa zehn Meter unter dieser, mit einer unglaublich rasanten Strömung floss. Ein hölzernes Schild davor verriet die Entfernung zur nächsten Stadt. Drei Kilometer bis nach *Deepville*. Als die vorderen Reifen des braunen Fiats die Brücke berührten, sah er sie. In der Mitte der Brücke hockte eine junge Frau im Schnee. Sie hatte keine Jacke, lediglich einen dünnen Pullover, ihre Haut war blass wie Kreide und ihre hellblonden Haare waren von Schnee bedeckt. Reflexartig brachte Bradley den Wagen zum Stehen, dann riss er die Autotür auf und rannte zu der zitternden Frau. Die Kälte schoss ihm ins Gesicht und der Schnee knirschte unter seinen Schuhen. Seine Beine schmerzten, er war lange nicht mehr so schnell gelaufen. Er warf flüchtig einen Blick vom Rand der Brücke. Die Strömung riss einige Äste in sekundenschnelle aus seiner Sichtweite. Er überlegte nicht lange, riss sich seine Jacke vom Leib und legte sie der Frau über. Sein dünnes Flanellhemd konnte ihn nicht ausreichend schützen und eine furchtbare Kälte umklammerte ihm. Er

versuchte seinen frierenden Oberkörper wenigstens durch seine verschränkten Arme warmzuhalten. „Junge Frau, was tun Sie so spät hier allein in der Kälte? Wo kommen Sie her, kann ich Ihnen irgendwie helfen?“. Er musste laut sprechen, da der Wind sonst alles übertönt hätte. Die Frau starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Dann öffnete sie langsam ihren Mund und wisperte ängstlich: „Was..., was ist passiert? Bin ich.., bin ich gestorben?“ Sein Kopf schmerzte. Er hielt sich beide Hände an seine kahle Kopfhaut. Ihre Stimme war nur sehr leise, und doch bohrte sie sich so unglaublich laut in seinen Kopf ein. Verwirrt blickte er sie an, dann schüttelte er langsam den Kopf. „Nein, Sie sind wahrscheinlich nur unterkühlt. Kommen Sie ins Auto, dann kann ich Sie in ein Krankenhaus bringen.“ Die Frau stand auf. Noch immer war sie stark am Zittern. „Nein, mir geht es gut.“, flüsterte sie emotionslos und trotz des unglaublich lauten Dröhnens des Windes, konnte er sie genau verstehen. Die Frau lief langsam, Schritt für Schritt, zum niedrigen Steingeländer der Brücke und starrte herunter. „Hören Sie, wenn Sie keine Hilfe von mir wollen, rufe ich jetzt einen Krankenwagen.“, rief er zu ihr hinüber. Keine Reaktion. Er zog sein Smartphone aus der Hosentasche. Mit zitternden Fingern tippte er auf das Icon seiner Telefon-App. „Komm zu mir!“, flüsterte die Frau. Er blickte auf. Sie stand etwa fünf Meter von ihm entfernt. „Ich muss dir etwas zeigen.“, sagte sie. Langsam näherte er sich der Frau, ihr Blick richtete sich nicht auf. Sie sah nach unten, das Wasser tobte weiterhin. Erst als er direkt neben ihr stand, drehte sie ihren Kopf. Bevor er reagieren konnte, war es bereits zu spät. Sein Fallen verlief langsam, zumindest kam es ihm so vor. Er riss seinen Kopf nach oben. Die Frau stand am Brückenrand und winkte. Ein leichtes Lächeln war auf ihrem Gesicht zu erkennen. Dann verschwand ihre Gestalt im kalten Wind. Siebzehn nach vier.

„Mum, geh endlich schlafen! Du musst nicht alle zehn Minuten bei mir anrufen, mir geht es gut!“, schrie Eric in sein Handy und legte auf. Der LKW vor ihm bewegte sich ein paar Meter, bevor er wieder zum Stehen kam. Eric seufzte auf. „*Was auch immer den Verkehr aufhält, macht es gründlich.*“, dachte er sich. „*So ein heftiger Stau um diese Uhrzeit ist nicht normal. Auch nicht für die Feiertage.*“ Es war die Nacht des 26ten Dezembers. Er hatte seiner Familie versprochen dieses Mal pünktlich zu sein. Das konnte er nun vergessen. Der Stau hatte vor fünfzig Minuten begonnen und es war kein Ende in Sicht. Die Nachrichten seines Vaters ignorierte er, ebenso jeden weiteren Anruf seiner Mutter. Das Radio spielte *Last Christmas*, Eric wechselte den Sender. Den Song konnte er nicht leiden. Er war müde, schließlich war es schon weit nach Mitternacht. Sein Navi gab ein Signalton von sich, eine neue Route wurde

gefunden. Eine Ausfahrt in etwa fünfzig Metern. „Bestimmt ein Fehler“, murmelte er. Er ist die Strecke zum Haus seiner Eltern schon tausendmal gefahren, an dieser Stelle gab es keine Ausfahrt. Er nahm sich eine Hand voll Chips aus der Tüte neben ihm und stopfte sie sich in den Mund. Das Auto kam weiterhin nur sehr langsam voran. Doch zu Erics Verwunderung war nach ein paar Minuten auf der rechten Seite tatsächlich eine Ausfahrt zu erkennen. „*Hab ich mich mit der Stelle geirrt?*“ Alle Autos schienen sie zu ignorieren, sie schenken ihr nicht einmal Aufmerksamkeit. Eric warf einen weiteren Blick auf sein Navi. Das nächste Ziel der Ausfahrt war eine Kleinstadt. „*Alles besser als in dieser Autoschlange zu verrotten.*“, dachte sich Eric. Ohne groß nachzudenken, bog er ab.

Die Straße führte ihn weit weg von der Autobahn, auf eine kleine Landstraße. Er schaute nach draußen, es fing gerade an zu schneien. Auf einmal erlosch der Bildschirm von seinem Navi. „Scheiße, das darf doch nicht wahr sein!“. Eric schlug mit seiner flachen Hand auf das Lenkrad. Er versuchte das Gerät während der Fahrt wieder einzuschalten, doch seine Versuche schlugen alle fehl und er konzentrierte sich wieder auf die Straße. Mit pochendem Herzen fuhr er weiter. Rechts und links von ihm erstreckten sich endlose Felder, doch mit der Zeit war immer weniger davon zu erkennen. Das Auto entfernte sich weiter von der letzten Straßenlaterne, seine Autoscheinwerfer waren die einzige Lichtquelle. Der leichte Schneefall hatte sich ziemlich schnell in einen Sturm verwandelt und Eric konnte noch weniger erkennen. „*Wie zum Teufel bin ich hierhergekommen?*“, fluchte er. Angst überkam ihn. Wo wollte er eigentlich mitten in der Nacht noch hin? Eric konnte sich nicht erinnern. Der Wagen fuhr in einen Tannenwald, die Straße war mittlerweile zu einem steinigen Weg geworden. Er wollte gerade seinen Fuß vom Gaspedal heben und den Wagen zum Stillstand bringen, da sah er ein altes Holzschild am Straßenrand. Bis zur nächsten Kleinstadt, *Deepville*, waren es etwa drei Kilometer. Es folgte eine massive Brücke aus Stein. Eric fuhr weiter. In der Mitte der Brücke konnte er etwas erkennen. Ein Stein, ein Tier, ein Mensch! Geschockt trat Eric auf die Bremse. Ein älterer Mann saß zitternd inmitten des Schnees und starrte ihn mit großen Augen an. Er trug lediglich ein dünnes kariertes Hemd und Schnee sammelte sich auf seiner Glatze. Der Wagen kam am Anfang der Brücke zum Stillstand. Eric hob seinen linken Arm und blickte auf seine Armbanduhr. Achtzehn nach vier. „*Muss wohl stehengeblieben sein*“, dachte er sich.

Thema 7: Schreiben Sie eine Gruselgeschichte



Alexandra Odenbreit – Friedrich-Abel-Gymnasium

Sommernachtstraum

„Ein wundervolles Stück, nicht?“ Sie saßen am See, es war dunkel, aber der Mond schien, und es war warm, denn es war Sommer. Sie nickte und lächelte selbstvergessen, als sie in die grünen Augen der Anderen sah. „Shakespeare halt“

Die Andere lachte. „Da hast du Recht“

Die beiden saßen auf dem angenehm kühlen Gras, das offene Reclam-Heftchen in den Händen der Einen, ein Notizbuch in denen der Anderen. Das Wasser, über dem ihre Füße baumelten, war noch angenehm lauwarm, denn der Tag war frühlingshaft sonnig gewesen, und umspülte ihre Zehen ein wenig. „Was hältst du davon, wenn wir es aktualisieren?“, fragte die Jüngere der beiden mit ihren tiefschwarzen Locken. Die Grünäugige lächelte. „Was hältst du davon, wenn wir es umschreiben?“

„Du meinst ein anderes Paar?“

„Du solltest Titania sein!“

„Elfen sind weiß, Liebste“

Die Blonde lachte. „Wo steht’s geschrieben?“

Die Andere konnte wenig erwidern. Sie lehnten sich zurück und verschränkten ihre Finger miteinander. „Ich sollte Titania sein?“

„Die Schönheit der Elfen ist unermesslich, Liebe“ Ein blasser, flüchtiger Kuss fand seinen Weg auf die Hände und das Glück der beiden war wie der Mond: voll, sanft, und jedoch hell genug, um gerade für die beiden zu genügen, sodass sie sich sehen, die Schönheit im Spiegel des Sees betrachten und doch bei Sinnen bleiben konnten. Mehr brauchten die beiden nicht. Sie durften sich nur nicht darin verlieren, wie es einst der Schönste aller Schönsten getan hatte. „Wie kann ich euch behilflich sein, meine Königin?“

„Liebste, wenn ich Titania sein soll, so musst du mein Oberon werden!“

Die Eine lachte wieder. „Ich will nicht mit dir streiten. Lass mich lieber dir dienen, gib dingens Oberons Rolle und das passt.“ Die Andere nickte, kitzelte in dem Notizbuch herum. „Ja, er passt auch besser.“

„Also, eure Majestät“ In einer dramatischen Geste küsste sie untertänigst die Hand ihrer Geliebten. „Was kann ich für euch tun?“

Die lachte nur. „Etwas trinken würd' ich gern.“

„Kommt sofort!“ Die Eine sprang auf und rannte in die Hütte zurück. Das Reclam-Heft ließ sie zurück, der Hang war steil und ihre Kleider flatterten im Wind. Das Wasser, das sie holte, war trinkbar und kalt und es hatte Kohlensäure, das war entscheidend. Sie eilte zurück zum Ufer, begeistert vom Gedanken an das Stück und beflügelt vom eigenen Glück - aber die Andere war weg. Das Gras hatte keine Spuren, das Wasser war ruhig; fast als hätte sie sich in Luft aufgelöst. Die Eine rief nach ihr, doch es erklang keine Antwort. Sie schrie wieder und wieder, lauter und lauter, doch die Erde blieb still. Sie verweigerte ihre Hilfe, verspottete sie mit der sanften Brise und den leichten Wogen des unendlichen Wassers. Ihre Hände begannen zu zittern, ihre Sicht verschwamm, das Atmen wurde mühsam und der Mond war nicht mehr das sanfte Licht, sondern ein gleißender Scheinwerfer, der sie demütigte.

„Schatz“, rief sie, „Schatz, Schatz, Schatz, Liebe, bitte!“ Sie wiederholte es. Wieder und wieder, lauter und lauter. Sie rannte über den Hang. Zur Hütte, wieder zurück. Die Verzweiflung wuchs und wuchs und gewährte ihr erst eine Pause, als das warme, so vertraute Lachen erklang - und das Licht war wieder angenehmer, der Mond half ihr wieder. Das Lachen rief sie in den Wald, und sie folgte augenblicklich. Das Gestrüpp zerkratzte ihre weiche, kostbare, so gut gepflegte Haut und die Risse taten weh, aber das war nebensächlich, sie musste einfach zu ihr. Sie rannte und rannte und verfolgte das Lachen. Sie

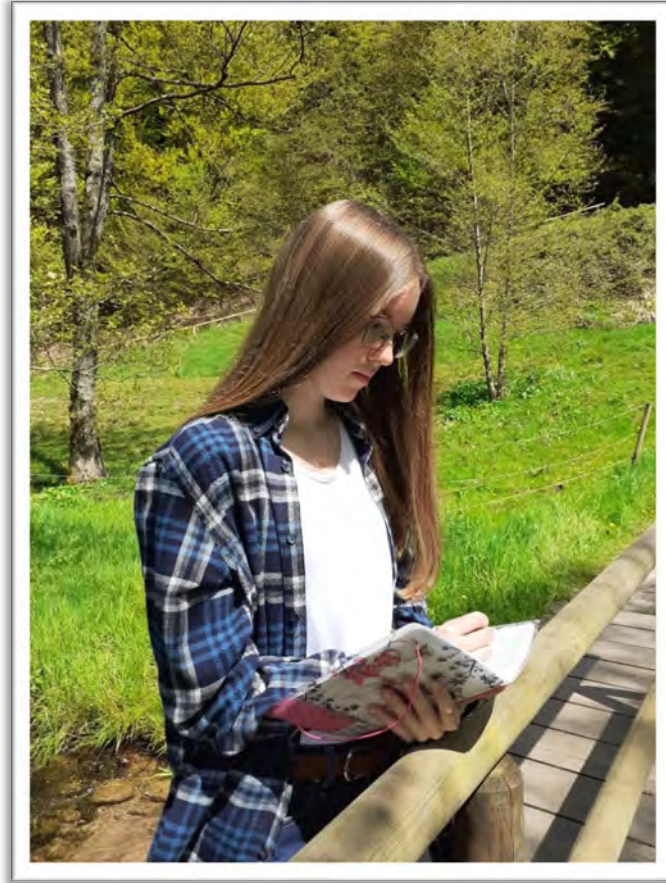
schrie in den Wald hinein und ihre Kehle brannte. Aber es schien, als würde das Lachen vor ihr davonrennen, beinahe als wollte ihre Liebste nicht gefunden werden. Der Wald war schwarz und eng und weit. Die Bäume folgten ihr, die Tiere jagten hinterher. Und es fehlte ihr Freund; der Mond, der ihr immer das Sehen geschenkt hatte - die dunklen Blätterdächer hatten ihn ausgesperrt, entmachtet und entehrt. Sie verwehrten der armen Hilflosen die Orientierung und jede Hoffnung. Die Eine passierte einen Bach und zumindest der funkelte. Sie hielt einen Moment inne und betrachtete das tiefe Wasser. Es war bildschön, so dunkel und hell zugleich - es war die Hoffnung der schwarzen Nacht, die Kerze der Trauer und die Romanze der Angst. Doch verweilen durfte sie nicht - auch wenn es einem Verrat und einer Trennung glich, sie musste gehen. Sie musste zu der Einen. Also hetzte sie weiter, schwitzte, stolperte über eine Wurzel und konnte sich nicht mehr fangen, sie fiel. Verzweifelt fasste sie das Laub, sie wollte weiterrennen. Vorbei an den Tieren - den Eulen und Luchsen, den Mardern und Wölfen - einfach weiter. Sie musste sie finden, allein konnte sie doch nicht leben. Sie sprang auf, das dreckige Laub wurde mitgerissen. Ein leuchtendes Gelb wurde freigelegt. Die Eine erstarrte. Gelb. Sie sank auf die Knie, beschmutzte ihre Kleider und sich selbst. Die Wurzeln umschlangen sanft ihre Knöchel und sie wusste, wenn sie blieb, so konnte sie nie wieder gehen. Also hetzte sie, scharfte mehr Blätter zur Seite - da war es. Das Reclam-Heft, grell leuchtend in der Dunkelheit der hohen Bäume, das Stück von Shakespeare - *ihre Ausgabe. Ihre Notizen. Ihre Sommernachtsszene.*

Sie ließ die Seiten durch ihre Hände flattern. Obwohl es dunkel war, strahlten das Blau, das Grün, das Gelb und das - *Rot?* Die Eine erstarrte abermals. Sie benutzten keine roten Stifte in der Vorbereitung. Das Rote kam erst bei den Proben, bei der Inszenierung, doch nicht in der Vorbereitung! Also blätterte sie zurück, Seite für Seite, weiter und weiter. Verwirrt und verloren. Und da war es. In der Mitte des Stücks. Das dünne Papier war rot und nass und warm und es breitete sich aus, das unaufhaltsame und gefährliche Rot. Bald war das Buch durchtränkt. Doch der Strom kam nicht zum Erliegen. Sie ließ es fallen - entsetzt und zerstört. Ihre Hände leuchteten rot, ihre Kleider verfärbten sich. Die Glasflasche für die Andere war zerschellt auf dem Stein und das einst kühle Wasser bahnte sich seinen Weg zum Bach, und der mündete in den See. Die beiden teilten ein Wesen, die eine Seele glich der anderen. Ihre Spiegel boten dasselbe Bildnis - dieselbe Elfenfratze, dieselbe Schönheit. Zuerst schrie sie, doch ihre Stimme versiegte. Gelähmt sah die Eine zu, wie die Scherben zur dunklen, silber leuchtenden, brodelnd-brennenden Quelle wurden. Ihr Spiegelbild starrte ihr

entgegen. Das tiefe Braun ihrer Augen auf der Oberfläche, es glich der Endlosigkeit des Waldes. Es nahm sie ein, füllte ihre Lunge und ihr Herz und ihr Denken, ihre Seele, ihr Wesen. Die Wurzeln hatten sie fest im Griff und Äste neigten sich zu ihr herunter, strichen über ihr Haar und umwickelten langsam ihre Kehle. Tiefe Augen des Waldes schauten auf sie herab, Flügel glitten unter dem Dach umher, dünne Beine fanden ihren Weg auf ihre Haut, die benetzt war vom heißen Dampf der Quelle. Die Eine war friedlich willkommen geheißen in der ewigen Gemeinschaft. Und ihre Geliebte hing vom nächsten Baum, das Notizbuch krampfhaft an sich gepresst, das Blut schmückte ihre Lippen und sickerte aus ihrem Mund, verschwand doch sogleich und tränkte weiter den Sommernachtstraum.

Anmerkung: Potentiell fehlende Interpunktion am Ende der wörtlichen Rede ist gewollt und soll als Stilmittel verstanden werden, das den Satz bei der Aussprache ins Leere lassen soll.

Thema 7: Schreiben einer unheimlichen Geschichte



Das Monster

Von Maria Susewind

Dunkelheit und Kälte waberten durch das Zimmer. Darauf bedacht, der Dunkelheit nicht zu nahe zu kommen, rückte das Mädchen noch weiter ins blaue Licht. Die Beine eng an ihren Körper gedrückt, kauerte sie auf dem kahlen Fußboden vor dem Sofa. Sie blickte noch einmal durch den ganzen Raum. Besonders lange musterte sie die Tür, die zum Flur führte. Dann schaute sie hinter sich zum Sofa. Es war so weich und groß, dass sie Angst hatte, es würde ihren kleinen Körper verschlingen, wenn sie sich daraufsetzte. Zu ihrer Rechten waren Fenster, die sie wie große schwarze Augen anstarrten. Schnell schaute sie wieder weg. Sie

suchte ihre Rettung in dem Fernseher vor ihr. Die Stimme sollte nach außen hin den Anschein geben, es wäre ein Erwachsener im Raum. Gegen Erwachsene kommt kein Monster an. Ob das Monster sich täuschen lassen würde?

Als sie realisierte, was die Stimme des Fernsehmannes erzählte, horchte sie auf. „Der Klimawandel ist eine ernstzunehmende Bedrohung. Wir können schon jetzt die Auswirkungen spüren. Auch hier in Deutschland. Dieser Sommer war bei uns besonders trocken und heiß.“ Gebannt blickte das Mädchen auf den Bildschirm. Er zeigte Wälder, die vom Feuer gefressen wurden. „Jetzt ist ja Winter“, flüsterte sie kaum hörbar, „Im Winter ist es nicht heiß.“ Der Fernseher erleuchtete das Zimmer gefährlich rot. Das Mädchen war von den schrecklichen Bildern nun so abgelenkt, dass sie zu spät realisierte, wie sich die Tür knarzend öffnete.

Sie wollte schreien, konnte aber nicht. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Als das Licht angeschaltet wurde, konnte sie nichts mehr sehen, presste die Augen zu und hob die Hände über ihr Köpfchen. Schritte näherten sich. Ihr Ende war gekommen. Sie würde vom Monster mitgenommen, vielleicht sogar gefressen werden, so wie die Wälder. Sie spürte, wie ein Schatten auf sie fiel und einen kalten Schauer durch ihren Körper jagte. „Schätzchen, was machst du hier?“, erklang eine warme Stimme, die sie kannte. Sie riss den Kopf hoch. Das grelle Licht versetzte ihren Äuglein einen schmerzenden Stich. Als sie sich fast an die Helligkeit gewöhnt hatten, brach das Kind in Tränen aus. „Mama!“, sie sprang auf und umarmte ihre Mutter, die anstelle eines Monsters vor ihr stand, die Lampe wie ein Heiligenschein ihr erstauntes Gesicht umrahmend. Sanft umschlossen die Arme des Engels den bebenden Körper und hoben ihn an. Die durchflutende Wärme trug die Angst und den Schrecken fort. „Alles ist gut. Ich bin ja jetzt da.“ Diese tröstenden Worte ließen die Tränen des Mädchens versiegen. Der Fernseher zeigte wieder den Krawattenmann vor dem blauen Hintergrund. „Und nun zum Wetter. Starkregen kann in einigen Teilen Deutschlands zu...“. Die Mutter schaltete den Fernseher aus. „Willst du heute bei mir schlafen?“ Das Mädchen konnte immer noch kein Wort sprechen, also nickte es.

Heute ging die Sonne eine Minute früher unter als am Abend, an dem das Mädchen zitternd vor dem Fernseher saß. „So, heute gehst du nicht nochmal ins Wohnzimmer. Du weißt, dass wir dort abends nicht mehr heizen. Ich möchte nicht, dass du dich erkältest.“ Die Mutter

deckte das Mädchen und ihr Kuscheltier- ein ausgewaschener blassblauer Delfin- zu und strich ihrer Tochter liebevoll über die rosanen Bäckchen. Das Kind nickte. „Und falls ich gerade nicht in der Wohnung bin, brauchst du keine Angst zu haben. Ich bin vielleicht beim Wäsche aufhängen auf dem Dachboden und komme bald zurück.“ Abermals nickte das Mädchen. Der Blick der Mutter wurde sanfter.

„Und? Hat es Spaß gemacht, mit deinen Freundinnen am Bach zu spielen?“

Die Augen des Kindes leuchten.

„Ja, sehr! Nur schade, dass es plötzlich angefangen hat zu regnen.“

„Die Erde braucht auch mal Wasser, damit die Pflanzen trinken können.“

„Aber ertrinken die Pflanzen nicht bei so viel Regen auf einmal?“

„Dafür gibt es ja den Bach. Der trägt überschüssiges Wasser fort. Aber nun mache deine Äuglein zu und schlafe. Morgen sieht die Welt vielleicht schon anders aus.“

„Mama?“

„Ja?“

„Kannst du unter dem Bett schauen, ob da ein Monster ist?“

Die Frau seufzte, kniete sich auf den Boden und lugte unter das hölzerne Bettgestell.

„Kein Monster in Sicht. Und morgen wird da auch keins sein.“

„Und übermorgen?“

„Und übermorgen auch nicht. Schlaf jetzt und mache dir keine Sorgen. Ich bin ja da. In der Nacht werde ich dieses Haus nicht ohne dich verlassen.“

Das Mädchen lächelte und schloss langsam die Augen. Mit ihren Armen umklammerte sie fest ihren Kuscheldelfin. Ein paarmal strich die Mutter ihr noch über das Köpfchen, bis ihre Atemzüge ruhig und gleichmäßig wurden. Der Regen prasselte ungleichmäßig gegen die Rollläden. Leise schloss sich die Tür.

Das Mädchen schreckt aus einem Albtraum hoch. Mit weit aufgerissenen Äuglein starrt es in die Dunkelheit. Zu seinem stoßenden, flachen Atem hört man immer noch den prasselnden Regen. Aber es ist noch ein anderes Geräusch dazugekommen. Oder eher eine Mischung aus

vielen Geräuschen. Eine Art Gluckern und Rauschen und Blubbern. So hört sich also ein Monster an, denkt es. Das Mädchen fröstelt. Seine Decke musste es im Schlaf auf den Boden geworfen haben. Blind in der Finsternis tastet es nach seinem Kuscheltier. Als es den Delfin gefunden hat, presst es das Tier an seine Brust. Es will zu seiner Mutter. In ihren warmen Armen liegen, im Schlafzimmer, das nach Liebe und Sicherheit duftet. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Vielleicht kann es, wenn es schnell ist, noch fliehen, bevor das Monster es entdeckt. Es nimmt all seinen Mut zusammen und streckt sein Bein über die Bettkante. Ein spitzer Schrei hallt durch das Zimmer. Das Monster hat den nackten Fuß des Mädchens mit seiner eisigen Hand umschlossen. Schnell befreit es ihn mit zuckenden Bewegungen aus seiner Gewalt. Der Fuß fühlt sich an, wie gelähmt. Jetzt ist alles verloren. Das Monster weiß, dass es hier ist. Es kann nicht mehr fliehen. „Mama!“ Aus seiner Kehle kommt nur ein Krächzen. Es schließt die Augen, schluckt und versucht es noch einmal. „MAMA!“ Der verzweifelte Schrei wird von dem letzten Fünkchen Hoffnung durch das Haus getragen, das in der armen Seele des Mädchens verblieben ist. Als Antwort zerschneidet etwas später ein weiterer Schrei die modrig-feuchte Luft. Er klingt in den Ohren des Kindes fremd und gleichzeitig vertraut. Anscheinend hat seine Mutter zum ersten Mal das Monster entdeckt.

Rot.

Eine unheimliche Geschichte

33. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Anna Thommes, Max-Born-Gymnasium Neckargemünd



Soundtrack und Inspiration:

„Everywhere at the end of time, Stage 1-6“ – The Caretaker

Leise Musik plätscherte wie eine unaufhörliche Quelle aus dem alten Grammophon, das verstaubt in einer entlegenen Ecke des Raumes stand. Es hatte sicher schon bessere Tage gesehen, doch der Klang der Musik war klar, der Walzertakt unverkennbar.

Der Wind pfiff um das hölzerne Jagdhaus mitten im Tannenwald. Der Regen prasselte gegen das schmutzige, verblichene Fenster. Nur ein schwacher Lichtstrahl drang hindurch, tauchte den Wald um das Haus herum in ein spärliches, flackerndes Licht. Efeu war um das Haus mit dem schiefen Dach gewachsen, hatte es in Besitz genommen mit seinen rankenden Armen. Hin und wieder hörte man das Kratzen der Ranken an den Scheiben, die so kreischend um Einlass baten.

Drinne wippte er mit den Füßen; rechts und links, immer im Takt der Musik; rechts – und links. In Gedanken verloren war er, in Erinnerungen gefangen, die sich in seinem Bewusstsein verknüpften zu einer einzigen Szene, sich um Gedankenstränge rankten.

„Marie“, flüsterte er.

„Marie“, flüsterte ihre Stimme, die Stimme seiner Marie.

Wie er damals getanzt hatte mit ihr! Oh, wie er doch getanzt hatte, als junger Mann. Er roch noch das Haaröl, das beißend stinkende Zeug, mit dem er sein widerspenstiges Haar gebändigt hatte. Er spürte noch den Hauch ihrer zarten Hand an seinen Lippen, als er sie küsste und sah sie vor sich, als wäre es gestern gewesen. Rote Lippen, so rot wie sie kein anderes Mädchen besessen hatte. Getanzt hatten sie bis zum Morgengrauen, bis die Sonne aufging und ihm die Zehen bluteten.

Rot war ihr Kleid, ihr schwebendes Kleid. Geschwebt war sie im Walzertakt, immer im Kreis herum.

Eines Tages hatte er sie eingeladen, in sein Jagdhaus im Wald. Seit dem Tod seiner Eltern lebte er allein dort, lebte nur vom Wild, das er jagte. Er hatte den Walzer spielen lassen, von dem nagelneuen Grammophon. Er hatte den Holzboden unter seinen Knien gespürt, als er um ihre Hand anhielt. Sie tanzten im Waldhaus, ein ganzes Jahr, bis zur Hochzeit.

Sie hatte den Efeu gepflanzt, um das ganze Haus herum, hatte ihn gehegt und gepflegt, all die Jahre hindurch.

Er kratzte jetzt an den Fenstern, streckte seine Finger nach ihm aus, wollte eindringen in sein Versteck, mit scharfen Krallen.

Er wippte mit den Füßen, rechts und links und rechts und links und rechts und links und -

Das Grammophon knackte. Draußen schrie eine Eule.

Rechts und links, immer schön im Walzertakt.

Eine einzige Kerze stand auf dem hölzernen Tisch, brannte langsam und flackernd ab. Sie war rot, so rot wie die Lippen seiner Marie. Ihr Licht warf tanzende Schatten an die Wand, Schatten von Knochen und Schädeln, von längst verzehrten Tieren.

Ein Messer lag auf dem Tisch, eine blutrote Klinge; rot, wie das Kleid seiner Marie.

Mondlicht sickerte durch verblichene Fenster und Staubpartikel tanzten in der Luft, fingerdick lagen sie auf allen Möbeln.

Die Musik wurde leiser, so leise, dass sie bald nicht mehr von einem Rauschen zu unterscheiden war. Er glitt hinaus aus den geschlossenen Armen der Erinnerung.

Er blinzelte.

Seine Erinnerung verschwamm. Sie zerfloss. Ein anderer Gedanke trat in sein Bewusstsein, ergriff Besitz von ihm, als er auf

seine fleckigen, alten Hände blickte. Es war nicht mehr als eine flüchtige Empfindung, dumpfer und verschwommener noch als die Spur seiner schwelgenden Erinnerung. Der Gedanke selbst entglitt ihm, als er danach greifen wollte.

Er war allein.

Das Rauschen wurde lauter, und mit ihm der Gedanke. Ein Grauen kroch in seine Knochen, kroch in das flackernde Licht der roten Kerze, kroch in den Efeu vor dem Fenster. Ein Grauen des Vergessens beschlich ihn, grub sich in seine Gedanken, unter seinem Schädel nistete es sich ein, wühlte im Gedächtnis wie Würmer, brodelnd, hungrig und niemals, niemals satt. Das Grauen packte ihn mit scharfen Krallen, zerfleischte ihn und seinen vergänglichen Körper.

Kalter Schweiß brach über ihn herein, kalt wie splitterndes Eis. Er war einmal Jäger gewesen, nun war er Beute. Er war verrottetes Fleisch. Er sah rot. Rote Lippen.

Was hatte er getan?

Er blinzelte.

Rechts und links, immer im Takt der Musik. Die Musik war verzerrt, verfremdet, wie er selbst, doch er bemerkte es nicht.

Er hatte die Melodie vergessen.

Nur der Walzertakt,

Rechts und links.

Sanft legte sich eine warme Hand auf seine Schulter, so sanft, dass er es kaum bemerkte.

Er erschrak nicht.

„Marie?“, flüsterte er ins Zwielflicht.

Jung war sie, schlank und schön, trug ihr rotes Kleid. Die kastanienbraunen Locken hatte sie hochgesteckt, sodass ihre roten Augen beinah strahlten im Kerzenlicht.

Seine Marie.

Sie lächelte, machte einen Knicks. Elegant beugte sie die Knie, bereit zum Tanz, ihm liebevoll ergeben. Ein beißender Geruch stieg ihm in die Nase.

Er erhob sich, küsste ihre feuchte Hand, nahm sie in die seine. Die Musik war laut, ohrenbetäubend laut, und dennoch konnte er sie kaum hören.

Er tanzte mit ihr, ihre heißen Hände auf seinen Schultern. Immer im Takt der Musik, rechts und links. Immer schneller. Immer lauter. Immer heißer.

Er blickte auf die niedergebrannte Kerze, nur noch ein Stummel, der den Raum in warmes Licht tauchte; dann auf die Klinge auf dem Tisch.

Marie, seine Marie hatte sich umgewandt, kehrte ihm jetzt den Rücken zu.

Ihm wurde schlecht.

Der Efeu kratzte am Fenster, der Wind pfiff um das Haus. Das Grammophon knackte.

Das Messer fiel zu Boden, er mit ihm.

„Marie?“, flüsterte er, das Messer in seinen Händen.

Blutrot war ihr Kleid.

Blutrot waren ihre Lippen.

„Marie?“

Er blinzelte und rieb sich die Augen, denn für einen Moment hatte er beinahe geglaubt, sie wäre verschwunden.

Doch da stand sie, so verzerrt und verfremdet wie die Musik, so verzerrt und verfremdet wie er selbst, doch er bemerkte es nicht.

Er hatte sich selbst vergessen.

Ihre Haut war grau und voller Furchen, ganz wie die seine. Die Haut spannte über ihre Knochen und er erkannte ihr Skelett, jeden einzelnen Knochen, der unter der Haut hervorstach. Sie war krumm, eingefallen, seltsam verquer. Verzerrt und verfremdet waren ihre Gesichtszüge, waren ihre Augen, die im schwindenden Kerzenschein loderten. Sie starrten ihn an, wie durch Glas hindurch. Sie starrte bis in seine Seele und ihr Blick wand sich in seinem Gedächtnis, wühlte in seinem Bewusstsein wie niemals satt werdende Würmer. Ihr Haar klebte in feuchten Strähnen an ihrer fleckigen Kopfhaut, fleckig, wie seine Hände.

Das Grauen kletterte ihm wieder in die Kehle, fraß ihn nun von innen, stahl jede Erinnerung, die er noch besessen hatte.

Efeu wuchs aus ihrem Körper und zerriss ihn in seine Bestandteile, vor seinen Augen. Efeu, Efeu war überall. Kletterte durch die Fenster, kletterte in seine Gedanken, in die Musik.

Er brachte den Verfall.

Rauschen. Rauschen im Takt.

Rechts und links.

Rechts und links.

Rot, blutrot.

Blutrot waren ihre Lippen und blutrot waren die Flecken auf seinen Händen.

Ein Tropfen Blut fiel auf den Boden, beinahe geräuschlos.

Sie hatte den Efeu immer geliebt, seine Frau.

Er sumnte den Walzer seiner Jugend, die Melodie war aufgetaucht in seinem löchrigen Gedächtnis. Er sumnte, lächelte und wiegte sie in seinen Armen, die, deren Namen er vergessen hatte.

Die Kerze erlosch.

Alles war nun fort, auch das Rauschen.

Mondlicht fiel von draußen in das Jägerhaus.

Im Wald schrie ein Tier, sonst blieb es still.

Blutrot.

Das Wild musste vollständig ausbluten, bevor man es ausnehmen durfte.

Daran konnte er sich noch erinnern.

Alles andere war verschwunden.

Heimatverlust 2022

Schreiben Sie eine Reportage über
Geflüchtete an Ihrem Wohnort.



Anouk den Dunen



HEIMATVERLUST 2022

Wie ist das neue Leben in Rottenburg?

33. LANDESWETTBEWERB DEUTSCHE SPRACHE UND LITERATUR

Alina Riegger

Baden-Württemberg, 2023



Heimatverlust- wie ist das neue Leben in Rottenburg?

Sie kamen- ohne ein genaues Ziel vor Augen zu haben. Allein die Hoffnung auf Sicherheit und eine stabile Umgebung trieb sie immer weiter voran. Ohne ein Wort Deutsch zu sprechen erreichten sie Deutschland und hofften, in der Stadt Rottenburg am Neckar einen Ort zu finden, den sie „Zuhause“ nennen können und der ihnen Sicherheit gibt.

Laut den offiziellen Zahlen aus dem Jahr 2020 leben in meiner Heimatstadt Rottenburg am Neckar, die mit den umliegenden Gemeinden circa 43.000 Einwohner umfasst, etwa 1.000 Flüchtlinge aus Afrika und Teilen Asiens. Die Zahl der Geflüchteten ist über die letzten fast drei Jahre jedoch auch aufgrund des Russland- Ukraine- Krieges und der damit verbundenen Flüchtlingswelle ukrainischer Bürger deutlich gestiegen.

Der Wunsch nach Sicherheit und Stabilität- einem Ort, an dem man das Gefühl bekommt, zugehörig und vor allem zu Hause zu sein- ist enorm. Umso wichtiger ist es, Geflüchtete in unserer Stadt zu integrieren und sie an unserem Alltag teilhaben zu lassen.

Ich habe mich in den letzten Tagen mit dem Thema Integration in der Kernstadt Rottenburg intensiv beschäftigt. Ich habe mich gefragt, ob und wie Geflüchtete hier integriert werden bzw. wie ihr Leben hier bei uns aussieht. Welche Hürden bringt der Alltag mit sich? Gibt es ausreichend Angebote von Seiten der Stadt, um Flüchtlinge zu integrieren? Wo liegt momentan das größte Problem, das in Zukunft für unser gemeinsames Zusammenleben unbedingt noch gelöst werden sollte? Um Antworten auf meine Fragen sowie ein genaues Bild der aktuellen Situation zu bekommen, habe ich mich sowohl mit dem offiziellen Integrationskonzept der Gemeinde Rottenburg beschäftigt, als auch mit dem Integrationsbeauftragten der Stadt, einer geflüchteten Familie sowie ehrenamtlichen Helfern und einer Pädagogin, die derzeit in einer Kita mit vielen Kindern aus Flüchtlingsfamilien arbeitet, gesprochen.

Der Stadt Rottenburg ist es wichtig, dass sich ihre Bürger und Bürgerinnen mit Migrationshintergrund, sowie Flüchtlinge, unabhängig von der Dauer ihres Aufenthalts, hier wohl- und zugehörig fühlen. Um sie optimal integrieren zu können und Teil unseres Miteinanders werden zu lassen, hat der Gemeinderat Rottenburg gemeinsam mit Beteiligung zahlreicher Bürger im Jahr 2020 ein Integrationskonzept entwickelt. Dieses Integrationskonzept ist für alle zugänglich auf der Homepage der Stadt Rottenburg unter der Rubrik „Soziales und Bürgerengagement“ zu finden.

Eine Nachbarin und gute Freundin meiner Familie, Rentnerin und davor als Lehrerin tätig, unterstützt in ihrer Freizeit eine geflüchtete Familie aus Afghanistan.

Kathrin H. (Name geändert) sieht das Hauptproblem vor allem in der Wohnsituation. Das Flüchtlingsheim im Hammerwasen beinhaltet über 20 Wohnungen. Ich fahre hin, um mir selbst einen Einblick über die Wohnsituation zu verschaffen. Sobald man durch die „Haustür“, die eher einer Gartentür mit Vorhang gleicht, in eine dieser Wohnungen tritt, befindet man sich direkt im Wohnzimmer. Unmittelbar neben dem Wohnzimmer befindet sich eine Kochzeile, die auf das Minimalste reduziert ist sowie ein Badezimmer, das etwa dieselbe Größe wie die „Küche“ hat und ebenfalls nur das Allernötigste beinhaltet. In den zwei weiteren Zimmern, die als Schlafzimmer fungieren, befinden sich jeweils ein Bett sowie ein Kleiderschrank. Fenster sind weder in der Küche, noch im Badezimmer vorhanden. Auch wirkt die Wohnung allgemein sehr dunkel und ist auf das Minimalste reduziert. Kein Esstisch, kein Schreibtisch oder Stühle- klingt meiner Meinung nach nicht nach einem Ort, an dem man sich wohlfühlen kann. Für eine Familie mit drei kleinen Kindern, von denen zwei bereits zur Schule gehen, stellen die räumliche Enge und die fehlende Einrichtung im täglichen Leben eine große Herausforderung dar.

Es müsse sich dringend etwas an der Wohnsituation ändern, fordert Kathrin H. Nicht nur die zu engen Räume stellen ein großes Problem dar, auch die Internetverbindung ist instabil, wodurch die Geflüchteten keinerlei Kontakt zu ihren Betreuern aufnehmen können. Ein Festnetztelefon gibt es nicht.

Hinsichtlich der Integration in Bezug auf Freizeitangebote sowie finanzielle Unterstützung sei

die Stadt Rottenburg im Großen und Ganzen bereits sehr weit fortgeschritten, so die Helferin. Es gibt zahlreiche kostenlose Sportprogramme für die Flüchtlinge, in denen sie selbst aktiv werden können. Finanzielle Unterstützung bekommen die Geflüchteten vor allem durch das Jobcenter. Durch eine Grundsicherung gewährleistet dieses den Lebensunterhalt der Arbeitssuchenden.

Mit der Kreis-Bonus-Karte Tübingen, die den Flüchtlingen ebenfalls kostenlos zur Verfügung gestellt wird, würde ein weiterer wichtiger Schritt in Richtung Integration und Unterstützung gemacht werden, so die ehrenamtliche Helferin. Durch diese Karte bekommen die Migranten zahlreiche Vergünstigungen und teilweise sogar kostenlose Angebote, sowohl im Freizeitbereich- zum Beispiel vergünstigte Eintritte in Theater, Museen oder Kinos-, als auch im Nahverkehr oder beim Wocheneinkauf bei den örtlichen Tafeln. Besonders hervorzuheben ist ebenfalls die Tatsache, dass Geflüchtete in Deutschland eine kostenlose Krankenversicherung bekommen, also vollkommen in unserem Gesundheitssystem integriert werden.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs mit der ehrenamtlichen Helferin stellt sich heraus, dass von Seiten der Stadt der Ton gegenüber den Flüchtlingen des Öfteren etwas rau, hart und unangemessen sei. Besonders bei der Ausländerbehörde sei dies der Fall, so die Helferin. Sie selbst habe miterlebt, wie ein Mitarbeiter gegenüber einer geflüchteten Frau lauter und zunehmend unhöflicher geworden sei, bis er schließlich nicht mehr geantwortet habe. Dies würde die Integration der Flüchtlinge, die sich oftmals sehr bemühen, sich zu integrieren, deutlich erschweren.

Doch auch die Flüchtlinge würden sich ihrer Meinung nach des Öfteren durch ihr Verhalten selbst Steine in den Weg legen. Die Teilnahme an einem kostenlosen Deutschkurs ist für jeden Flüchtling Pflicht, sofern er nicht für den Alltag ausreichendes Deutsch spricht und versteht. Einige gehen dieser Chance und Möglichkeit mit Eifer nach und geben ihr Bestes, um in möglichst kurzer Zeit schnell und gut voran zu kommen, andere wiederherum möchten sich nicht die Mühe machen, die Sprache ihres neuen Heimatlandes zu erlernen. Dies erschwere sowohl die Kommunikation, als auch die Arbeit mit den Flüchtlingen, weshalb Kathrin H. für mit Nachdruck eingeforderte Deutschkurse plädiert.

Um mir nun selbst einen Einblick zu verschaffen, wie sich die Situation und Integration tatsächlich darstellt, suche ich nach dem Gespräch mit Kathrin H. das Gespräch mit einer geflüchteten Familie. Ich werde zu ihnen ins Flüchtlingswohnheim eingeladen und sehr herzlich empfangen. Die fünfköpfige Familie stammt aus Afghanistan und lebt seit 2015 in Rottenburg. Die Mutter der Familie, Fatima J. (Name geändert), sollte in ihrem Heimatland mit einem Mann, der bereits mit zwei weiteren Frauen verheiratet war, zwangsverheiratet werden. Kurz vor der Hochzeit floh sie -im dritten Monat von ihrem damaligen Freund und jetzigen Ehemann schwanger- mit ihm in den Iran. Dort wurde ihre erste Tochter, Alma J. (Name geändert), geboren ehe die kleine Familie weiter nach Deutschland flüchtete.

Seit knapp acht Jahren lebt Fatima J. nun mit ihrem Ehemann und ihren drei kleinen Kindern (8 Jahre alt, 5 Jahre alt und 3 Jahre alt) in dem Flüchtlingswohnheim im Hammerwasen. Das erschwerende an ihrer Situation ist, dass bei ihrer ältesten Tochter Alma bereits früh eine Fehlstellung an beiden Hüften festgestellt wurde, was zum einen ihre Mobilität beeinträchtigt, zum anderen jedoch mehrere Operationen und klinische Unterstützung erfordert hat und erfordern wird. Während des gesamten Gesprächs fällt mir auf, dass Fatima J. sehr dankbar für die Unterstützung ist, die sie bisher bekommen hat, sowohl von den Ärzten und Krankenschwestern, als auch von Kathrin H. Ich beobachte, dass sie eine sehr aufgeschlossene, gastfreundliche Frau ist, die sich nicht davor scheut, ihre Geschichte mit mir zu teilen.

Von Seiten der Ärzte und Krankenpflegern bekamen Fatima und ihre Familie über die Dauer der klinischen Aufenthalte ihrer Tochter Alma alle Unterstützung, die sie benötigten. Jedoch fehlt laut Fatima J. jegliche Unterstützung von Seiten der Stadt Rottenburg sowie des zuständigen Sozialarbeiters. Wie bereits oben beschrieben, gibt es in den Flüchtlingsunterkünften wenig bis keine Betten. Alma J. durfte nach ihren jährlichen Operationen weder stehen, noch sitzen und sollte auf einem speziellen Bett liegen. Gemeinsam mit Kathrin H. versuchte die Familie, wie sie mir berichtet, ein solches Bett für Alma zu bekommen. Die Suche blieb jedoch erfolglos. Weder die Stadt, die Klinik, noch ein Arzt erklärte sich dazu bereit, eine solches zu organisieren. Jeder antwortete ihnen: „Dafür sind wir nicht zuständig“ oder „Das ist in ihrem Gesundheitspaket nicht mit einberechnet“. Das Ende vom Lied- die Achtjährige musste vier Wochen lang auf dem 60cm breiten Sofa liegen und schlafen, ihre Mutter sowie eine der Schwestern auf dem Boden daneben. Mich persönlich hat diese Geschichte bereits sehr schockiert, jedoch kommt es noch besser. Das

Badezimmer in der Unterkunft ist etwa so groß wie eine Abstellkammer, die Dusche für eine erwachsene Person viel zu klein. Nach der Operation war es für Alma J. unmöglich, sich in dieser zu duschen. Wie die Mutter berichtet, hat auch hier die Stadt auf ihre Anfrage nicht reagiert. Kurzerhand entschied Kathrin H. eine Monatskarte für das Freibad, das in unmittelbarer Nähe liegt, zu besorgen, damit Alma J. sich dort waschen und duschen kann, ohne die Heilung nach der Operation zu gefährden.

Wie zuvor Kathrin H. betont auch Fatima J., dass die Wohnsituation in den Flüchtlingsunterkünften ein enormes Problem darstellt. Sie wohnen seit über sieben Jahren mit mittlerweile drei Kindern in einer zweieinhalb Zimmer Wohnung ohne Esstisch, Stühle oder Schreibtisch. Bereits im Jahr 2018- drei Jahre nach ihrer Ankunft in Deutschland- erkundigte sich die Familie nach einer größeren Wohnung außerhalb der Flüchtlingsunterkunft. Vergeblich! Dasselbe wiederholte sich in den Jahren 2019, 2020 und 2021. Jede Anfrage auf eine neue Wohnung wurde direkt abgelehnt. „Wohnungsmangel“ war die Begründung. Wieso jedoch eine ukrainische Flüchtlingsfamilie nach einem zweiwöchigen Aufenthalt im Flüchtlingsheim direkt eine eigene Wohnung bekam, ist sowohl für Fatima J., als auch für mich nicht nachvollziehbar.

Doch im Dezember 2022 erhielt die Familie dann die Nachricht, dass sie im Februar 2023 endlich in eine größere Wohnung umziehen können. Fatima J. und ihr Ehemann wirken darüber sehr erleichtert. Nicht zuletzt, weil die Wohnung so klein ist, sondern weil sich vor Kurzem etwas Unschönes ereignet hat, das mich sehr schockiert hat.

Knapp 200 Menschen leben in dem Flüchtlingsheim auf engstem Raum zusammen. Streit- zumal verschiedenste Nationalitäten vertreten sind- ist vorprogrammiert. Ich selbst konnte schon in den letzten Jahren beobachten, wie die Polizei mehrfach vor dem Flüchtlingsheim stoppte, um einen Streit zu schlichten. In den meisten Fällen sind Dinge wie zu strenge Essensgerüche, zu laute Stimmen oder zu laute Musik der Auslöser für Auseinandersetzungen, die meist harmlos enden. Bei Fatima J. hingegen war die Folge deutlich übler. Sie erzählt mir, dass zwei Stockwerke über ihnen eine Familie wohnt, die ebenfalls eine dreijährige Tochter hat. Laut Angaben der Familie J. kommt es in dieser Familie gegenüber den Kindern des Öfteren zu Gewalt. Fatimas jüngste Tochter Soleika J. (Name geändert) ist mit den Kindern der Familie befreundet. Als Soleika nach einem Besuch mit einem blutverschmierten Gesicht nach Hause kam und Fatima J. später herausfand, dass an ihrer Tochter ebenfalls Gewalt ausgeübt

wurde, wandte sie sich sofort an ihre Sozialarbeiterin und deren Mitarbeiterin.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs zeigt mir Fatima J. den Chatverlauf mit ihrer Sozialarbeiterin Tanja Z. (Name geändert). Auf das Foto mit dem blutverschmierten Gesicht ihrer Tochter und der dringenden Bitte nach einer neuen Wohnung zeigte Tanja Z. mehrere Tage keinerlei Reaktion. Fatima wurde von ihr lediglich sehr scharf darauf hingewiesen, dass sie in Zukunft bitte nicht ihre Mitarbeiter anrufen beziehungsweise mit ihnen sprechen soll. Auch auf die Bitte, einen Brief vom Jobcenter für sie zu übersetzen, kam von der Sozialarbeiterin über mehrere Tage wieder keine Reaktion.

Trotz all den Umständen sind Fatima J. und ihre Familie dennoch für die Unterstützung, die sie bekommen haben, sehr dankbar. Fatima spricht sehr gut Deutsch und zeigt mir während unseres Gespräches voller Freude ihr Deutschbuch und was sie bereits gelernt hat. Ihre älteste Tochter Alma spricht ebenfalls sehr gut Deutsch und geht sehr gerne in die Schule. Sie erzählt mir, dass sie dort sehr herzlich empfangen wurde und sehr schnell Anschluss gefunden hat. Mit großem Eifer berichtet sie außerdem, dass sie am nächsten Tag auf den Kindergeburtstag einer Klassenkameradin eingeladen ist. Alma scheint integriert zu sein.

Für die Zukunft wünscht sich Fatima J. vor allem, dass ihre Kinder glücklich sind und eine gute Schulbildung erhalten. Sie wünscht sich, dass sie eines Tages studieren können. Für sie selbst ist ihr größter Traum, so gut Deutsch zu lernen wie möglich, um sich noch besser in Rottenburg integrieren zu können.

Gleichzeitig stellt sich in dem Gespräch leider aber auch heraus, dass schulische Empfehlungen, die von ihrer persönlichen Zielsetzung abweichen, abgelehnt oder ignoriert werden.

Seit April 2017 verfügt die Stadt Rottenburg über einen Integrationsbeirat, der sich für die Interessen aller Flüchtlinge und Migranten sowie die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen in unserem Heimatort einsetzt. Er besteht aus 19 Mitgliedern, von denen zehn selbst einen Migrationshintergrund haben und dementsprechend genau wissen, worauf es ankommt. Dem Beirat ist vor allem der direkte Kontakt zu den Migranten wichtig, um optimal auf ihre

Bedürfnisse eingehen zu können. Sie wollen den Menschen Zugang zu dem Alltag der Einheimischen verschaffen, zu Bildung, Arbeit, Kultur und Freizeitaktivitäten.

Auf ihrer offiziellen Website gibt die Stadt Rottenburg an, dass sie Integration als „gemeinsamen, wechselseitigen und gegenseitigen Prozess der gesamten Stadtbevölkerung“ definiert. Die Gleichberechtigung aller stehe dabei an erster Stelle.

Ich mache mich auf den Weg, um mich mit dem neuen Integrationsbeauftragten der Stadt Rottenburg, Dr. Mohammed L. (Name geändert), über die Integration aus seiner Sicht zu unterhalten. Mir ist aufgefallen, dass auch er das Wort „beidseitig“ beziehungsweise „gegenseitig“ betont und des Öfteren wiederholt. Eine optimale Eingliederung von Flüchtlingen könne nur dann funktionieren, wenn beide Seiten ihren Anteil dazu beitragen. Das Interesse für ein gemeinsames Zusammenleben müsse sowohl aus Sicht der Flüchtlinge, als auch aus Sicht der Rottenburger Bürger vorhanden sein, ansonsten würde Integration und gegenseitige Akzeptanz auch in Zukunft nur eine Wunschvorstellung bleiben, so Dr. Mohammed L.

Das Integrationskonzept der Stadt Rottenburg, das im Februar 2020 verabschiedet wurde, orientiert sich an einem Sieben-Punkte-Plan, von dem jeder Punkt ein eigenes Aufgabenfeld darstellt. Die sieben Themenfelder beinhalten unter anderem Bildung und Sprache, Kinder- und Jugendarbeit, Wohnen und Kultur. Laut dem Integrationsbeirat seien dies wichtige Punkte, an denen man konstant arbeiten müsse.

Um dies Schritt für Schritt zu ermöglichen, hat die Stadt Rottenburg bereits einige Projekte ins Leben gerufen, an denen jeder und jede (mit und ohne Migrationshintergrund) teilnehmen kann. Eines dieser Projekte ist das Fest der Nationen, das jedes Jahr im Frühjahr stattfindet. Es soll dazu dienen, dass sich jede Nation, die in Rottenburg vertreten ist, repräsentieren und in den Austausch mit anderen Nationen kommen kann. Ich selbst habe ein solches Fest vor zwei Jahren besucht und wurde positiv überrascht. Es wurde rege interagiert und kommuniziert, gelacht, getanzt und gesungen.

Auch Dr. Mohammed L. ist der Meinung, dass vor allem dieses jährliche Fest besonders wichtig sei. Die Menschen würden sich dadurch untereinander kennenlernen und zusammenschließen sowie einen Einblick in andere Nationen und ihre Traditionen geben.

Während unseres Gesprächs bleibt mir vor allem ein Satz, den er geäußert, im Gedächtnis: „Wir werden in Zukunft alle zusammenleben, Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, unabhängig davon, ob wir es wollen oder nicht. Wir sollten jedoch die Chance nutzen, uns näher kennenzulernen, mehr zu kommunizieren, interkulturelle Begegnungen wie das Fest der Nationen fördern, damit wir unsere Zukunft und unser Zusammenleben gemeinsam gestalten können und sich jeder und jede hier in Rottenburg zu Hause fühlt.“ (Dr. Mohammed L.). Mit diesem Satz bringt es Dr. Mohammed L. auf den Punkt. Rottenburg wird auch in Zukunft multi-kulturell aufgestellt sein, warum es dann nicht gemeinsam versuchen und gemeinsam die Zukunft aufbauen?

Momentan stehe dieser Wunschvorstellung von einer gemeinsamen Zukunft jedoch noch Einiges im Weg, so der Integrationsbeauftragte. Sprach- und Bildungsunterschiede der Migranten seien weitaus gravierender als man annehme. Viele der Geflüchteten kommen aus sehr armen Verhältnissen, haben keine Schule besucht und können daher auch nicht wissen, wie man einen Computer bedient. Dr. Mohammed L. erzählt mir dazu, dass Geflüchtete zum Beispiel einen Antrag auf Zuschüsse für Energiekosten im Internet stellen können. Ihnen wird jedoch nicht gezeigt, wie genau das funktioniert. Auch Fatima J. kennt dieses Problem. Sie bekommt zahlreiche Briefe vom Jobcenter und der Krankenkasse, Formulare, die sie ausfüllen muss, von denen sie nichts versteht. Der Umgang mit unserer Bürokratie ist ihnen fremd. Bei diesen „Kleinigkeiten“ müsse man beginnen, um darauf Stück für Stück aufbauen zu können, so Dr. Mohammed L.

Ich habe mich bisher hauptsächlich darauf fokussiert, was die Stadt für ein optimales, gerechtes Zusammenleben aller noch verbessern muss. Jedoch bin ich der Meinung, dass viele Bemühungen der Stadt und der Bürger hier von Flüchtlingen nicht angenommen werden. Einer meiner Interviewpartner gibt an, dass ein möglicher Grund dafür die fehlende Bildung sein könnte. Viele der Geflüchteten sind lediglich darauf bedacht, hier in Deutschland einen festen Job zu haben und gutes Geld zu verdienen. Sie wissen nicht, was es bedeutet, zur Krankengymnastik gehen zu müssen oder zur Logopädie. Da ihnen solche Begriffe nicht bekannt sind, lehnen sie diese Angebote direkt und vehement ab. Für sie steht vor allem die Bildung an erster Stelle, so gut und so hoch wie möglich, jedoch ohne selbst als Elternteil etwas dafür tun zu müssen.

Die teilweise zu erkennende Uneinsichtigkeit der Geflüchteten und das fehlende Verständnis

bestätigt sich in einem Gespräch mit einer Frau, die anonym bleiben möchte und ebenfalls mit Flüchtlingen zusammenarbeitet. Sie hat mir das Beispiel einer Familie genannt, in der ein Sohn Sprachschwierigkeiten hat. Er habe erst sehr spät angefangen zu sprechen und dementsprechend enorme Lücken, von Deutschkenntnissen ganz zu schweigen. Um ihn zu fördern und keinen zu großen Druck aufzubauen, wurde er auf eine spezielle Schule hier in Rottenburg geschickt, in der er eine spezielle Betreuung erhält. Die Eltern des Jungen waren jedoch strikt gegen diese Entscheidung, da sie nicht einsahen, weshalb ihr Sohn nicht auf eine „normale Schule“ gehen könne. Kurzerhand entschieden sie, dass der Junge von nun an überhaupt nicht mehr zur Schule geht, was hier in Deutschland natürlich für ein sechsjähriges Kind nicht möglich ist. Mir selbst ist dies in meinem Gespräch mit der geflüchteten Familie aus Afghanistan in Bezug auf die Bildung der Kinder ebenfalls aufgefallen.

Für das gemeinsame Zusammenleben aller Menschen in Rottenburg nennt Dr. Mohammed L. einen Schlüsselbegriff, der sich im Alltag ganz häufig wiederfindet: **Kulturunterschied**. Dieser stelle an sich zunächst keine große Herausforderung dar. Jedoch das fehlende Verständnis für die andere Kultur, das wiederherum aus fehlender Kommunikation resultiert, sei das ausschlaggebende Kriterium. Er nennt mir ein sehr interessantes Beispiel, das ich an dieser Stelle aufgreifen möchte. In deutschen Familien ist es üblich, einen Kalender zu besitzen, in dem Termine eingetragen werden. Wenn das Kind aus der Schule einen Brief, der zum Beispiel eine Einladung zum Elternabend oder Elternsprechtag mit einem festen Datum beinhaltet, mitbringt, wird dieser Termin von den meisten Familien in ihren Kalender eingetragen und, wenn es dann soweit ist, auch wahrgenommen. Dr. Mohammed L. ist Türke und kann aus eigener Erfahrung sagen, dass viele türkische Familien einen solchen Kalender nicht besitzen. Wenn der Brief überhaupt geöffnet beziehungsweise gelesen werde, würde dieser nach ein paar Tagen wie auch der Termin selbst vergessen werden. Bei vielen Eltern sei die unbekannte Sprache eine Hürde, bei einigen jedoch auch das fehlende Interesse, solchen Dingen nachzugehen, so Dr. Mohammed L.

Dr. Mohammed L. erzählt mir, dass es auch Nationengruppen gebe, die bewusst nicht an dem Leben hier teilnehmen wollen. Sie seien lediglich unter Landsleute. Laut Dr. Mohammed L. sei das ein riesiger Fehler, da so Grenzen in der Gesellschaft gesetzt würden, die nicht notwendig

seien. **„Grenzen setzt nur, wer Feinde haben will“**, lautet sein Spruch.

Im Endeffekt sei die Grundlage für eine gute Integration geflüchteter Menschen laut Dr. Mohammed L. bereits geschaffen, es gebe zum Beispiel zahlreiche Möbelspenden an Flüchtlinge und verschiedenste Freizeitangebote, jedoch scheitere es noch an der Vermittlung sowie am fehlenden Interesse der Bürger untereinander. Die gegenseitige Akzeptanz müsse in Zukunft unbedingt noch erheblich ausreifen.

Auf der Homepage der Stadt Rottenburg finden sich in der Willkommenskultur zahlreiche Möglichkeiten, Flüchtlinge zu unterstützen. Egal ob Wohnungssuche, Sachspenden oder allgemeines Engagement- hier ist für jede und jeden etwas dabei. Ebenso gibt es zahlreiche Organisationen, die Flüchtlinge unterstützen möchten. Der Verein Mokka e.V. bietet Hausaufgabenbetreuungen und Deutschkurse sowie individuelle Unterstützung für Flüchtlingskinder an, die Organisation Caritas eine Migrationsberatung für erwachsene Ausländer, um ihnen zu helfen sich in der neuen Umgebung zurecht zu finden.

„Edelflüchtling“- ein Begriff, der im vergangenen Jahr des Öfteren verwendet wurde. Er beschreibt bestimmte Flüchtlingsgruppen, die bevorzugt und besser behandelt werden als andere. Zuletzt galten vor allem ukrainische Flüchtlinge als „Edelflüchtlinge“. Mir als Laie ist bis zu meiner Recherche für diese Reportage nie aufgefallen, ob eine bestimmte Gruppe besser oder schlechter behandelt wird als eine andere. Klar, im Fernsehen und den Nachrichten hat man hin und wieder mitbekommen, dass darüber diskutiert wird, ob Ukrainer direkt studieren oder direkt in ihrem Beruf arbeiten dürfen (z.B. als Arzt), während Flüchtlinge aus Syrien mehrere Monate warten müssen, bis ihr Antrag überhaupt bearbeitet wird. Jedoch habe ich mich nie weiter damit beschäftigt. Im Laufe meiner Interviews stelle ich jedoch fest, dass der Begriff „Edelflüchtling“ von mehreren meiner Interviewpartner zwar nicht direkt verwendet wurde, jedoch der Inhalt ihrer Aussagen direkt auf diesen Begriff zurück zu führen ist. Einige haben versucht, es zu umschreiben, andere haben die Ungerechtigkeit direkt angesprochen. Sowohl Fatima J., als auch Kathrin H. geben an, dass ukrainische Geflüchtete in gewissen Bereichen bevorzugt werden, besonders wenn es um Wohnungen und

Unterkünfte geht. Auch Dr. Mohammed L. erzählt mir, dass es sogar Vermieter gibt, die ihre Immobilien konsequent nur an ukrainische Familien vermieten.

Eine Freundin der Familie, Birgit Z. (Name geändert), behandelt ehrenamtlich Menschen mit physischen Beschwerden. Sie erzählt mir, dass sie eine endlos lange Warteliste haben, auf der teilweise über 80-Jährige darauf warten, behandelt zu werden. Jedoch wurde vor Kurzem eine Ukrainerin, die diese Warteliste direkt „übersprungen hat“, als ihre neue Patientin vorgestellt. Die 20-Jährige leidet an Rheuma im leichten Stadium, weshalb für Birgit Z. nicht verständlich ist, wieso sich Senioren mit enormen Beschwerden, die seit Jahren auf einen Platz warten, hintenanstellen müssen. Um ehrlich zu sein ist das für mich ebenfalls völlig unverständlich und -ohne genaue Angaben über die Schwere der Beschwerden zu kennen- ungerecht.

Nachprüfen wollte ich ebenfalls, wie es den Kindern geht, die ihr Heimatland in jungen Jahren verlassen mussten. Hierzu befrage ich eine Nachbarin, die in einem Kindergarten hier in Rottenburg arbeitet. Sie erzählt mir, dass sie in ihrer Gruppe, die sich aus 43 Kindern zusammensetzt, 41 Kinder mit Migrationshintergrund betreut. Etwa die Hälfte davon sprach zu Beginn kein Wort Deutsch. Melanie M. (Name geändert) berichtet, dass es erstaunlich sei, wie schnell die Kinder Deutsch lernen, um untereinander zu kommunizieren. „Es dauert meist nur ein paar Wochen, bis die Kinder fast vollständig Deutsch gelernt haben“, so die Erzieherin. Die meisten Kindern würden dann sogar ihre Eltern zu Hause nur auf Deutsch ansprechen, wobei diese dann in den meisten Fällen in ihrer Muttersprache antworten würden. Ich selbst habe dieses Phänomen ebenfalls beobachtet, als ich Fatima J. und ihre Familie besucht habe. Die jüngste Tochter, die seit diesem Jahr einen Kindergarten besucht, spricht nahezu perfektes Deutsch und kommuniziert mit ihren Eltern ausschließlich auf Deutsch.

Die Integration der Kinder im Kindergarten verlief einwandfrei, berichtet Melanie M. Die Kinder würden sich nicht so viele Gedanken dazu machen, mit wem sie spielen und woher der Junge oder das Mädchen ursprünglich kommt. Alle fänden sehr schnell Anschluss und verbringen gerne Zeit miteinander.

Die Eltern hingegen würden des Öfteren Probleme bereiten, erzählt die Erzieherin. „Es kommt schon häufiger vor, dass ihnen die Art und Weise, wie wir mit den Kindern hier umgehen bzw.

was wir mit ihnen machen- präziser formuliert- was wir mit ihnen **nicht** machen, nicht gefällt.“ Melanie M. steht diesem Verhalten kritisch gegenüber, da sie findet, dass die Tatsache, dass die Flüchtlingskinder in kürzester Zeit einen Kindergartenplatz bekommen würden, was heute nicht gerade üblich ist, zu wenig wertgeschätzt würde. „Man sollte ihnen besser vermitteln, dass das keine Selbstverständlichkeit ist.“, fährt Melanie M. fort, zumal die Kindergartenbetreuung für geflüchtete Familien kostenlos ist.

Aus dem Gespräch mit Melanie M. ergibt sich wieder, dass die Kooperationsbereitschaft der Eltern sehr schlecht ist. Werde zum Beispiel Wechselkleidung für die Kinder angefordert, werde dies von den Eltern zum Teil über Wochen ignoriert. Die Eltern würden selbst nur Forderungen stellen, aber von ihnen werde nichts getan, so ihre Erfahrung.

Es steht vieles auf dem Papier, an der Umsetzung und Durchführung im täglichen Leben muss sich meiner Meinung nach aber noch sehr viel ändern, um aus vielen individuellen Nationen eine Gemeinschaft zu bilden, die die Zukunft gemeinsam gestalten kann. Denn nur wenn jeder bereit ist, auf den anderen zuzugehen, kann ein gutes Zusammenleben gelingen.

Dazu muss jeder und jede lernen, den anderen zu verstehen, seine Kultur zu respektieren und auch ebenfalls bereit sein, andere Ansichten zu akzeptieren. Es reicht nicht, Flüchtlingsheime zur Verfügung zu stellen, ohne daran zu denken, was folgt.

Wir sind auf dem richtigen Weg, aber bis zu dem Ziel, dass sich „jeder und jede hier in Rottenburg zu Hause fühlt“, ist es noch ein weiter Weg.

Alina Riegger, Rottenburg im Januar 2023

Literaturverzeichnis:

- <https://www.rottenburg.de/integration.140.htm> , besucht am 25.01.2023

Geflüchtete am Schwäbischen Meer

*Auf der Suche nach einer neuen Heimat - eine Reportage über
Geflüchtete in Friedrichshafen*

33. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Thema 8: Heimatverlust 2022

Matteo Schraff

Karl-Maybach-Gymnasium



Es ist keinesfalls die Regel, wenn wir gegen 20 Uhr zu fünft auf dem Sofa sitzen, keiner redet und alle gespannt auf den Bildschirm unseres Fernsehers schauen. Normalerweise bin ich zu dieser Zeit noch mit meinen Hausaufgaben beschäftigt oder gehe meiner großen Leidenschaft, dem Sport, nach. Auch meine Eltern und meine beiden Brüder sehe ich fast nie gemeinsam vor dem Fernseher. Doch die Ereignisse, die heute, am Morgen des 24.02.2022 in die Medien gekommen sind, versetzen die Menschen vielerorts in Angst und Panik. Die Ungewissheit, welche Folgen und Ausmaße dies haben wird, ist nicht nur in den direkt betroffenen Gebieten riesig. Man hört die Kirchturmglöcke in der Ferne schlagen, als eine Stimme ertönt: „Hier ist das erste deutsche Fernsehen mit der Tagesschau.“

Nachrichtensprecherin Julia-Niharika Sen kommt direkt zum Punkt: „Russland hat eine Großoffensive gegen die Ukraine gestartet. Seit der vergangenen Nacht rücken Truppen auf mehrere Landesteile vor [...]. Angriffe wurden [unter anderem] aus Mariupol vom Grenzgebiet im Osten und aus Charkiw gemeldet, aber auch aus der Hauptstadt Kiew und aus Lwiw im Westen des Landes. Die ukrainische Regierung verhängte das Kriegsrecht.“ Es folgen Bilder und Videomaterial von Explosionen in verschiedenen ukrainischen Städten. Die Stimme, die die Aufnahmen kommentiert, rückt in meiner Wahrnehmung immer weiter in den Hintergrund. Solche Szenen kenne ich eigentlich nur aus Filmen und selbst dort können sich nur die Wenigsten aus den brennenden Häusern retten. Aus dem Augenwinkel nehme ich den ungläubigen Blick meines kleinen Bruders Maxime wahr, dem es genau wie mir zu gehen scheint. Später werden auch Videos von Bodenoffensiven gezeigt. Mehrere Panzer brennen nach Kämpfen an der ukrainisch-russischen Grenze vollkommen nieder.

Nachdem auf unserem Sofa alle einmal tief durchgeatmet haben und sich daran versuchen, das Gesehene zu verarbeiten, meldet sich Ina Ruck direkt aus der Hauptstadt Kiew. „Es haben dann doch sehr viele ihre Sachen gepackt und die Stadt verlassen [...]. Die Straßen Richtung Westen und Südwesten vor allem sind verstopft“, so die ARD-Korrespondentin. „Es wirkt tatsächlich so, als sei das gesamte Land auf der Flucht.“

In den Nachrichten dieser Tage sind immer wieder schockierende Fotos und Videoaufnahmen zu sehen. Bahnhöfe, an deren Gleise Tausende von Menschen auf einen Zug warten. Improvisierte Flüchtlingsunterkünfte, in denen sich überhastet gepackte Rucksäcke stapeln und Menschen Seite an Seite auf dem Boden liegen. Staus an den Grenzübergängen, die sich über bis zu 60 Kilometer strecken. Dass es sich bei diesen Bildern nur um den Anfang einer Flüchtlingsbewegung handelt, deren Ausmaß noch nicht erahnt

werden kann, wird wenige Tage später deutlich. Nach Angaben des UN-Flüchtlingshilfswerks haben bis zum 28.02.2022 mehr als eine halbe Million Menschen das Land verlassen. Viele weitere sind auf dem Weg, es ihnen gleichzutun.

Einer, der sich nur kurze Zeit später mit dem nötigsten Gepäck auf den Weg macht, ist der 17-jährige Nazar Chorny. Sein Ziel ist aber nicht etwa die deutsche Hauptstadt Berlin, sondern das Schwäbische Meer: „Ich bin sofort nach Friedrichshafen gekommen, weil die Schwester meiner Freundin hier als Ärztin arbeitet“, erklärt er. Trotzdem ist es für ihn in dieser fremden Umgebung – gerade zu Beginn – nicht immer einfach. In seinem Fall baut ihm der Sport eine Brücke.

Nazar, der in der Ukraine auf einem hohen Niveau Fußball gespielt hat, treffe ich zum ersten Mal Ende März. Mein Trainer weist in unserem WhatsApp-Gruppenchat darauf hin, dass diese Woche drei ukrainische Geflüchtete zu unserem Training kommen werden und bittet uns, übrige Sportklamotten und Fußballschuhe mitzubringen. Nazar und zwei weitere Ukrainer finden über einen gemeinsamen Freund, der bereits im Verein spielt und Russisch spricht, zu unserem Team. „Ich mochte die Mannschaft sehr. Besonders das Teamwork und der Wunsch, immer zu gewinnen, hat mir gut gefallen“, beschreibt Nazar. „Wenn etwas nicht klappte, haben die Kollegen mich immer unterstützt und angespornt.“ Der Fußball habe ihm auch geholfen, sich abzulenken und auf andere Gedanken zu kommen. Auf dem Feld zeichnet ihn vor allem sein gutes Kopfballspiel, seine Aggressivität und seine gute Physis aus. Ein bulliger Strafraumstürmer mit einem guten Zug zum Tor. Neben dem Platz ist er ein ganz anderer Typ. Er lacht viel und zeigt sich auch sonst stets freundlich und in Feierlaune. Ich erinnere mich an einen Abend, an dem wir nach dem Spiel noch gemütlich zusammengesessen sind. Auf einmal stimmt Nazar ein Vereinslied von uns an, obwohl er sonst eigentlich kein Wort Deutsch spricht. Danach grinst er von einem Ohr zum anderen und nimmt erst einmal einen großen Schluck von seinem Bier.

Bei seiner Flucht aus der Ukraine hat Nazar davon profitiert, dass er bei der Schwester seiner Freundin unterkommen konnte. Doch wie ist die bundesweite Verteilung und die Unterbringung von Geflüchteten angedacht, die über keine privaten Kontakte verfügen und dadurch bei der Unterbringung auf staatliche Hilfe angewiesen sind?

Auf Anfrage beim Landratsamt Bodenseekreis und bei der Stadt Friedrichshafen bekomme ich eine detaillierte Antwort auf meine Frage. Die Verteilung der Ukrainerinnen und Ukrainer in den EU-Staaten beruht auf den Ergebnissen einer Ratssitzung, die in den ersten Monaten

des russischen Angriffskrieges stattgefunden hat. Demnach sollen ukrainische Geflüchtete im Schnellverfahren in den EU-Staaten Schutz erlangen. Außerdem wurde die sogenannte Massenzustrom-Richtlinie in Kraft gesetzt. So wird den Geflüchteten aus der Ukraine zum Beispiel ein freier Zugang zum Arbeitsmarkt und eine kostenfreie Krankenversicherung ermöglicht. Ein weiterer Punkt, in dem sich das System von der Verteilung nicht-ukrainischer Flüchtlinge unterscheidet, ist das Asylverfahren, das ukrainische Geflüchtete nicht durchlaufen müssen.

Seit Mai 2022 erfolgt die Verteilung der ukrainischen Geflüchteten, die eine Aufenthaltserlaubnis beantragt haben, über die IT-Anwendung „FREE“, kurz für „Fachanwendung zur Registrierung, Erfassung und Erstverteilung zum vorübergehenden Schutz“. „FREE ermöglicht [...] die zeitnahe, unkomplizierte Verteilung der Geflüchteten mit dem Resultat der Anlaufbescheinigung unter Berücksichtigung der individuellen Lebensumstände mit dem Ziel einer leichtgängigen Integration“, heißt es auf der Website des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge. Demnach können Ukrainer, die derzeit nach Baden-Württemberg kommen und keinen direkten Bezug zur Stadt Friedrichshafen haben, nach dem „Königsteiner Schlüssel“ in ein anderes Bundesland umverteilt werden. Der „Königsteiner Schlüssel“ berücksichtigt zu zwei Dritteln die Steuereinnahmen und zu einem Drittel die Bevölkerungszahl eines Bundeslandes. Das „FREE“-Verfahren löst damit das „EASY“-Verfahren ab, das fortan nur noch bei Asylsuchenden angewandt wird. Dadurch haben die Ukrainerinnen und Ukrainer den Vorteil, dass beim „FREE“-Verfahren anders als bisher die individuellen Verhältnisse, zum Beispiel Familienangehörige, bei der Verteilung berücksichtigt werden können.

In einem zweiten Schritt müssen sich alle ukrainischen Geflüchteten beim Einwohnermeldeamt im Bürgerservice anmelden. Erst im Anschluss kann beim Ausländeramt ein Antrag auf Erteilung einer Aufenthaltserlaubnis gestellt werden. Gleichzeitig bekommen sie eine Fiktionsbescheinigung ausgestellt, mit der die ukrainischen Geflüchteten bei Erfüllung der Voraussetzungen einen freien Zugang zum Arbeitsmarkt erhalten. Alle Ukrainerinnen und Ukrainer, die privat keine Bleibe gefunden haben, werden vorläufig von der Stadt Friedrichshafen beziehungsweise vom Landratsamt Bodenseekreis untergebracht. Im Bodenseekreis handelt es sich hierbei in der Regel um Gemeinschaftsunterkünfte, die Mehrbettzimmer, sowie Gemeinschaftsküchen und -bäder beinhalten. Aufgrund der aktuellen Ausnahmesituation, in der im Jahr 2022 mehr Flüchtlinge

im Bodenseekreis aufgenommen wurden wie in den fünf Jahren zuvor, müssen aber auch Notunterkünfte in Anspruch genommen werden. Die Länge der Aufenthalte in den Notunterkünften hängt ganz davon ab, wie viele Flüchtlinge weiterhin in den Bodenseekreis kommen. „Natürlich ist es immer das Ziel, den Menschen schnellstmöglich den Umzug von einer Notunterkunft in eine Gemeinschaftsunterkunft zu ermöglichen. Aber wir befinden uns eben auch in einer humanitären Notsituation“, wird mir in einem Schreiben des Landratsamts Bodenseekreis versichert. Der Landkreis suche weiterhin nach Wohnraum, um die Notunterkünfte wie beispielsweise die Kreissporthalle am Berufsschulzentrum schnellstmöglich zurückgeben zu können. Auch die Aufenthalte in den Gemeinschaftsunterkünften der Stadt Friedrichshafen sollen so kurz wie möglich sein. Man versuche, „die Personen zeitnah in Wohnungen umzusetzen“. Trotz des engen Zusammenlebens von vielen Menschen sei es in den Notunterkünften zu keinen nennenswerten Zwischenfällen gekommen. Vor Ort unterstützt ein Team aus Fachkräften und Flüchtlingssozialarbeitern, das darüber hinaus bei der Integration helfen soll.

Nach dem Ende der vorläufigen Unterbringung in Not- oder Gemeinschaftsunterkünften werden die Geflüchteten bei den kreisangehörigen Gemeinden in die Anschlussunterbringung verteilt. Diese erfolgt erneut basierend auf dem prozentualen Anteil der jeweiligen Gemeinde an der Gesamtbevölkerung des Bodenseekreises.

Dank der großen Hilfsbereitschaft der Gesellschaft im Hinblick auf die Bereitstellung von Wohnraum ist ein Teil der Ukrainerinnen und Ukrainer nur für kurze Zeit oder gar überhaupt nicht auf die Unterbringung in Not- und Gemeinschaftsunterkünften angewiesen. Dabei handele es sich auch um einen großen Unterschied im Vergleich zur Flüchtlingsbewegung in den Jahren 2015 und 2016. Man dürfe allerdings nicht vergessen, dass „zum damaligen Zeitpunkt die direkte Unterbringung in Privatwohnungen nur in Ausnahmefällen möglich war“, so die Antwort der Stadt Friedrichshafen auf die Frage nach der Bereitschaft der Bevölkerung. Wohnraumangebote konnten in der Anfangsphase des russischen Angriffskrieges per Mail oder am Telefon an die Stadt oder das Landratsamt durchgegeben werden. Das Ausmaß der Solidarität und Hilfsbereitschaft des Volkes zeigt sich darin, dass im Landratsamt aufgrund der vielen Angebote die personellen Kapazitäten mit der Zeit gesprengt wurden. Daher wurde eine Plattform (<https://bodenseekreis.hospodar.de/>) erstellt, auf der alle Bereitwilligen ihr Wohnraumangebot einstellen können und gleichzeitig ukrainische Bedürftige ansprechende Angebote als 'Interessiert' markieren können. Auf

diese Weise „soll das Angebot an privatem Wohnraum mit den bedürftigen Personen unbürokratisch und schnell“ zusammengebracht werden, wird auf der Plattform erklärt.

In Friedrichshafen wohnen 946 Geflüchtete aus der Ukraine (Stand: 21.12.2022). Davon „leben rund zwei Drittel, also etwa 600 Ukrainerinnen und Ukrainer in städtischen Unterkünften und Wohnungen der Stadt beziehungsweise Wohnungen, die die Stadt von privaten Vermietern angemietet hat“, wird mir mitgeteilt. Die Stadt ist dabei der direkte Mieter und tritt als Vertragspartner für die Vermieter auf.

Auch bei Matthias Hager aus Lottenweiler lebt seit März eine ukrainische Familie. „Wir hatten den Wohnraum ohnehin zur Verfügung, da das zuvor unsere Au-pair Wohnung war“, erklärt Hager. „Nachdem die Au-pair nicht mehr da gewesen war, wollten wir die Wohnung aber aufgrund des fehlenden separaten Aufgangs nicht vermieten. Und wenn so eine Not wie im Fall der ukrainischen Flüchtlingsbewegung besteht, helfen wir natürlich gerne.“ Im Anschluss an sein Wohnraumangebot wurde Hager eine siebenköpfige Großfamilie - bestehend aus den beiden Großeltern und den Eltern mit ihren drei Kindern - vermittelt. „Bei meinen Eltern, die direkt neben uns wohnen, sind zwei Personen untergekommen und bei uns hier fünf. Das gibt es fast nie, dass sieben Leute zusammen unterkommen können, weshalb die Familie uns auch schnell zugewiesen wurde.“ Als ich Matthias Hager im Dezember 2022 auf seinem Hof besuche, setzen sich auch die beiden Jungen der ukrainischen Familie, Roman und Yura, zu uns an den Tisch. Sie schildern mir, dass sie direkt in der ersten Nacht nach Kriegsausbruch Kiew verlassen haben. Über Warschau seien sie schließlich nach Friedrichshafen gekommen. „Dort haben wir bei Freunden unserer Eltern für zwei oder drei Tage gelebt“, erzählt der fünfzehnjährige Roman auf Englisch. Nachdem sie einige Zeit in einem Hotel in Salem verbracht hatten, haben sie die Nachricht erhalten, dass sie bei Matthias Hager und seiner Familie wohnen können. „Es war ein sehr schönes Gefühl, wir haben uns gefreut“, bestätigt mir Roman.

Im Gespräch mit den beiden jungen Ukrainern bekomme ich das Gefühl, dass sie sich mittlerweile hier in Friedrichshafen wohlfühlen und mit der neuen Situation umgehen können. Während Yura mir etwas schüchtern erscheint, zeigt sich Roman sehr reflektiert. Er antwortet mir ausführlich und gelassen auf meine Fragen. Gerade in der Anfangszeit sei dies nicht immer so gewesen. „Die beiden Jungs im Alter von 14 und 15 Jahren habe ich als etwas überdreht wahrgenommen. Wahrscheinlich war das von den beiden ihre Art, die Erlebnisse und Ereignisse zu überspielen“, vermutet Matthias Hager und fährt fort: „Ihre kleine

Schwester war im Gegenteil eher traumatisiert. Am traurigsten jedoch waren wirklich die Oma und der Opa, die ihr ganzes Leben in der Ukraine verbracht und ihr Häuschen nahe Kiew gehabt haben.“ Eine weitere Schwierigkeit liege darin, dass die beiden Großeltern kein Englisch sprechen und sich dadurch anfangs nur schwer integrieren konnten. Die Sprachbarriere sei zu Beginn ohnehin eines der größten Probleme gewesen. „Im Endeffekt ist dann viel über Übersetzer-Apps auf dem Handy gelaufen. Das war natürlich nicht optimal. Eine andere Möglichkeit ist es, vom Englischen auf Ukrainisch zu übersetzen.“ Unter anderem aufgrund der sprachlichen Herausforderung war die Familie zu Beginn auf Hilfe angewiesen. So konnten Hager und seine Familie beim Organisieren eines Schulplatzes oder bei der Anmeldung beim Rathaus unterstützen. „Mittlerweile sind sie da selbstständiger, weil sie jetzt wissen, wie das System hier funktioniert. Durch die Integrationskurse beherrschen sie langsam auch die deutsche Sprache und haben zusätzlich noch bessere Möglichkeiten, um Dokumente oder Ähnliches zu übersetzen“, berichtet er. So habe man in der Zwischenzeit eine relativ stabile Kommunikation aufgebaut.

Roman und Yura erzählen mir, dass ihr Vater in der Ukraine als Rechtsanwalt, ihre Stiefmutter als Direktorin gearbeitet hat. In Friedrichshafen arbeiten ihre Eltern bislang noch nicht. „Sie besuchen hier deutsche Sprachkurse. Daher bekommen sie von der Stadt Geld“, erklären mir die beiden. „Wenn sie die Sprache beherrschen, ist es natürlich einfacher für sie, hier Arbeit zu finden.“ Der Alltag der Brüder wird in der Zwischenzeit von der Schule bestimmt. Neben der Schule in Deutschland müssen sie auch den ukrainischen Unterricht weiterhin besuchen: „Nach der Schule kommen wir nach Hause und haben noch ukrainischen Unterricht. Dieser Unterricht findet unter der Woche jeden Tag statt. Dabei haben wir allerdings keinen normalen Stundenplan, sondern bekommen Aufgaben zugesendet, die wir bis zu einem bestimmten Zeitpunkt erledigen müssen.“

In der Freizeit, die ihnen bleibt, spielen die Beiden gerne Fußball. Roman spielt bei der TSG Ailingen in der B-Jugend. Auf dem linken Flügel fühle er sich am wohlsten, berichtet er mir mit strahlenden Augen. „Leider ist gerade Winterpause, sodass unsere Trainings aufgrund des Wetters nicht stattfinden.“ Über den Sport und die Schule haben die Brüder auch schon einige deutsche Freunde kennengelernt. „Diese Kinder sind gut zu uns“, sagt Yura. „Wir mögen sie.“ Trotzdem hat Matthias Hager den Eindruck, dass die Familie sich noch zu großen Teilen in ihrer ukrainischen Blase aufhält: „Dadurch, dass die Kinder noch digitalen, ukrainischen Unterricht haben und sie auch sonst viel mit ihren Verwandten aus der Heimat

chatten, skypen und telefonieren, haben sie natürlich viel Kontakt mit Bekannten in der Ukraine oder in anderen Ländern.“ In den Integrationskursen würden sie auch neue Kontakte knüpfen, allerdings hauptsächlich zu anderen ukrainischen Geflüchteten.

Hager betont aber auch, dass die Familie sich hier gut eingelebt habe. „Oma und Opa sind zum Beispiel nicht mehr so traurig. Sie fühlen sich hier wohl und arbeiten auch bei Alltagsaufgaben wie Kehren oder Rasenmähen mit. Sie verstehen sich auch gut mit meiner Mutter“, sagt er und fügt mit einem Lächeln hinzu: „Keiner kann zwar die Sprache des anderen, durch Übersetzer-Apps und Mimik und Gestik funktioniert das mittlerweile aber ganz gut.“ Daher kann er sich auch gut vorstellen, dass sich die Familie dazu entscheidet, nach Kriegsende in Deutschland zu bleiben. Der Vater der Familie habe ihm gegenüber schon einmal erwähnt, dass es für die Kinder schwierig werden könnte, in der Ukraine wieder Fuß zu fassen. „Es wird dort kaum Perspektiven geben. In dem Zug gab es auch bereits die Überlegung, dass nur ein Teil der Familie hier bleibt. Es sind wirklich alle Szenarien möglich. Aber das kann schon gut sein, dass die Familie sich hier etwas Neues aufbaut.“ Roman und Yura bestätigen den Eindruck von Hager. „Ja, wir wollen hier bleiben. Es gefällt uns hier, da die meisten Menschen sehr nett mit uns umgehen. Es werden uns auch Perspektiven geboten, die wir anderswo vielleicht so nicht wahrnehmen können.“

In der darauffolgenden Woche sehe ich Roman und Yura wieder. Die beiden besuchen die ukrainische Vorbereitungsklasse auf dem Karl-Maybach-Gymnasium, auf das ich auch gehe. Meinen ersten Kontakt zur Vorbereitungsklasse – kurz VKL – hatte ich am 11.5.2022. An diesem Tag werden alle Klassen- und Kurssprecher zur Begrüßung der ukrainischen Schüler in das schuleigene Cinéma gebeten. Als ich dort eintreffe, ist der Saal schon gut gefüllt. Einige Schülerinnen und Schüler der neuen VKL haben ihre Eltern mitgebracht. In einem Schreiben aus der Vorwoche hat unser Schulleiter Christoph Felder bereits erklärt, was genau die Vorbereitungsklasse ist und was dort gemacht wird. „Hier wird Deutsch, Deutsch, Deutsch unterrichtet“, wird dort erläutert. Das Ziel sei es, den ukrainischen Schülerinnen und Schülern mittelfristig einen problemlosen Übergang in eine normale Klasse und eine Teilnahme am Regelunterricht zu ermöglichen. Daher sollen die ukrainischen Jugendlichen direkt zu Beginn nicht nur in der Vorbereitungsklasse unterrichtet werden, sondern auch beim Regelunterricht in einigen Klassen vorbeischauen. Der Gedanke dahinter: den Ukrainern einen Eindruck zu vermitteln, wie das System und der Unterricht in Deutschland aufgebaut sind. Im Vordergrund soll hier allerdings das Knüpfen von Kontakten und das

Gespräch mit Gleichaltrigen stehen.

Unsere Mitschülerin Oleksandra Ishmatova übersetzt die Rede ins Ukrainische, sodass jeder die herzliche Begrüßung unseres Schulleiters Christoph Felder versteht. An ihrem ersten Schultag lernen die ukrainischen Jungen und Mädchen auch gleich eine deutsche Tradition kennen. Wie es hierzulande üblich ist, erhalten die zwölf neuen Schülerinnen und Schüler eine Schultüte – ganz sicher ein guter Anfang in einer sonst noch fremden Umgebung.

Ein halbes Jahr später besuche ich im Rahmen eines Schulprojekts den Unterricht der Vorbereitungsklasse erneut. In dieser Zeit hat sich vieles verändert. Die Anzahl der Schülerinnen und Schüler hat sich fast verdoppelt. Außerdem ist seit diesem Schuljahr auch eine Lehrerin mit an Bord, die sich ausschließlich um die Vorbereitungsklasse kümmert. Frau Natalia Safonov ist ebenfalls aus der Ukraine nach Deutschland gekommen. Dort hatte sie zuvor an der pädagogischen Universität studiert und als Lehrerin unterrichtet. Anders als die meisten Schülerinnen und Schüler, die sie unterrichtet, ist Frau Safonov allerdings kein Kriegsflüchtling. Sie ist bereits 2020 nach Deutschland gekommen und stand vor der gleichen Herausforderung wie ihre Schüler. „Deutsch habe ich in der Ukraine noch nicht unterrichtet, auch die Sprache war neu für mich. Daher habe ich im vergangenen Jahr begonnen, Sprachkurse zu nehmen“, erklärt sie mir. Dadurch könne sie gut nachvollziehen, dass das Erlernen der deutschen Sprache den Kindern manchmal nicht leichtfällt. Mit der Grammatik habe sie zwar keine Probleme gehabt. „Was mir aber schwergefallen ist, war das Sprechen. Ich hatte sehr große Angst, etwas nicht richtig zu sagen“, erzählt sie. Im Gespräch ist von der einstigen Angst vor Fehlern nichts mehr zu spüren. Einen großen Teil dazu habe ihre Arbeit beigetragen. Dadurch, dass sie heute ständig im Austausch mit deutschen Freunden und Kollegen stehe, habe sie ihre Angst vor dem Sprechen verloren. Damit die Schülerinnen und Schüler einen ähnlichen Fortschritt erzielen können, sollen sie mehr und mehr in den Regelunterricht eingebunden werden, berichtet Frau Safonov: „Der Regelunterricht ist sehr wichtig für die Kinder, da sie mit deutschen Schülern Kontakt aufnehmen. Nur so kann ihre Angst vor dem Sprechen zurückgehen.“ In den Pausen der Vorbereitungsklasse spreche man noch ausschließlich Ukrainisch. „Wenn sie aber von deutschen Kindern umgeben sind, haben sie keine andere Chance, als Deutsch zu sprechen.“ Auf Grundlage dieser Überlegung wurde die Teilnahme am Regelunterricht für die ukrainischen Jugendlichen zum neuen Schuljahr von zwei auf vier Stunden täglich erhöht. Eine Änderung, die bei den Schülern auf Begeisterung stößt. Trotz der Umstellungen gefällt es den Schülern bei ihren deutschen Altersgenossen. „Ich finde den Regelunterricht sehr gut, allerdings ist es noch etwas Neues

für mich. Eine andere Mentalität und andere Regeln“, erzählt die dreizehnjährige Derena aus Kiew. Derena hat in der Ukraine schon einige Jahre Deutsch gelernt und beherrscht die Sprache ziemlich gut. Damit ist sie nicht alleine. Auch Verena, die aus der Nähe der ukrainisch-weißrussischen Grenze kommt, berichtet, dass sie in der Ukraine schon Deutsch-Unterricht genossen hat. Daraus ergeben sich starke Unterschiede bei den Sprachkenntnissen der Schüler, was mir im Gespräch mit ihnen schnell auffällt. Ich spreche Frau Safonov darauf an und sie bestätigt mir meinen Eindruck: „Der Unterschied ist tatsächlich sehr groß. Hier gibt es Kinder, die gehen in die fünfte, achte oder zehnte Klasse. Es gibt Schüler, die sprechen und verstehen die deutsche Sprache schon sehr gut. Andere Schüler hingegen verstehen nur wenig und sprechen nur sehr gebrochen.“ Hier würden sich die Kinder aber auch untereinander gut helfen und aufeinander Rücksicht nehmen. „Sie sehen sich als ein großes Team“, sagt Frau Safonov über den Zusammenhalt. Und wenn trotzdem Fragen ungeklärt bleiben, erklärt sie auch gerne in einer anderen Sprache: „Wir haben hier nicht nur ukrainische Schüler, sondern auch eine Schülerin aus Bosnien.“ Die vierzehnjährige Ayla ist im Sommer 2021 aufgrund politischer Unruhen in ihrer Heimat von Tuzla nach Friedrichshafen gekommen. „Wenn die Schüler etwas nicht verstehen, übersetze ich meist auf Ukrainisch oder eben auf Englisch, sodass es alle im Raum verstehen“, führt die Lehrerin weiter aus. Diese Möglichkeit finden die Kinder toll: „Ich finde es wichtig, dass wir mit Frau Safonov eine Lehrerin haben, die Ukrainisch spricht. Wenn wir etwas nicht verstehen, kann sie es auf Ukrainisch erklären“, erzählt Galina aus Uman.

An manchen Tagen rückt das Deutschlernen in der Vorbereitungsklasse auch in den Hintergrund. Dann sprechen die Schülerinnen und Schüler gemeinsam über ihre Erfahrungen mit dem Krieg und darüber, wie sie sich aktuell fühlen. Bis die Kinder soweit waren, sich zu öffnen und über ihre Erlebnisse zu reden, habe es aber auch Zeit gebraucht. „Am Anfang waren sie immer bei guter Laune, haben versucht, sich nichts anmerken zu lassen“, beschreibt Frau Safonov ihren ersten Eindruck von den Kindern. „Alles hat sich in ihnen aufgestaut und sie haben ihre Erlebnisse verdrängt. Nach und nach haben sie sich hier wohler gefühlt und mehr darüber gesprochen. In der Zwischenzeit haben wir über all das, was in der Ukraine passiert ist, gesprochen“, berichtet die Lehrerin. Die Schülerinnen und Schüler finden sich in Friedrichshafen auch privat immer besser zurecht. Viele der Kinder, mit denen ich spreche, erzählen mir, dass sie mittlerweile hier Hobbys gefunden haben. „Ich singe im Chor. Das macht mir viel Spaß“, sagt beispielsweise Galina, merkt aber auch an, dass sie das Tanzen sehr vermisse. „Ich habe es in der Ukraine geliebt, zu tanzen und würde

damit auch gerne wieder anfangen.“ Die Schülerinnen und Schüler gehen aber nicht nur den Aktivitäten nach, die sie schon früher ausgeübt haben. Ein gutes Beispiel hierfür ist Verena: „Ich fahre gerne Kanu. Das habe ich hier entdeckt. Das Kanufahren macht mir sehr viel Spaß und hilft, auf andere Gedanken zu kommen.“

Dass sich die ukrainischen Schülerinnen und Schüler mit ihren Familien hier willkommen fühlen und sich durch Freizeitaktivitäten bereits in die Gesellschaft integrieren konnten, hängt natürlich eng mit der Hilfsbereitschaft der Bevölkerung zusammen. „Das Interesse der Bürger ist nach wie vor da, es gibt auch weiterhin Leute, die sich solidarisch verhalten“, berichtet Martin Hennings, Redaktionsleiter der Schwäbischen Zeitung Friedrichshafen. Er fügt allerdings hinzu, dass der Gegenwind auf jeden Fall zunehme. „Das ist schon der Eindruck, den wir gerade haben. Dieser Vorgang hat bei den Ukrainern im Verhältnis zu anderen Flüchtlingsbewegungen etwas länger gedauert. Man merkt aber definitiv, dass das jetzt langsam umschlägt, dass da rechtsradikale und gehässige Kommentare kommen, was natürlich absoluter Quatsch ist.“ Die Medien, wie die Zeitung, nehmen in der Flüchtlingsbewegung eine zentrale Rolle ein. Neben aktuellen Zahlen und Informationen zur Lage der Ukrainer werden hier auch oft einzelne Schicksale von Menschen abgebildet. „Um die Bürger für ein Thema zu sensibilisieren, muss man überwiegend mit einzelnen Menschen reden. Wenn wir da dann die Geschichte einer ukrainischen Familie erzählen, können sich im Nachhinein darunter mehr Menschen etwas vorstellen. Gerade deshalb war es für uns so wichtig, aufzuzeigen, wie die Menschen hierherkamen, wie sie die Flucht erlebt haben und wie sie sich hier in Friedrichshafen fühlen“, erklärt Hennings. Dadurch, dass die Zeitung als Medium eine große Reichweite hat, ist sie auch für Hilfsorganisationen und -angebote eine Chance, auf sich aufmerksam zu machen. „Es gab Initiativen, die für Menschen Flüchtlingsunterkünfte gesucht haben. Darüber hinaus haben viele Menschen Hilfstransporte mit Medikamenten und Ähnlichem in Richtung Ukraine gestartet. Hiervon sind einige auf uns zugekommen und baten, darauf zu verweisen. Da helfen wir dann natürlich auch gerne“, so der Redaktionsleiter.

Erste Ansprechpartner für die ukrainischen Geflüchteten sind auch nach ihrer Ankunft die Stadt Friedrichshafen und das Landratsamt Bodenseekreis. Die Ukrainerinnen und Ukrainer, die in städtischen Unterkünften wohnen, werden zum Beispiel vom Integrationsmanagement Baden-Württemberg begleitet. Dabei handelt es sich um ein vom Land gefördertes Programm, das Geflüchteten Hilfe zur Selbsthilfe geben soll. In

Friedrichshafen wurde dieses Angebot im Zuge der Flüchtlingsbewegung der Jahre 2015 und 2016 geschaffen und wird seitdem von acht Integrationsmanagern betreut. Als Reaktion auf den Ukraine-Konflikt wurde speziell für Ukrainer ein „Welcome-Integrationsmanagement“ eingerichtet. „Hier hat die Stadt Friedrichshafen die Gelder aufgestockt und eine ganze Stelle geschaffen, die allerdings auf ein Jahr befristet ist“, wird mir in einem Schreiben der Stadt erklärt.

Neben der Stadt Friedrichshafen gibt es auch beim Landratsamt Bodenseekreis eine Beratungsstelle für Geflüchtete, die sich in der Obhut des Landkreises befinden. Außerdem findet sich auf der Homepage des Landratsamts neben Erklärvideos und einer Übersicht über wichtige Veranstaltungen sowie Integrationsangeboten auch die sogenannte „INTEGREAT“-App. „Die INTEGREAT-App ist ein deutschlandweit verfügbares Informationsangebot. Lokale und regionale Informationen werden durch die jeweiligen Landkreise und Städte eingepflegt“, heißt es dort. Die App ist in mehreren Sprachen verfügbar und bietet Geflüchteten eine wichtige Orientierung: „Die App kann diesen Menschen beim Ankommen helfen und zu einer gelingenden Integration beitragen. Denn sie erklärt grundlegende Alltagsfragen, listet Beratungs- und Hilfsangebote auf und verweist auf die zuständigen Behörden. Auch lokale Veranstaltungen und Angebote werden laufend aktualisiert“, wird das Konzept erklärt. In der App erhalten die Bedürftigen unter anderem Informationen zur psychologischen Unterstützung. Aufgrund dessen, dass Stadt und Landkreis zunächst bemüht sind, die Grundbedürfnisse aller ankommenden Menschen zu stillen, können weitergehende Betreuungen aktuell nur selten zentral geleistet werden. Im Falle der psychologischen Unterstützung wird daher auf das Angebot von Praxen und Seelsorgeeinheiten verwiesen. „Insgesamt ist die Verfügbarkeit von Angeboten der psychologischen, insbesondere traumatherapeutischen Behandlung ein großes Problem, das spätestens 2015/16 deutlich wurde“, wird mir von der Stadt Friedrichshafen mitgeteilt. Hinzu komme die Sprachbarriere, die viele Geflüchtete davon abhalte, psychologische Angebote in Anspruch zu nehmen.

Weitere Organisationen und Verbände, die sich um das Thema Integration im Bodenseekreis kümmern, sind unter anderem das DRK Kreisverband Bodenseekreis, das CJD Bodensee Oberschwaben und der Caritasverband Dekanat Linzgau. Die genannten Verbände haben am Mittwoch, dem 23.11.22 in Friedrichshafen einen Informationsabend zum Thema „Integration sichtbar“ veranstaltet. Am Vortag macht mich meine Mutter auf den Artikel

„Integration und was sie bedeutet“ in der Schwäbischen Zeitung aufmerksam, der auf den Infoabend verweist. Ziel des Abends sei es, interkulturelle Öffnung zu fördern und Probleme und Herausforderungen von Migrantinnen und Migranten offenzulegen. Außerdem wolle man direkte Begegnungen zwischen Menschen schaffen, um mögliche Hemmschwellen abzulegen. „Niemand, der flüchtet, macht das ohne Grund“, wird Stephanie Morath in dem Artikel von Lydia Schäfer zitiert.

So viele Menschen, wie sich an diesem Abend im Saal des Roten Kreuzes versammelt haben, hatte ich nicht erwartet. Es sind überwiegend ältere und nur vereinzelt junge Bürger gekommen. Eine Einstiegsfrage zur Herkunft der Anwesenden zeigt, dass etwa zwei Drittel der Gäste in Deutschland geboren wurden, ein Drittel stammt aus dem Ausland. Im Laufe des Abends wird von den Veranstaltern auf den Notstand der Institutionen verwiesen. Personell sei man an einer Grenze angekommen, an der dieses Angebot mittelfristig so nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

Musikalisch untermalt wird die Veranstaltung von Youssouf und Shahnaz Gallo. Er spielt die kurdische Tambur, seine Frau singt auf Kurdisch dazu. Die beiden sind selbst erst vor einigen Jahren mit ihrer Familie aus Syrien nach Deutschland gekommen. Damit jeder im Raum die Liedtexte verstehen kann, übersetzt Shahnaz Teile des Liedes auf Deutsch. Nach und nach stehen immer mehr Menschen aus dem „Publikum“ auf und klatschen zum Rhythmus. In dem Saal kommt richtig Stimmung auf und man sieht in Gesichtern von Youssouf und Shahnaz, mit wie viel Freude und Leidenschaft sie gemeinsam musizieren und andere Menschen an ihrer Kultur teilhaben lassen.

Einen Höhepunkt des Abends stellt der Kurzfilm „Heimkommen“ von Ivo Großner dar. Der Kurzfilm gehört zu der Reihe „Anders wie du“, die Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten und Kulturen zeigt. Die Filme werden in der Bodenseeregion gedreht und sollen unterschiedliche Personengruppen zusammenbringen. „Dadurch schaffen wir echte Begegnungen zwischen Deutschen und Geflüchteten, Reichen und Armen, Gesunden und Behinderten“, heißt es auf der Homepage. Der Film „Heimkommen“ handelt von fünf verschiedenen Personen, die das Heimkommen komplett unterschiedlich erlebt haben. Auch Shahnaz erzählt dort ihre Lebensgeschichte und wie sie aus Syrien mit ihrer Familie nach Deutschland geflohen ist. Aktuell fühle sie sich nirgends richtig zuhause, weder in Syrien noch in Friedrichshafen, wo ihr besonders die Sprache schwerfällt. „Nüchtern betrachtet sehe ich hier keine Chancen“, wird sie auf der Internetseite von „Anders wie du“ zitiert. Im

Film kommen aber nicht nur Menschen zu Wort, die geographisch auf der Suche nach einer Heimat sind, sondern genauso Menschen, deren Leben eine entscheidende Wendung genommen hat.

Die Botschaft des Films, die Vielfalt des Heimkommens und auch der Flucht aufzuzeigen, soll in dieser Reportage nicht zu kurz kommen. Aktuell kommen sogar mehr Menschen aus anderen Teilen der Welt in den Bodenseekreis als aus der Ukraine. „Im November [2022] hat der Landkreis 150 Menschen aufgenommen, davon 39 aus der Ukraine. Geflüchtete aus anderen Teilen der Welt kommen vorrangig aus Afghanistan, der Türkei, Syrien sowie aus afrikanischen Ländern“, berichtet mir das Landratsamt Bodenseekreis auf Anfrage. Im vergangenen Jahr wurden im November lediglich 65 Menschen aufgenommen.

Auch die Geflüchteten, die nicht aus der Ukraine kommen, sind nach ihrer Ankunft auf Hilfe angewiesen – vor allem bei der Integration. Dort übernehmen Hilfsorganisationen eine wichtige Rolle. Eine davon ist der Helferkreis Asyl St. Columban. Im Sommer besuche ich im Auftrag der Schwäbischen Zeitung dessen Sommerfest, das nach einer zweijährigen Corona-bedingten Pause zum siebten Mal veranstaltet wird. Der Helferkreis wurde 2014 gegründet und soll Asylsuchenden eine Hilfe bieten. Auch Al Nerie Atieh war nach seiner Ankunft in Deutschland auf Hilfe angewiesen. 2016 ist er gemeinsam mit seiner Frau und den Ältesten seiner vier Kinder aus Syrien geflohen. „Damals war die deutsche Sprache am schwierigsten. In Syrien lesen und schreiben wir von rechts nach links. Da ist Deutsch ganz anders und war eine große Umstellung“, denkt er an die harte Zeit zurück. Dieses Problem habe weitere Schwierigkeiten hervorgerufen. „Die Arbeitssuche war nicht einfach, vor allem wegen der neuen Sprache.“ Dank der Unterstützung des Helferkreises machte Al Nerie Atieh eine Qualifizierung, um die Jobsuche zu vereinfachen. Auch beim Sommerfest kommt schnell ein Gefühl von Gemeinschaft und Miteinander auf. Jede Familie steuert etwas aus ihrem Heimatland zum reichhaltigen Buffet bei, die Kinder absolvieren verschiedene Spielstationen, es gibt einen Schminktisch und es wird gemeinsam gesungen und gelacht. Dabei kommen neben der deutschen Kultur auch Einflüsse aus anderen Ländern nie zu kurz. „Für uns vom Helferkreis ist es sehr wichtig zu vermitteln, dass alle miteinbezogen werden. Egal ob Muslime, Christen oder Anhänger anderer Religionen.“, so die Koordinatorin Annemarie Fricker. „Wir singen immer unsere Lieder wie das Heimatlied oder die Fischerin vom Bodensee. Aber wir stimmen auch arabische Lieder gemeinsam an.“

Trotzdem stand 2022 die ukrainische Flüchtlingsbewegung im Vordergrund. Bis Ende Dezember „sind 2.680 Menschen aus der Ukraine bei den drei Ausländerbehörden im Bodenseekreis als Kriegsgeflüchtete gemeldet. Davon 1.246 im Landratsamt, 1038 bei der Stadt Friedrichshafen und 396 bei der Stadt Überlingen“, veröffentlicht das Landratsamt Bodenseekreis am 15.12.2022 in einem Lagebericht zur ukrainischen Flüchtlingsbewegung. Beim Landratsamt und der Stadt Friedrichshafen kommt man bislang zu einem positiven Fazit. „Bei der aktuellen Flüchtlingsbewegung aus der Ukraine konnten viele Dinge sehr schnell angegangen und angeboten werden, was zum Teil auch an den bereits vorhandenen Strukturen und Erfahrungen aus früheren Flüchtlingsbewegungen liegt“, fasst die Stadt Friedrichshafen zusammen. Als Beispiel wird das Integrationsmanagement angeführt. „Aus der Flüchtlingsbewegung 2015/16 war das Landratsamt sicherlich krisenerprobt. Es wurde frühzeitig ein Verwaltungsstab eingerichtet, der sich zu Beginn mehrmals wöchentlich ausgetauscht hat“, bestätigt auch das Landratsamt. Außerdem seien die Notunterkünfte aufgrund der weitsichtigen Planung stets voll ausgestattet gewesen und auch die schnelle Ausstellung von Aufenthaltserlaubnissen für Ukrainerinnen und Ukrainer habe einwandfrei funktioniert. Von sehr großer Bedeutung sei laut der Stadt aber vor allem die Solidarität der Bürgerinnen und Bürger gewesen: „Insgesamt gab es ein hohes ehrenamtliches Engagement, viele Sachspenden und eine große Aufnahmebereitschaft der Bewohner Friedrichshafens [...] in privaten Wohnraum.“ Eine Prognose zur Zukunft der Ukrainerinnen und Ukrainer lässt sich aufgrund der Reisefreiheit kaum treffen. „Die Zahl gemeldeter Ukrainerinnen und Ukrainer bewegt sich momentan auf einem konstanten Niveau“, so das Landratsamt Bodenseekreis. Der weitere Verlauf des russischen Angriffskrieges wird hier entscheidend sein.

Nazar ist inzwischen in seine Heimatstadt Uman zurückgekehrt. In Deutschland habe er vor allem seine Familie und seine Freunde, die die Ukraine nicht verlassen hatten, vermisst. „Meine Familie zu sehen und generell in die Heimat zurückzukehren, war ein großer Wunsch von mir“, schreibt er mir über die Social-Media-Plattform Instagram. In der Ukraine sei die Lage weiterhin sehr unruhig, ihm gehe es allerdings trotz dieser Umstände sehr gut. „Die Meisterschaft hat wieder begonnen“, erklärt er mir. „Daher gehe ich in meiner Freizeit meiner Lieblingsbeschäftigung – dem Fußballspielen – nach.“ Ob er aufgrund des Krieges Uman nochmals verlassen muss, weiß er noch nicht. „Meine Eltern überlegen noch, ob sie mich vielleicht auch nach Deutschland zurück schicken.“ Zu Freunden, die er in Friedrichshafen kennengelernt hat, habe er weiterhin Kontakt und auch mit dem System in Deutschland ist er vertraut. „Ich mochte den Anstand, die Verantwortung und die

Freundlichkeit der Menschen in Deutschland, weshalb ich weiterhin im engen Austausch mit ihnen stehe.“ Eine Rückkehr ans Schwäbische Meer und eine Wiedervereinigung mit seinen deutschen Freunden - für Nazar mit Sicherheit auch ein Gefühl von „Heimkommen“.

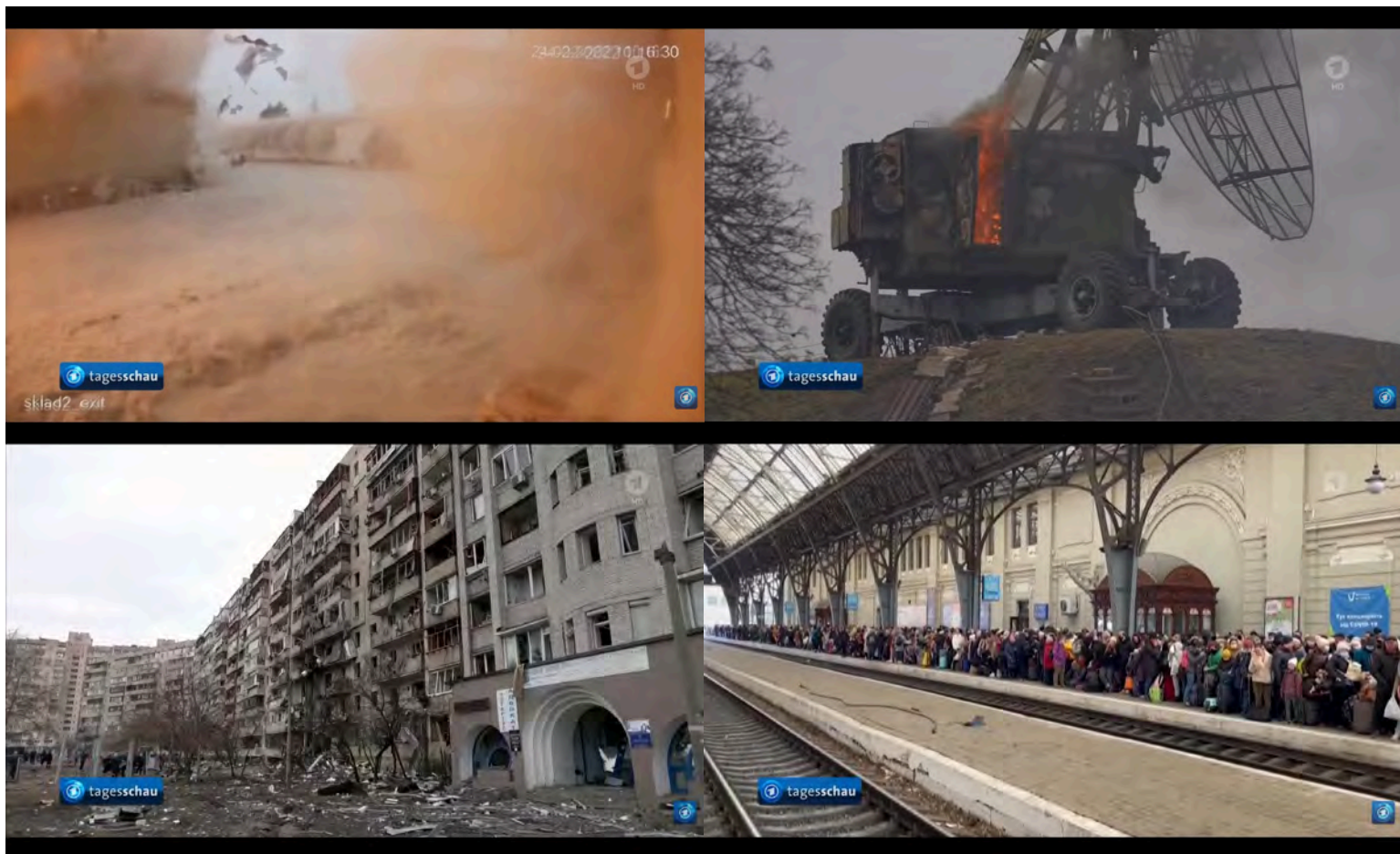


Bild einer Explosion in der Ukraine am ersten Tag der russischen Angriffsoffensive; ein ukrainisches Militärfahrzeug brennt nieder; ein zerstörter Wohnblock in der Ukraine; Menschen warten an überfülltem Bahnhof auf einen Zug (v. oben links nach unten rechts).



Nazar Chorny



Martin Hennings, Schwäbische Zeitung



Deutsch-ukrainische Geburtstagsfeier im Hause Hager (links)

Roman und Yura (rechts)

Quellenverzeichnis

1. Textquellen

- Tagesschau 20 Uhr, 24.02.2022. URL: <https://youtu.be/CREmJUFV4u4>, 04.01.2023
- Tagesschau 20 Uhr, 25.02.2022. URL: <https://youtu.be/UyxQFV9qwl>, 04.01.2023
- Tagesschau 20 Uhr, 26.02.2022. URL: <https://youtu.be/niWGW9RizKk>, 04.01.2023
- Tagesschau 20 Uhr, 28.02.2022. URL: <https://youtu.be/oCsCr10M3vY>, 04.01.2023
- Tagesschau 20 Uhr, 01.03.2022. URL: <https://youtu.be/i83yHOqregA>, 04.01.2023
- Stadt Friedrichshafen, E-Mail mit Antworten zu zuvor gestellten Fragen, 22.12.2022
- Landratsamt Bodenseekreis, E-Mail mit Beantwortung zu zuvor gestellten Fragen, 20.12.2022
- Chorny, Nazar: Antwort auf Fragen über die Social-Media-Plattform Instagram, 06.01.2023
- Hager, Matthias: Gespräch/Interview, 18.12.2022
- Roman und Yura: Gespräch/Interview, 18.12.2022
- Behörde, IT-Fachanwendung: „FREE“ im Einsatz. URL: <https://www.bamf.de/SharedDocs/Meldungen/DE/2022/22060x-am-free-bericht-behoerderspiegel.html?nn=282388>, 08.01.2022
- Gastfreundschaft im Bodenseekreis URL: <https://bodenseekreis.hospodar.de/>, 14.01.2023
- Felder, Christoph: VKL-Start, 06.05.2022
- Safonov, Natalia: Gespräch/Interview, 20.12.2022
- Vorbereitungsklasse des Karl-Maybach-Gymnasiums: Gespräch/Interview, 20.12.2022
- Hennings, Martin: Telefonat/Interview, 03.12.2022
- Schäfer, Lydia: Integration und was sie bedeutet. Schwäbische Zeitung, Ausgabe vom 22. November 2022, S. 14
- URL: <https://www.anderswiedu.de/>, 15.01.2023
- Al Nerie Atieh: Gespräch auf dem Fest der Kulturen 2022, 15.07.2022
- Annemarie Fricker: Gespräch auf dem Fest der Kulturen 2022, 15.07.2022
- Ukraine-Flucht und Asyl: Lagebericht Bodenseekreis aktuell und November. URL: <https://www.bodenseekreis.de/aktuelles/artikel/2022/12/ukraine-flucht-und-asyl-lagebericht-bodenseekreis-aktuell-und-november/>, 15.01.2023

2. Bildquellen

- Tagesschau 20 Uhr, 24.02.2022. URL: <https://youtu.be/CREmJUFV4u4>, 04.01.2023
- Tagesschau 20 Uhr, 25.02.2022. URL: <https://youtu.be/UyxQFV9qwl>, 04.01.2023
- Tagesschau 20 Uhr, 26.02.2022. URL: <https://youtu.be/niWGW9RizKk>, 04.01.2023
- Nazar Chorny: <https://www.instagram.com/p/CZmEjO4on1nRYAqK7Z5L7D7UImGraK3Nq36Rkg0/?igshid=YmMyMTA2M2Y=>, 27.01.2023
- Martin Hennings: <https://www.schwaebische.de/regional/bodensee/friedrichshafen/sz-redakteur-martin-hennings-gibt-schreibtipps-1283915?lid=true>, 27.01.2023
- Fotos Matthias Hager + Familie; Roman und Yura: Bilder über WhatsApp, 19.01.2023

Wir danken für die freundliche Unterstützung.





Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR KULTUS, JUGEND UND SPORT